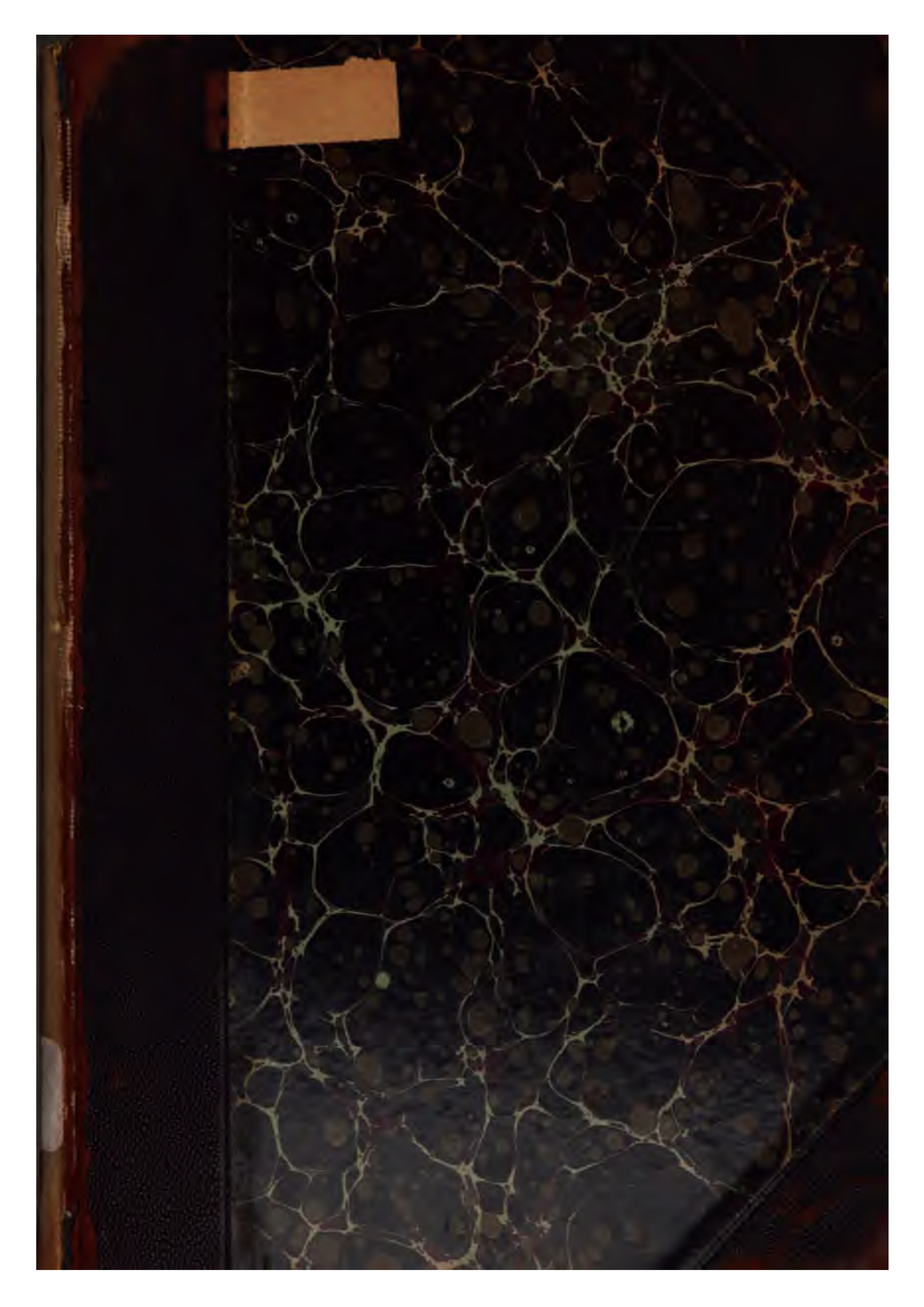
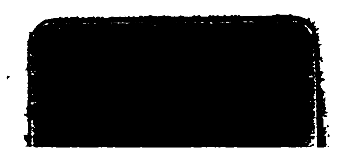
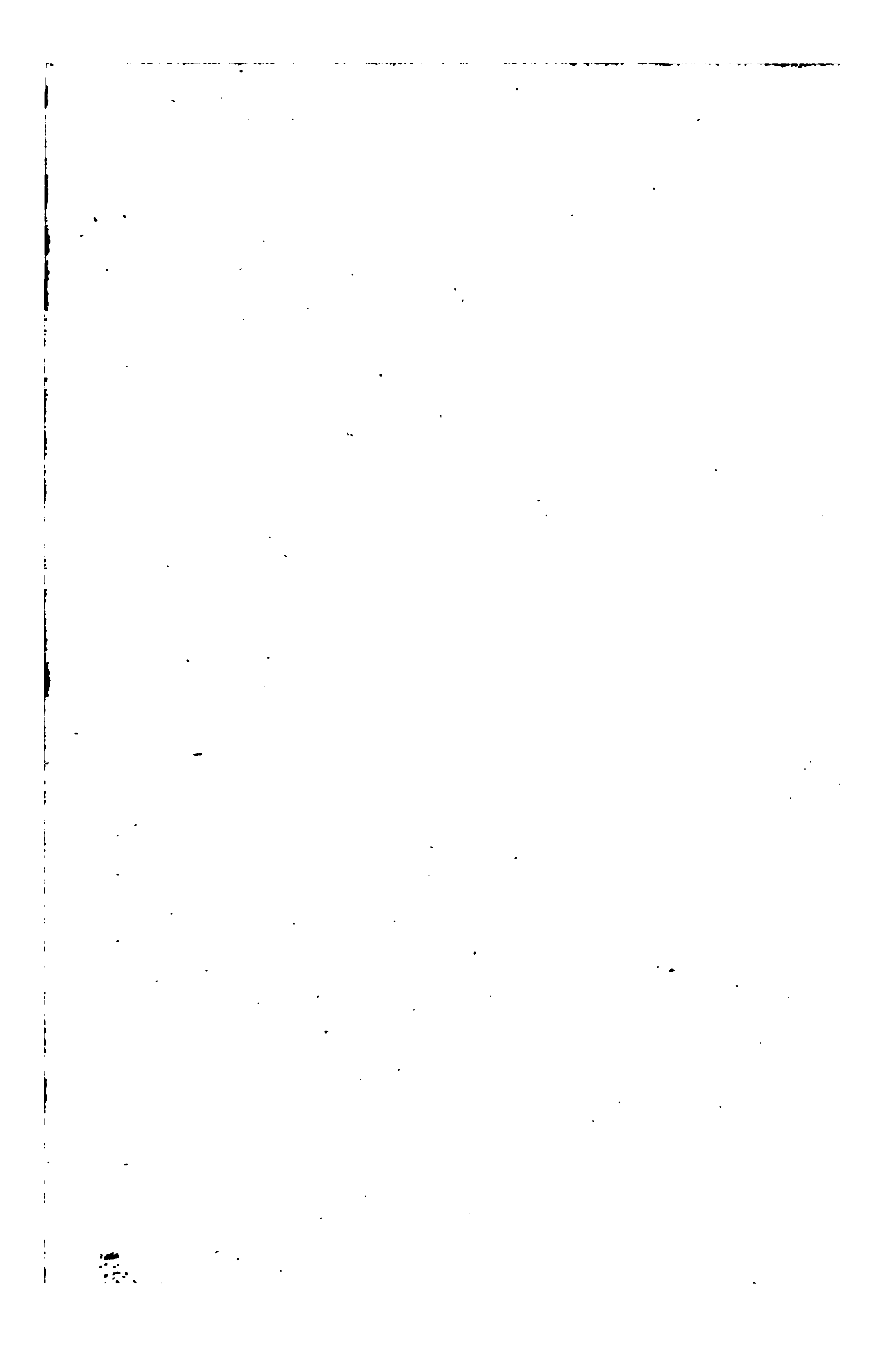



יהוה
INSTITVTIO THEOLOGICA
ANDOVER FVNDATA MDCCCVII
Ps.CXIX
169.
JOH.XVII.
17.
ὁ λογος
ὁ σος
αληθεια
ἐστι
ΑΚΡΟΓΩΝΙ
ΟΥ ΧΡΙΣΤΟΥ.





Im

Lande Jahwehs und Jesu.

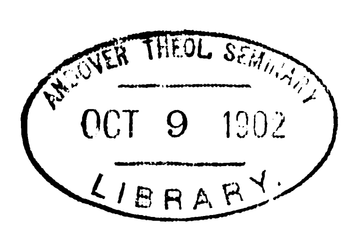
Wanderungen und Wandlungen

vom Hermon bis zur Wüste Juda

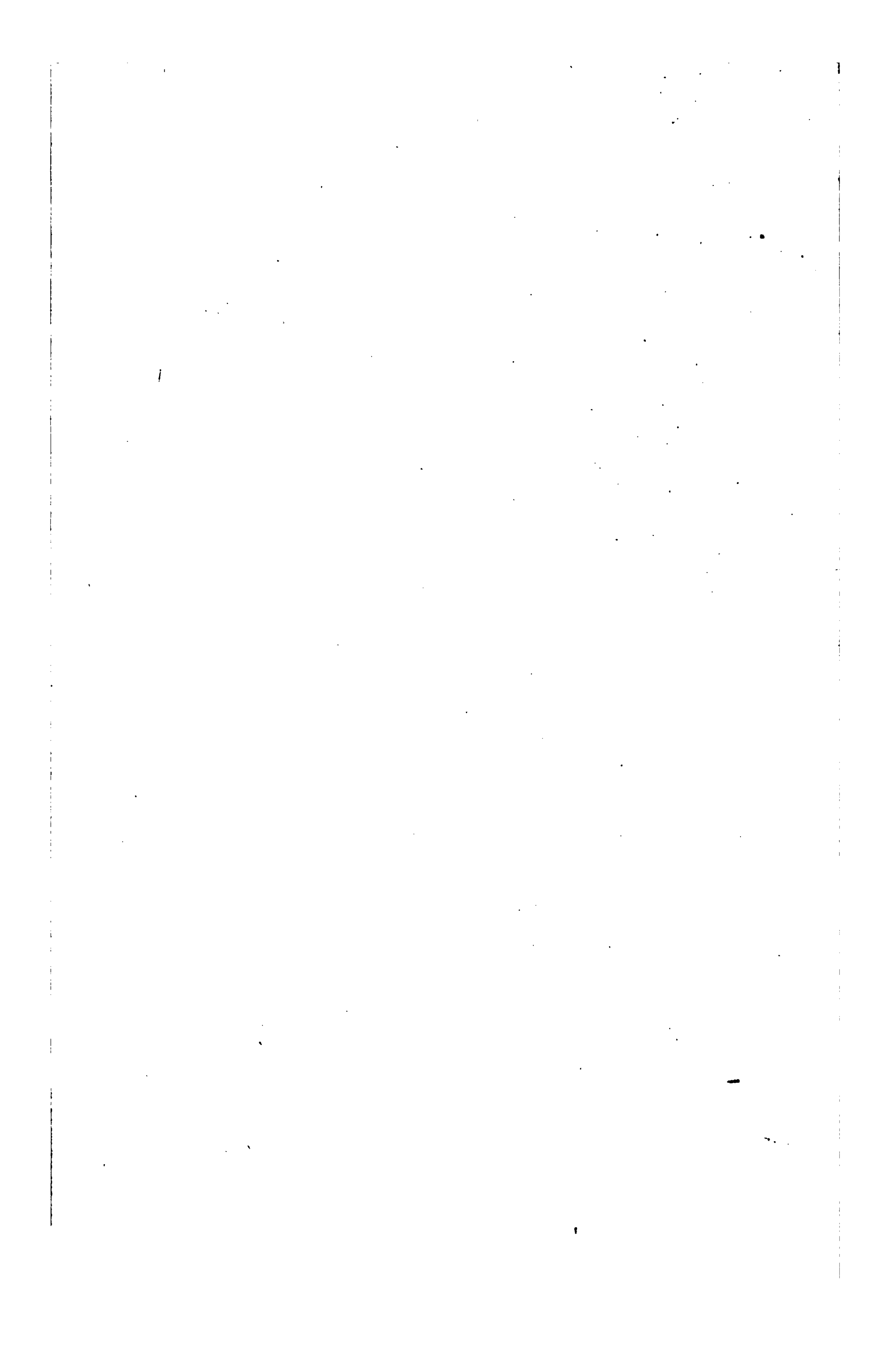
von

Paul Rohrbach.





Tübingen und Leipzig
Verlag von J. C. B. Mohr (Paul Siebeck)
1901.



Im

Lande Jahwehs und Jesu.

Wanderungen und Wandlungen

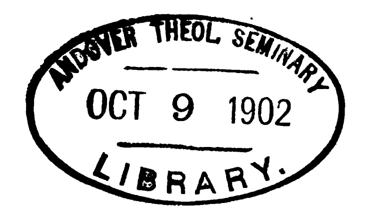
vom Hermon bis zur Wüste Juda

von

Paul Rohrbach.



Tübingen und **Leipzig**
Verlag von J. C. B. Mohr (Paul Siebeck)
1901.



Druck von H. Laupp jr in Tübingen.

Herrn Professor

D. theol. Wilhelm Nowack

in Dankbarkeit

gewidmet.



Vorwort.

Die nachfolgenden Kapitel sind die Frucht einer Reise durch Palästina im Herbst des Jahres 1898. Die Reise und die Niederschrift des unterwegs im Geiste Erlebten waren einmal gedacht als ein Stück Vorbereitung auf theologische Lehrthätigkeit. Statt dessen ist dies Buch für den Verfasser ein Abschied von der Theologie geworden; vielleicht nicht auf immer, aber doch für die nähere Zukunft. Wer sich für die Gründe interessiert, wird sie unschwer zwischen den Zeilen lesen können: niemandem zu Liebe, niemandem zu Leide.

Berlin, Oktober 1901.

Paul Rohrbach,
Lic. theol. Dr. phil.

Inhaltsverzeichnis.



1.

Manahil

Wir ritten längs der Bucht von Akkon, und der Morgen dämmerte herauf. Feucht legte sich die Luft ans Gesicht; ein grauer Nebel schwebte über dem Erdboden und lose Schleier woben sich um den immergrünen niedrigen Buschwald am Karmel. Draußen über dem Meere brauten schwere weiße Dunstmassen undurchdringlich aus dem Wasser empor; aus den Nüstern der schnaubenden Pferde fuhren die Stöße des Atems gleich weißen Dampfstrahlen hervor, und auf dem wollenen Gewebe der Kleidung, auf den Blättern wie auf den Kieseln am Strande lag die Feuchtigkeit wie ein Ueberzug von tausend kleinen durchsichtigen Perlen. Das Meer war glatt, aber seine Fläche wallte unmerklich, als ob es den Morgenwind erwartete. Gerade vor uns schimmerten die Umrisse einer vereinzelten dunklen Klippe, vom flachen Strande aufsteigend, undeutlich durch den Nebel. Jetzt wandte sich die Straße vom Meere ab und auf den Karmel hinauf. In langen Windungen erstieg sie den Rücken des Vorgebirges, das hier wie ein hinausgebauter Felsendamm ins Mittelmeer vortritt. Oben auf der Höhe erschien nördlich das lateinische Kloster Mar Elias, vor uns das Karmelheim, das liebste, traulichste Haus für den

deutschen Reisenden auf dem Boden Palästinas. Jetzt mußte die Sonne gleich aufgehen. Noch ein und das andere Mal vor ihrem Emportauchen am Horizont ließen die Morgenschauer einen jeden von uns den Mantel fester um sich ziehen, aber wir wußten ja: noch eine kleine Weile, und was dich jetzt kaum vor der Kühle schützt, wird unter den Strahlen des Tages zur Bürde werden. Da blitzte es im Osten von Galiläa auf. Hier auf dem Kamme lagen keine Nebel mehr; frei schweifte der Blick über die Meeresebene am Fuß des Gebirges, die der Kison durchfließt, und weiter zu den Höhen, hinter denen Nazareth sich birgt. Vorwärts im Sonnenschein ging der Ritt, dem steigenden Gestirn entgegen, entlaug auf dem Rücken des Karmel. Links zu unseren Füßen lag die leuchtend azurblaue Bucht von Akkon — wo waren die Nebelmassen der Frühe geblieben! —, rechts in der Tiefe die dunklere, majestätisch endlose Fläche des offenen Meeres. In wunderbarer Schärfe und Klarheit ließ die durchsichtige Luft weithin Alles erkennen: die beiden weißen Städte Akkon und Haifa an den Enden der Bucht, das alte Kreuzfahrerkastell Atlit auf seiner Klippe im Süden grau und zerfallen aus dem Meere auffsteigend, das helle Vorgebirge en-Nakura im Norden, dahinter sich die flache Bucht von Tyrus birgt, den gelben Sandstreifen längs der blauen Salzflut und das tiefe satte Grün der üppigen Palmengärten und der Kisonmarschen ostwärts von Haifa! Die Feuchtigkeit des Meeres läßt den Karmel das ganze Jahr hindurch grünen, aber der Wald, den er trägt, ist niedrig: oft kann ein Reiter über das dichte Buschwerk hinwegsehen, durch das der Pfad sich windet. Vom Kamm senkt sich nach beiden Seiten ein grünes Gewoge von Berg und Thal hinab; steil nach Norden zum Kison, sanft und weit nach Süden zur Ebene Saron.

Wir waren schon Stunden geritten und landeinwärts an die Wurzel des Vorgebirges gelangt, als der Fellache, der in der öden Gegend uns als Führer diente, nach links winkte. Ein schmaler Steig führte hier abwärts: bald war unser kleiner Zug mitten in einem Gewirr von Buschwerk und niedrigen Klippen verschwunden. Da öffnete sich der Blick nach vorne: in den Abhang des Gebirges eingebettet, verborgen zwischen den abschüssigen Schluchten und Rücken der Nordseite, lag eine grüne, ebene, mit großen Bäumen bewachsene Terrasse.

Der einsame Platz trug eine Gruppe Eichen mit dichten, dunkeln, immergrünen Laubkronen — keine knorrigen Riesen aus dem deutschen Walde, aber doch Baumgestalten, wie sie in diesem Lande der sonnendurchglühten Berghalden und schattenlosen Hänge ein seltener, Staunen erregender Anblick sind. Unter den Wipfeln herrschten kühler Schatten und Stille; rund umher lag es wie ein besonderer, seltsamer Bann über dem Ort. Unsere Leute saßen flüsternd ab. Der Führer war ein Moslem, die beiden Mukaris syrische Christen, der Diener ein Armenier vom Fuß des Ararat: auch er stieg instinktmäßig mit vom Pferde und näherte sich gleich den Anderen einer Felsspalte. Die Stelle lag ganz im tiefsten Baumschatten; davor war ein kleiner Wall aus losen Steinbrocken aufgeschichtet und eine Menge von allerhand seltsamen Opfergaben hingelegt: Münzen, Knöpfe, Scherben, alte Blechbüchsen, Papierstücke und Aehnliches. Auch der ältere Mukari nahm knieend ein kleines Etwas von seiner Kleidung und that es dorthin auf die Erde — neben ihm verrichtete der Führer seine Andacht. Wir waren bei Schedscharat el-Arbain, den „Bäumen der Vierzig“. Christen, Juden und Muhammedaner beten gleichmäßig an dieser Stätte: die Bäume,

unter denen wir halten, sind ein uralter, heiliger Hain.

Gleich oberhalb des Platzes sieht man ein verfallenes Gemäuer im Gebüsch versteckt; sonst herrscht hier nichts, als weltferne Stille und die Einsamkeit unberührter Natur. Wenige Schritte abwärts öffnet sich ein weiter Blick auf die Ebene tief unten, durch die der helle Silberfaden des Kison läuft, auf das blaue Meer und auf die Berge von Galiläa, hinter denen das Riesenhaupt des Hermon sonnenbeleuchtet aufsteigt — aber der heilige Eichenhain selber liegt zwischen grün bewachsenen Klippen und steilen Felsabsätzen im Dickicht des Bergeshanges verborgen, und wer oben über das Gebirge reitet, ahnt nichts von ihm.

„Warum betet man hier?“ fragte ich die Leute. „Still, Herr!“ flüsterte der Fellache, „hier wohnen Dschinnen, Geister!“ Religiöse Traditionen haften fest an der Erde, auf der sie gewachsen sind — am festesten auf diesem Boden. Wieviele Generationen von Eichbäumen mögen an dieser Stelle seit jenen Tagen emporgewachsen und gefallen sein, da zum ersten Male der Mensch in die Bergwildnis vordrang und den Glauben gewann: hier stehst du an einem Wohnort übernatürlicher Gewalten? Ob dies wohl der Ort auf dem Karmel ist, an dem vor zweitausend Jahren dem Flavius Vespasianus, Legaten von Syrien, durch einen Opferpriester seine kommende Größe geweissagt ward? Möglich, ja wahrscheinlich. Tacitus in den Historien erzählt die Scene, einfach und groß: „Zwischen Judäa und Syrien liegt der Karmel: so heißen Berg und Gottheit. Der Gott besitzt weder Bild noch Tempel — gemäß der Ueberlieferung der Vorfahren, sondern nur einen Altar und die Ehrfurcht der Nahenden. Dort opferte einst Vespasianus, von verborgenen Hoffnungen im Innersten bewegt. Basilides, der Priester, beschaute das Opfer

und sprach: Womit deine Seele auch umgehen mag, Vespasianus — ein Haus dir gründen, Land erwerben, die Menge der Sklaven vergrößern — dir wird ein großer Besitz zu Teil werden, gewaltige Grenzen, vieles Volk!"

Zu der Zeit, da das sich ereignete, konnte noch ein Mann, wenn er die Städte des Reichs vom Jordan bis zum Tiber durchzog, auf seiner Wanderung die ganze Zahl derer, die ihre Kniee im Namen Jesu Christi beugten, von Angesicht zu Angesicht erschauen; über Jerusalem zog das Gericht herauf und das älteste Evangelienbuch wurde eben erst geschrieben — aber die Heiligkeit dieses Ortes reichte schon zurück bis in die fernste Vergangenheit. Sieben Jahrhunderte vor Vespasianus zog König Necho von Aegypten her durch die Ebene unten auf Megiddo zu, und abermals achthundert Jahre früher wogten die Streitscharen des Ramses und Amenophis am Fuße dieses Berges vorbei, ostwärts auf dem „Wege des Meeres" dem fernen Euphrat zu, um Naharina, das Königreich am großen Strom, zu bekämpfen. Auch damals schon rauschte es hier sicherlich in den Wipfeln heiliger Bäume, und voll scheuer Ehrfurcht sahen die Fürsten und Krieger von ihrem Heereszuge zu den Höhen empor, auf denen Gotteskraft wohnte.

Zu der Zeit stand selbst der Tempel von Jerusalem noch nicht, in Delphi gab Apollo noch keine Orakel, fast ein Jahrtausend sollte noch vergehen, bis in Kapilavastu Mayadevis Sohn geboren ward, und die Iranier wußten noch nichts von Zarathustra. Jene Tage lagen schon vor zwei Jahrtausenden, als der Flavier auf dem Karmel opfernd nach den Zügeln des Erdkreises griff, so fern in der Vergangenheit, wie für uns die Schlachten Kaiser Rothbarts und des Hunnen Attila, aber in diesem Hain ward schon damals von altersher mit Furcht und Zittern Gotteskraft

verehrt — damals, da noch keines Beters Lippe Ahura-mazda, Zeus oder Jahweh zu nennen wußte.

Altsemitischer Boden ist es, auf dem wir stehen. Wenn wir auf eine der Klippen nach Norden hinaustreten, so liegt unten die Ebene von Akkon ausgebreitet, und in der Ferne zur Rechten zeigt sich der enge Durchlaß, wo der Kison am Fuß des Hügels Tell el-Kassis zwischen dem Karmel und den ersten Höhen von Galiläa in die Meeresniederung heraustritt. Jenseits jener Pforte liegt Jahwehs Land, die Jesreelebene, das Herzstück des alten Reiches Israel — diesseits walteten Götter der Phönikier und Kanaaniter.

Nichts ist natürlicher, als daß die Alten an einer Stelle, wie diese es ist, die Herrschaft unbekannter, machtvoller Gewalten empfanden! Schon daß der ganze Karmel immer grün, von Waldwuchs bedeckt ist, scheint einem naiven Naturempfinden wunderbar; hier aber steht nicht nur Buschwald, sondern prächtiger, hoher Baumwuchs, begünstigt durch die eigentümliche Lage des Ortes. Wie sollte sich der Mensch, der hierher kam, das deuten, wenn nicht durch den Gedanken: Mächtige, geheimnisvolle Kräfte wirken und weben hier in Fels und Baum! Seit unten in der Ebene Menschen wohnen — und wir wissen es nicht anders, als daß es von den ältesten Zeiten bis heute Menschen semitischen Stammes gewesen sind — hat man darum hier oben Elohim verehrt: Elohim, d. h. übermenschliche Kräfte, Gewalten schreckhafter, dunkler, überwältigender Natur.

Elohim! Eines der Rätselworte der Religionsgeschichte. Alles Seltsame, Merkwürdige, Außergewöhnliche in der Natur, üppige Fruchtbarkeit eines Ortes sogut wie schauerliche Oede, sonderbare Felsgebilde, Höhlen und große Bäume, schwüles Waldesdickicht und die von Wirbelstürmen

durchtobte Wüste, Schluchten, Quellen und Berggipfel — das alles war Wohnsitz von Elohim: Woher sonst ihr merkwürdiges Aussehen und ihre Wirkung auf Seele und Körper des Menschen? Elohim wohnten im Stein, im Wasser, im Baum, im Walde und in der Steppe; wer in ihr Bereich geriet, an dem übten sie ihre Macht über Leib und Leben. Niemand mochte sagen, wie viele ihrer an einem Orte hausten, wie sie zu unterscheiden und wie zu nennen waren. Geheimnisvoll stürmische, unberechenbare Kraft, in Naturdingen wohnend, fähig, dem Menschen zu schaden und ihn zu segnen — so verstand man Elohim, und wo Elohim hausten, da lag ein Bann auf dem Ort: er war heilig.

Was wohl unsere Leute dabei dachten, als sie hier niederknieten und allerlei Kleinigkeiten daließen? Dieselbe Sitte geht durch die ganze semitische und semitisch beeinflußte Welt: an „heiligen" Orten etwas zurückzulassen, was man getragen hat. Am Grabe Timurs in Samarkand, in den Felsenthälern am Fuß des Ararat und an der großen Jordanquelle von Tell el-Kadi, dem alten Dan, habe ich diese Pfänder bleibender Gemeinschaft liegen und hängen sehen, der Gemeinschaft zwischen dem Manne der an den Ort gekommen war, aber von ihm hatte scheiden müssen, und der heiligen Stätte. Heute wie vor Jahrtausenden glaubte und glaubt man im Morgenlande, daß jeder, der solch ein Stück von sich bei einem Heiligtum zurückläßt, damit auch fernerhin ein Begünstigter und Schutzverwandter der übermenschlichen Macht bleibt, die dort ihre Behausung hat.

Wie alt und eingewurzelt muß in der Gegend die Ueberlieferung sein, daß Schedscharat-el-Arbain heilig ist, wenn hier heute noch der Moslem und der Christ

in gleicher Weise dieselbe Sitte üben, die ihre Wurzeln weit jenseits selbst der Zeit hat, da die Grundlagen der Religion Israels gelegt wurden! Freilich — nur ein letztes Ueberbleibsel aus jenen Fernen ist das, was der Wanderer von heute noch sieht. Die Fellachen glauben, daß an solchen Stellen Engel und Dschinnen herabkommen: man könne sie tanzen und singen hören, wenn man sie ungesehen belauscht! Noch immer fürchten sie sich hier und scheuen sich, ein Blatt oder einen Zweig von den Bäumen zu brechen, noch immer sprechen sie wie unsere Mukaris im Flüsterton, um nicht durch lautes Gebahren den Unwillen der Geister zu erregen: ein letztes Ueberbleibsel der Vorkehrungen und der Sorge, mit der im semitischen Altertum ein heiliger Ort betreten werden mußte.

Manahil! raunt der Führer mir zu — Herr, ein Zauberort, ein Ort der Dschinnen! Laß uns reiten Herr, es ist nicht gut, solange hier zu bleiben. Langsam saßen die Leute wieder auf und ritten ab. Als sie im Busch verschwanden und mein Tier ihnen folgen wollte, hielt ich es zurück.

Manahil — ein Zauberort — heiliger Boden! So wie heute haben die dichten Laubkronen schon damals den Boden überschattet, als die Tarsisfahrer der Sidonier zum ersten Male von den Säulen des Melkart im fernsten Abendlande wiederkehrten und von weitem die grüne Höhe des Karmel grüßten! Unberührt von der Axt des Menschen und dem gefräßigen Zahn der Herden standen die alten Bäume hier bis sie stürzten und neuer Nachwuchs ergänzte die Dahingegangenen von Jahrhundert zu Jahrhundert. Wer aber zwischen diese Stämme trat, den faßten die Schauer der Nähe Gottes. Wie ein Stück Geheimnis am hellen Tage ruhte es über diesen Kronen, schwebte es in

der Luft, stieg es um mich aus dem Boden, den so viel tausend tausend Menschen seit den Tagen grauester Vorzeit angehaltenen Atems, klopfenden Herzens betreten haben, getrieben von Furcht und Hoffnung, begehrend und zitternd vor der Gotteskraft, die hier lebte und webte. Von alters her wußten es die Menschen und ein Geschlecht hat es dem anderen gesagt, welch ein Grauen an dieser Stätte wohnte, und noch im Todeskampf des Heidentums nennt Jamblichus der Mystiker den Karmel als den heiligsten von allen Bergen, den niemand unvorbereitet betreten darf!

Manahil! Manahil! Was ist es mit dem Wort? Es klingt und klingt; es füllt Sinne und Seele. Ist es ein Zauberwort, das Geister beschwört?

In meiner Heimat am Gestade des beltischen Meeres erzählt man von einer versunkenen alten Stadt. Sie liegt auf dem Grunde, der See und die dunkeln Fluten decken sie tief vor den Augen der Segelnden zu. Einmal im Jahre aber, des Sonntags, wenn das Meer in regungslos spiegelnder Stille daliegt und über ihm flimmernde Sonnenglut — dann geschieht es einem Fischer, daß er ein Glockenläuten von unten heraufklingen hört. Wenn er dann unverwandten Blicks aus seinem Boot in die Tiefe sieht, so erschaut er dort auf dem Grunde des Meeres in grauer Dämmerung die todte, alte Stadt. In langen Zeilen reihen sich die Häuser aneinander, Märkte und Plätze dehnen sich weit und auf den Türmen des Domes rührt Geisterhand die Glocken — die rufen den Seelen derer, die hier schlafen. So giebt es auch für die Wahrnehmungskraft unserer Seele Momente, in denen sie auf einen Augenblick durch das Dunkel unermeßlicher Zeiträume nach rückwärts hinab zu dringen vermag — bis auf den Grund des Ozeans der Zeiten. Dort werden dir dann

die versunkenen und zerfallenen Gebilde des Empfindens und Sinnens der Vorzeit wieder sichtbar, als ob auch in ihnen noch das Leben wäre, das einst sich Inhalt und Formen erschuf. Diese Minuten des Hellsehens, in denen deine Seele Vorstellungen und Ideen lebendig reproduziert, die vor Jahrtausenden einmal wirklich waren — sie sind Kinder, in dem Augenblick gezeugt und geboren, da die Summe vieler Arbeit, über Büchern und Papier gefunden und ergrübelt, fruchtbar und überwältigend von der Macht des Ortes durchdrungen wird, der zu deiner Seele spricht: hier, hier ist es gewesen! Nirgends noch war mir diese Art von Intuition so deutlich geworden, nirgends war sie erschütternder, tiefer greifend über mich gekommen, als hier unter den Bäumen von Schedscharat el-Arbain auf dem Rücken des Karmel.

Ich stand im Schatten des Hains und sah, wie sich die sonnendurchleuchtete Tageshitze auf das Gebirge niedersenkte. Ueber Berg und Thal kam sie gegangen wie ein gewappneter Mann mit blendendem Harnisch und sengenden Pfeilen. Da wob es sich aus flimmernder Mittagsglut, aus dem Erdgeruch, der vom Boden aufstieg und dem dämmernden, schweigenden Bann unter den Eichen zusammen: Gebilde, Gestalten der Vorzeit. Aus der Luft, aus dem Boden hervor, von Bergeshöhen, vom Blachfeld unten kamen sie heran und wogten wie eine große, große Schar. In der Ferne waren sie noch wie Nebelgeschwader und Schattenbilder, dann wie Wiederkehrende von den Todten — dann wie Söhne der Menschen.

Lautlos, ohne Regung hing das dunkle Laub an den Bäumen und wie ein Hauchen von Geistern kam es überall aus den grauen, rissigen Stämmen, aus den Steinen und Klüften, aus der Schwüle der Luft und dem Schatten der

dichten Kronen. Aus tausendjähriger Ferne herüberdringend, aus der Tiefe des Zeitenabgrundes emporsteigend, schwebte ein gewaltiger Akkord, nur der Seele vernehmbar, nicht dem Ohre, die Sinne bannend, füllend, einher: heilig, heilig! Gottesschrecken weht, Gotteskräfte, große Elohim sind gegenwärtig — heilig sei, wer Gott sich naht!

Heilig an Leib und Kleid, heilig an Händen und Füßen, heilig, damit er am Leben bleibe, verschont von den Gefahren des Ortes, an dem die Gottheit haust. Zieh' deine Schuhe aus, denn die Stätte, da du stehest, ist heiliges Land! Mit den Schuhen bist du in den Staub und alle Unreinheit des Weges getreten — wehe dir, wenn du davon auf den Boden bringst, den Gott bewohnt. Von übernatürlicher, göttlicher Kraft ist er durchdrungen; wie ein verderblicher Schlag würde sie heraus und in den Frevler fahren, der Unreines hineinbringt, wo Elohim wohnen.

Schrecklich erfüllt die Heiligkeit die Erde, den Fels, den Baum; nur ein Mensch, der genau weiß, was der Gottheit gebührt, was sie duldet und was ihr ein Greuel ist, darf ins Heiligtum treten. Hast du eine unreine Wunde am Körper, bist du des Tages deinem Weibe genaht, hast du einen Leichnam berührt, ist dein Fuß auf Gefallenes getreten — hinweg dann mit dir, daß Gott dich nicht schlage! Nicht im Alltagsgewande nahe dich Gott, damit nichts Profanes vor ihn komme, und gehst du von Gott, so lege das Gewand wieder ab, denn es ist heilig geworden und verderblich für jeden, der es unheilig berührt!

Es wogt und wallt. Lautlos erfüllt die nahende Schar den Hain: Krieger mit Schwertern und Speeren, zu weitem Marsche gerüstet, dürstend nach Blut zur Sühne für Blut — und alle *heilig*. Und siehe: ein großer

Stein mitten unter den Bäumen, schwarz von altem Blut, das über ihm vergossen ist — daneben aber eine tiefe Grube gegraben und die Männer sammeln sich in weitem Kreise um die Opferstätte. Da tritt ein Alter hervor, einen Strick in der Hand — einen Widder bringt er herbei und bindet ihn hart auf dem Blutstein fest. Und es regt sich in der Runde — in langem Zuge umkreisen sie den Stein — einmal und wieder und zum dritten Male .... schnell, immer schneller: schwarze Augen funkeln in dunklen Gesichtern, krumme Schwerter fliegen aus der Scheide, die braunen zottigen Mäntel wehen und rauhe Worte in wildem Rhytmus dringen aus den Kehlen der rasend im Kreise einherstürmenden Männer. Noch tönt in den Klüften des Berges der rollende Widerhall nach — da wirft sich der Vorderste auf den Widder, ergreift ihn beim Kopf und durchschneidet ihm mit dem scharfen Schwert die Kehle. Dampfend läuft der rote, helle Blutstrahl über den Stein in die Grube, aber kaum daß der warme Schein im Dämmer des tiefen Schattens unter den breiten Baumkronen aufleuchtet, so stürzt sich die Schar auf das Opfer: mit den Händen fangen sie von dem schäumenden Blut auf und trinken es, mit den Schwertern zerhauen sie das sterbende Tier in Stücke und schlingen in wilder Hast das rohe noch zuckende Fleisch hinunter, bis der letzte Fetzen verschwunden ist — süßer Blutgeruch und Dunst wie ein Rausch erfüllen die heiße brütende Luft im Hain und gierig saugt der feuchte schwarze Erdboden unter dem Opferstein das herabgeflossene Blut in sich ein: das Opfer ist vollbracht. Wieder sammeln sich die Männer: wilder glüht ihr Blick, fester schließen sich die Fäuste um Schwertgriff und Lanzenschaft, rascher flutet das Blut durch die Adern und stürmende, drängende, heiße Gewalt überkommt sie,

denn sie haben einen Blutbund mit der Gotteskraft geschlossen, die an dieser Stätte wohnt. Gemeinsam mit Gott haben sie das Opfer im Blute verzehrt — Gott ist ihr Genosse beim Blutmahl geworden! Im Blut ist die Seele, das Leben des Opfers, im rinnenden Blut schließt Mann mit Mann den Bund auf Leben und Tod; noch im Blute, voll Leben, voll Seele verzehren sie das Fleisch des Opfers, sein sprudelndes Blut trinken sie voll heißer Inbrunst, und vom selben Blute fließt der warme, rauchende Strahl über den Stein, der ihnen Altar, Bild und Behausung Gottes zugleich ist. Da faßt sie Gottesmacht — gewaltsam spannen sich ihre Nerven und Muskeln: übermenschlich, stürmisch, wild und grimmig, besinnungraubend kommt die Kraft über sie und erfüllt die Genossen der Blutkommunion mit dem hinreißenden Glauben: Gott ist bei uns, unter uns, mit uns! Gemeinschaft ist da zwischen uns und unserm Gott — auf zu dem Werk, das wir vorhaben, auf in den Krieg!

In den Wipfeln rauschte es, und das Gesicht verschwand. Da ritt ich meine Straße weiter und war bald wieder bei den Gefährten. Bald rasteten wir, und als es Abend ward, waren wir unten am Fuße des Karmel.

2.

Tell el-Kadi

Gerade am Südfuß des Hermon läuft eine niedrige Stufe quer durch das Thal, in dem das Hohle Syrien zwischen Libanon und Antilibanon endet und in das Ardsch el-Hule übergeht. An dessen Südende liegt der sogenannte See Merom, in Wirklichkeit Bahrat el-Hule, der alte Semachonitis. Die Stufe ist ein Querbruch auf dem Boden der Längsspalte, die von Nordsyrien bis ans Rote Meer in meridionaler Richtung die Randlandschaft auf der Ostseite des Mittelmeeres durchsetzt. Südlich von jener Bruchlinie ist die Sohle des großen Thales tiefer gesunken; nördlich davon blieb sie in der alten Höhe stehen. Die Wand, die so entstand, ist im Laufe der Zeit durch die nivellierende Wirkung des Wassers in eine allmählich sich senkende Böschung verwandelt worden, und an deren Fuß müssen alle die Gewässer zu Tage treten, die durch das spalten- und klüftereiche Kalkgestein des nördlichen Gebirges unterirdisch abwärts geflossen und gesickert sind. So kommt es, daß sich vom südlichen Abbruch des Hermon quer über den ganzen Boden des Einsturzes zwischen dem östlichen und westlichen Hochlande eine fortlaufende Region mächtig zu Tage tretenden Quellwassers hinzieht. Die stärksten

Ausbrüche sind die Quelle am alten Paneion in der Höhle von Banijas und der gewaltige Doppelsprudel el-Leddân am Fuß des Hügels Tell el-Kadi, eine halbe Stunde nach Westen.

Wir waren auf dem Wege vom alten Cäsarea Philippi nach den Bergen von Galiläa. Der Herr des Hauses, das uns zur Nacht beherbergt hatte, geleitete uns, damit wir den Weg bis zum Tell el-Kadi nicht verfehlten. In seinem hellen Mantel, das bunte Keffije auf dem Kopf, und einen langen Stab in der Hand, schritt er schweigsam mit weitausgreifenden Schritten vor uns her und wir ritten, einer hinter dem andern, auf seiner Spur. Mir fiel dabei das Wort aus dem Evangelium ein: So jemand dich nötigt eine Meile als Wegeführer, so gehe mit ihm zwei. Vermutlich hätte der Mann nichts dagegen gehabt, zwanzig Meilen mit uns zu gehen. Was hatte er auch zu Hause zu versäumen! Bei so faulen und verkommenen Verhältnissen, wie sie heute unter der Sonne des Ostens herrschen, hätte er mit seiner Hände Arbeit vielleicht in einer Woche so viel erworben, wie er jetzt für eine Viertelstunde als Bakschisch bekam.

Das Land, durch das wir ritten, war fruchtbar und gut bewässert, voll rascher Rinnsale, großer Bäume und dichten Gesträuchs. Von Anbau war keine Rede mehr, sobald wir das Dorf ein Stück hinter uns hatten. Genau im Süden, jenseits des dreieckigen Hule-Sees, sahen wir den tiefen Einschnitt des Ghôr über dem blauen Wasser zwischen den scharfen Rändern des gelbschimmernden Hochlandes östlich und westlich vom Jordan in die Horizontlinie eingekerbt. Ein gewaltiger Einsturz der Erdrinde hat in vorgeschichtlicher Zeit den Riesengraben in das einst zusammenhängende Kalkplateau von Palästina hineingesenkt.

Weiterreitend bekamen wir bald einen freiern Ausblick in die grüne, sumpfige Ebene, die sich von der Hügellandschaft bei Banijas an bis an den Fuß Galiläas erstreckt. Schon von weitem zeigte sich darin ein isolierter Hügel mit einer mächtigen Eiche — einer der größten Bäume in ganz Palästina! — auf halber Höhe. Näher heranreitend gewahrt man, daß es ein heiliger Baum ist, denn hoch hinauf zeigten sich die Zweige mit Zeugfetzen, Fransen und Fäden behängt, in einer Menge, wie ich es noch nirgends gesehen hatte. Wo man in Palästina auf solch einen Ort stößt, kann man sicher sein, eine uralte Kultusstätte vor sich zu haben, und so auch hier: Tell el-Kadi ist das alte Dan! Als wir den Eichbaum erreicht hatten, erblickten wir unter ihm ein weiß getünchtes muhammedanisches Heiligengrab. Es liegt ganz frei ohne Einfriedigung da, wird aber in der ganzen Gegend hoch verehrt. Bei der Eiche lenkte ich mein Pferd vom Pfade ab und trieb es nach oben, auf den Gipfel des steilen Hügels hinauf. Die Oberfläche zeigte sich von elliptischer Gestalt, einige hundert Schritte lang und breit: der Platz der alten befestigten Stadt, die den äußersten Vorposten Israels gegen Norden bildete. „Von Dan bis Bethel", „von Dan bis Beerseba" — so liest man im Alten Testament. Mit Gras und niedrigem Gestrüpp überwachsene aber gänzlich formlose Steinmassen bedeckten den Boden; andere Steine in Menge, die von oben hinabgerollt sind, liegen weithin am Fuße des Hügels zerstreut. Die wüste Fläche auf der Höhe würde für einen gleichgültigen Besucher wenig Anziehendes haben — wie anders aber für den, der die Geschichte des Ortes kennt!

Vor dreitausend Jahren, als Hektor und Achilles vor Troja kämpften, stand hier schon eine feste Stadt. Sie

hieß Lais und sidonische Phönikier bewohnten sie, wohlhabende und sorglose Leute, denn das Land war reich und hatte an Allem Ueberfluß. Da wurde die Stadt eines Tages von einer handvoll verwegener Gesellen überfallen. Diese besiegten ihre Bewohner in blutigem Kampfe, steckten die Häuser in Brand und dann, als sie Alles verheert hatten, bauten sie sich selber eine Feste auf dem Hügel und nannten sie nach dem Namen ihres Geschlechtes Dan. Sie hatten ein Bild des Gottes Jahweh bei sich, das stellten sie bei der Stadt in einem Tempelhause auf, und ein Mann mit Namen Jonathan — man hielt ihn für einen Enkel des Mose — und seine Söhne und Nachkommen dienten hier als Priester Jahwehs bis auf die Zeit, da König Sargon nach dem Falle von Samarien sie alle samt den Priestern und Vornehmen aus ganz Israel nach Assyrien deportierte.

Die Männer, die Lais überfielen, waren ein ganzer israelitischer Stamm — sechshundert waffenfähige Krieger sammt ihrem Vieh, ihren Weibern und Kindern. Ihnen war noch kein Erbbesitz im Lande zugefallen, als alle anderen Stämme Israels schon auf dem erkämpften, den Kanaanitern abgenommenen Grund und Boden saßen. Im Küstenlande südlich vom Karmel hatten sie sich nicht zu behaupten vermocht, denn die Amoriter drängten die Kinder Dan ins Gebirge und gaben nicht zu, daß sie zur Ebene herabstiegen; das Gebirge landeinwärts aber war von Ephraim besetzt. Da schickten sie Kundschafter aus, eine Gegend ausfindig zu machen, in der sie wohnen könnten; die zogen aus und kamen alsbald in das Stammgebiet Ephraims.

Zu der Zeit wohnte auf dem Gebirge Ephraim ein Mann, Namens Micha, dessen Geschlecht war sehr reich.

Seine Mutter besaß elfhundert Silbersekel, aber der Sohn entwandte ihr eines Tages heimlich den Schatz. Da sprach die Frau einen Fluch über den unbekannten Dieb in Gegenwart des Sohnes aus, Micha aber geriet darüber in Angst und sprach zu seiner Mutter: Das Geld ist in meiner Verwahrung; ich habe es entwendet, aber nun will ich es dir zurückgeben. Seine Mutter erwiderte: Mögest du von Jahweh gesegnet sein, mein Sohn! So gab er seiner Mutter die elfhundert Sekel zurück. Seine Mutter aber sprach: Ich will das Geld Jahweh geweiht haben und zum Besten meines Sohnes darauf verzichten, damit ein Gottesbild daraus verfertigt werde; dann nahm sie die Sekel und gab sie einem Goldschmied, der machte daraus ein Ephod, d. i. ein Jahwehbild, das einen geschnitzten Holzkern hatte und einen gegossenen Ueberzug von edlem Metall darüber. Das Bild kam in das Haus Michas; er stellte es in einem besonderen Raum in seinem Hause auf, und seine Hausgötter, die Teraphim, daneben. Bald darauf kam ein fremder, junger Mann auf der Wanderschaft in das Haus Michas. Micha fragte ihn: Woher kommst du? Jener antwortete ihm: Ich bin ein Levit aus Bethlehem in Juda, ich bin unterwegs, um mich niederzulassen, wo ich es treffe. Micha erwiderte ihm: Bleibe bei mir und sei mir Vater und Priester, so will ich dir jährlich zehn Silbersekel geben und den Aufwand für Kleider und deinen Lebensunterhalt. Da willigte der Levit ein bei Micha zu bleiben und wurde sein Priester. Da sprach Micha: Nun weiß ich gewiß, daß mir Jahweh wohlthun wird, weil ich den Leviten, der seinen Dienst kennt, zum Priester habe.

Jonathan nun, der Levit, diente dem Micha als Priester in seinem Gotteshause und von weit und breit

kamen die Leute zum Gehöft Michas, um Jahweh in ihren Angelegenheiten zu befragen, und Micha hatte einen großen Vorteil davon, so daß sein Reichtum sich mehrte. So oft einer ein Wort von Jahweh haben wollte, pflegte er sich dazu an einen Priester zu wenden, denn dieser kannte Jahwehs Recht besser als andere Leute, sowohl das Recht, das er von den Menschen für sich forderte, als auch das, welches er sie wies, wenn sie unter einander eine Sache hatten. Das Alles nannte man Jahwehs Thora, und die holte man beim Priester; zum Opfern aber brauchte niemand einen Priester; damit wußte jeder Israelit selber Bescheid.

Am besten war es, wenn der Priester ein Ephod hatte, ein Gottesbild, wie das Michas, sammt Urim und Tummim, dem heiligen Losorakel — aber solche Schätze waren damals noch selten in Israel. Nirgends aber erbte sich die Kunst des Gottbefragens sicherer fort, als bei den Kindern Levi. Darum freute sich auch Micha so, als er den Leviten als Priester für sein prächtiges Ephod gewonnen hatte.

Auch Mose, der Erste, der als Priester den Jahweh für Israel befragt hatte, war vom Stamme Levi, und von ihm leiteten die alten Priesterfamilien im Lande ihre Herkunft und ihre Kunst ab, wie Jonathans Geschlecht in Dan es that und die Priester der Lade Jahwehs zu Silo auf dem Gebirge Ephraim.

Vom Priestertum der Kinder Levi singt ein altes Lied in Israel, daß Jahwehs Tummim und Urim ihnen gehören, den Leuten Moses, des Jahweh Getreuen:

„Sie gehören dem, der von Vater und Mutter sprach: ich sah sie nicht,
Der seine Brüder nicht anerkannte und nichts wissen wollte von seinen Kindern;
Denn sie hielten sich an dein Gebot
und bewahrten dein Gesetz.

Sie lehrten Jakob deine Rechte
und Israel deine Weisung;
Sie bringen Opferduft in deine Nase
und Ganzopfer auf den Altar.
Segne, Jahweh, seinen Wohlstand
und laß dir gefallen das Thun seiner Hände!
Zerschmettere seinen Gegnern die Lenden
und seinen Hassern, daß sie sich nicht mehr erheben!"

Einst hatten Moses Stammesgenossen, die Kinder Levi, für Jahweh und für Mose gestritten wider das ganze übrige Israel! Als Israel in der Wüste einst Jahweh untreu ward, da trat Mose an das Thor des Lagers und rief: Her zu mir, wer Jahweh angehört! Da sammelten sich um ihn alle Leviten. Er aber sprach zu ihnen: So spricht Jahweh, der Gott Israels: Gürtet ein jeder sein Schwert um, geht im Lager hin und her, von einem Thor zum andern und schlagt todt wer es sei, Brüder, Freunde und Verwandte! Die Leviten aber thaten nach dem Befehl Moses und so fielen an jenem Tag von dem Volke bei dreitausend Mann, und damals sprach Mose zu den Kindern Levi: Heute seid ihr ins Amt eingesetzt worden!

Bei Jahwehs Priestern waren die Urim und Tummim Jahwehs und seine Thora — wozu aber bedurfte man nicht dieser! Unzählig waren die Anliegen, in denen die Leute vor Jahweh erschienen, bei Michas Bild so gut, wie bei den andern Heiligtümern des Landes. Der Bauer, der mit seinem Nachbarn um die Grenze der Aecker im Streit war, der Häuptling, der einen Streifzug gegen den Feind plante; ein Mann, der des falschen Zeugnisses angeklagt war wider seinen Nächsten oder einer, der über die Sühne vergossenen Bluts den Willen Gottes erforschen wollte; wer einen Weg in die Ferne vorhatte, wem sein Ochse oder Esel abhanden gekommen war oder wen eine

schmerzhafte Krankheit schlug: sie alle kamen, jeder mit seiner Sache, sich Jahwehs Thora beim Priester zu holen und sprachen: Bitte, befrage doch Gott für mich!

Und Micha freute sich seines Gottesbildes und seines Priesters und daß ihm Jahweh gnädig war. Da kamen eines Abends die Kundschafter der Daniten, fünf reisige Männer, auf ihrer Späherfahrt zu seinem Gehöfte und fanden Aufnahme über Nacht. Als sie nun an der Mundart jenes jungen Mannes erkannten, daß er ein Levit war, fragten sie ihn: Wer hat dich hierher gebracht? Was thust du da und was hast du hier? — denn die Kinder Levi sprachen einst anders, als die übrigen Israeliten. Er antwortete ihnen: So und so hat Micha gegen mich gehandelt; er dingte mich und ich wurde sein Priester. Da baten sie ihn: Befrage doch Gott, daß wir erfahren, ob die Reise, auf der wir begriffen sind, guten Erfolg haben wird! Da befragte der Priester Gott und erwiderte den Männern: Geht getrost! Die Reise, auf der ihr begriffen seid, ist Jahweh genehm. So zogen die fünf Männer weiter und gelangten nach Lais. Da nahmen sie wahr, wie die Leute darin sorglos lebten nach der Weise der Sidonier und an nichts Mangel im Lande war. Auch waren sie ferne von den Sidoniern und niemandem schutzverwandt.

Als die Kundschafter nun zurückkamen, sprachen sie zu ihren Stammesgenossen: Was sitzt ihr hier noch stille? Auf, laßt uns gegen sie zu Felde ziehen, denn wir haben das Land besehen — es ist in der That ganz vortrefflich! Seid ihr noch unschlüssig? Zögert nicht, euch auf den Weg zu machen, um hinzuziehen und das Land in Besitz zu nehmen! Wenn ihr hinkommt, trefft ihr ein sorgloses Volk und das Land hat Raum nach allen Seiten. Ja, Gott hat es in eure Gewalt gegeben — einen Ort, wo-

selbst an nichts Mangel ist, was es auf Erden giebt.

Da brach der Stamm der Daniten auf — sechshundert mit Waffen gerüstete Leute — und marschierten auf das Gebirge Ephraim und gelangten an das Haus Michas. Die fünf Männer aber, die vorher ausgezogen waren, das Land zu erkunden, sprachen zu ihren Stammesgenossen: Wißt ihr auch, daß sich in diesem Gehöft ein Gottesbild befindet und Teraphim? Seht also zu, was ihr thun wollt! Da bogen sie in jener Richtung ab und gelangten zu dem Hause Michas. Die sechshundert Mann mit ihren Waffen blieben draußen vor dem Thore stehen, die fünf Männer aber, die ausgezogen waren, das Land zu erkunden, stiegen hinauf, und der Priester stand vor dem Thore. Da drangen jene in das Haus Michas ein und entwendeten das Bild und die Teraphim. Der Priester fragte sie: Was macht ihr? Sie aber erwiderten ihm: Schweig stille! Lege die Hand auf den Mund, gehe mit uns und werde uns Vater und Priester! Willst du lieber Hauspriester eines einzelnen Mannes sein oder Priester eines Stammes und Geschlechtes in Israel? Das sagte dem Priester zu und er nahm den Ephod an sich und trat inmitten der Leute — denn der Stamm Dan besaß noch kein Ephod. Darauf wandten sie sich zum Gehen und stellten die Kinder, das Vieh und die Dinge von Wert an die Spitze des Zuges, falls sie jemand mit gewaffneter Hand einholen sollte. Kaum aber hatten sie sich vom Hause Michas entfernt, da scharten sich die Bewohner des Gehöftes zusammen und holten die Daniten ein. Sie riefen die Räuber an, daß diese sich umwandten und den Micha fragten: Was ist dir, daß du dich zusammengeschart hast? Er antwortete: die Götter, die ich mir gemacht habe, die habt ihr weggenommen, dazu den Priester,

und seid davongegangen — was bleibt mir nun noch? Wie könnt ihr da noch fragen: Was ist dir? Die Daniten aber erwiderten ihm: Laß du uns nichts weiter hören! Sonst könnten erbitterte Leute über euch herfallen und durch deine Schuld wäre es um dein und der deinigen Leben geschehen! Da kehrte Micha wieder nach Hause zurück, denn er erkannte, daß sie ihm überlegen waren, die Daniten aber zogen ihres Weges weiter. Darauf gelangten sie nach Lais und nahmen die Stadt ein und wohnten daselbst; das Bild Jahwehs aber, das Micha gefertigt hatte, stellten sie bei ihrer Stadt auf. —

Ob wohl von den Steinen, die oben auf dem Hügel lagen, noch einer von der alten Danitenstadt herrührte? Wie oft nach jenem Blutbade unter den kanaanitischen Urbewohnern mag wohl noch um diesen Platz gekämpft worden sein? Wie oft mag der Feuerschein der brennenden Stadt von hier weit in die Ebene hineingeleuchtet haben, wenn Aramäer und Assyrer, seleucidische und makkabäische Heere, Römer, Perser und Araber sie berannten und anzündeten? Nur wenige Jahrhunderte lang war Dan ein israelitischer Ort. Die Stadt gehörte zu den ersten, die in den Assyrerstürmen dem ephraimitischen Reich verloren gingen, und voll Trauer gedachte man später der Zeiten, wo die Grenzen des Davidisch-Salomonischen Reiches so hoch hinaufgereicht hatten. Wie hieß es doch im Königsbuch von jenen Tagen?

„Damals waren Juda und Israel zahlreich, so massenhaft, wie der Sand am Meer, und sie schmausten und waren voll Fröhlichkeit und Salomo hatte Gewalt über alles Land und hatte Frieden auf allen Seiten ringsum, daß Juda und Israel sicher wohnten, ein jeglicher unter seinem Weinstock und unter seinem Feigenbaum, von Dan

bis Beerseba!" Die Worte wehmütiger Erinnerung an den Glanz der Vergangenheit kamen mir in den Sinn, als ich auf dem einsamen Hügel von Dan stand und in die sonnendurchleuchtete Landschaft hinaussah. Weit hinten nach dem See zu deuteten Baumgruppen die Lage von zwei oder drei Dörfern an; auf den Bergen zur Rechten und Linken schimmerten die Ruinen des großen Schlosses von Banijas und der weißen Veste Hunin am Rande von Galiläa herab, und gen Norden in weiter Ferne war Abel Beth Maacha zu sehen, wo Joab, dem Feldherrn Davids, der Kopf des Rebellen Seba über die Stadtmauer zugeworfen wurde. Diese Nordmark des Landes war eine Hüterin der Vätersitte, eine Mutter tapferer und zäher, vor keinem Mittel zurückschreckender Männer, und in alter Zeit galt es im ganzen Lande als Sprichwort: „In Abel und in Dan soll man nachfragen, ob da außer Brauch gekommen ist, was die Getreuen Israels verordnet haben!"

„Dan wird Recht schaffen seinem Volk
wie irgend einer der Männer Israels!.
Dan wird eine Schlange an der Straße sein,
eine Hornviper am Wege,
Die das Roß in die Fersen beißt,
so daß der Reiter rückwärts sinkt!
Auf dein Heil harre ich, Jahweh!"

Und:

„Ein Löwenjunges ist Dan,
das aus Basan hervorspringt!"

So kennzeichnen die alten Lieder Israels den kleinen Stamm voll gewaltthätiger und skrupelloser Unerschrockenheit — und wie passen solche Worte auf jene verwegene Heerfahrt der Sechshundert ins Phönikerland! Ihr Schicksal, Weib, Kind und Habe, stellen sie auf die Spitze des Schwertes, Gottesbild und Priester gewinnen sie unterwegs mit Ver-

rat und Gewalt — wie der Blitzstrahl aus heiterem Himmel fallen sie mit Sengen und Brennen, mit Erschlagen und Verjagen in die blühende Aue um die Jordanquellen, und fest und trotzig setzen sie sich dann auf den Platz an der reichen Tafel, die andere sich bereitet hatten!

Wo ist der Reichtum des Landes geblieben und seine Fülle, von der Israel schmauste und fröhlich war? Wo sind die Weinstöcke und Feigenbäume, unter denen die Kinder Dan hier in der breiten Ebene um den Hügel ihrer Stadt saßen, vom See bis zum Hermon und von den Bergen Galiläas bis zu den Grenzen der Hethiter! Jetzt ist Alles weit und breit ein sumpfiges Weiderevier, durchzogen von schweifenden Beduinen samt ihren Herden — den schlimmsten Feinden des Städtebaus, des Ackers und aller Gesittung. Die wenigen Bauerndörfer in der Gegend müssen ihnen zinsen und wo ihre Schafe und Kamele geweidet haben, da ist es, als ob eine Heuschreckenplage die Fruchtbarkeit des Landes verzehrt habe!

Ich wandte traurig mein Pferd und ritt von der Spitze des Hügels wieder abwärts, dorthin, wo der große Eichbaum über dem Grabe emporragt. Nirgend anders als hier hat der Jahweh von Dan gestanden. In der Folgezeit hat man die Aufrichtung des Bildes dem König Jerobeam I zugeschrieben und die spätere jüdische Rechtgläubigkeit nannte das Heiligtum wegwerfend das goldene „Kalb von Dan“, wie im ersten Buch der Könige geschrieben steht: „Jerobeam aber ging mit sich zu Rate, fertigte zwei goldene Kälber und sprach zum Volke: Ihr seid nun lange genug nach Jerusalem gepilgert — da hast du deine Gottheit, Israel, die dich aus Egypten hergeführt hat! Und er stellte das eine zu Bethel auf, das andere aber that er nach Dan“ — aber wenn ein Ding

feststeht, so ist es dieses, daß die Daniten an dieser Stelle dem Jahweh Opfer gebracht haben, seit sie den Platz besaßen, lange vor König Jerobeam. Wohl möglich, daß Jerobeam ein neues Gottesbild in Stiergestalt gestiftet hat, prächtiger als es das alte, wahrscheinlich verloren gegangene Ephod Michas war — den Kultus von Dan aber hat er nicht geschaffen und die Wallfahrt nach Jerusalem brauchte er nicht erst zu verbieten, denn die Stätte an der Jordanquelle war, wenn nicht ein größeres, so doch ein viel älteres und ehrwürdigeres Heiligtum als der Tempel Salomos auf Morija, wo die Jebusiter noch viele Menschenalter lang ihren Weizen draschen, nachdem zu Dan das Jahwehbild von jenen Sechshundert errichtet war.

„So wahr dein Gott lebt, Dan!" — so schwur man in Israel und dachte an das Bild am Abhang dieses Hügels. Was man hier wohl finden wird, wenn auch dieser Boden dereinst Rede darüber stehen muß, was in seiner Tiefe sich birgt? „Wer ist denn da begraben?" fragte ich den christlichen Mukari von Damaskus, der uns begleitete. „Ein Schech", erwiderte er, „ein heiliger Mann". „War es ein Christ oder ein Muhammedaner?" „Gott weiß es — die Leute des Landes beten hier alle, wenn sie herkommen". Dergleichen kann man an vielen Orten in Palästina hören! Viele dieser Heiligtümer, die von verschiedenen Religionsbekennern verehrt werden, dienen auch als Aufbewahrungsorte für Urkunden, Beweisstücke über Besitztitel und dergleichen — und niemand wagt es, an ihre Unverletzlichkeit zu rühren. Wie die Eiche von Hebron, so ist wohl auch die von Tell el-Kadi ein direkter Nachkomme eines alten heiligen Baumes, der in Dan sowenig gefehlt haben wird, wie bei andern altisraelitischen Kultusstätten. Solche Pfänder der Gemeinschaft mit dem

Heiligtum, wie sie die Fellachen und Beduinen der Gegend heute an die Zweige binden, haben auch zu Simsons und Jerobeams Zeiten an ihnen geflattert — ja selbst noch früher, als der Name Jahwehs hier noch garnicht genannt wurde.

Der heilige Baum mit dem angeblichen Grabe darunter steht auf einer schmalen, ebenen Terrasse, die, sei es von Natur, sei es künstlich, in den Westabhang des Hügels hineingeschnitten ist, dem Fuße näher als dem Gipfel. Auf dieser Stufe ist Platz für ein Tempelgebäude von bescheidenen Maßen, aber bei den Kanaanitern und Israeliten waren die Tempel gar nicht die Hauptsache. Sie dienten nur zur Beherbergung des Gottesbildes, wo man eins besaß; das Wesentliche war der Altar, und der stand unter freiem Himmel. Hier floß vor Jahweh das Blut der Opfer über die unbehauenen Steine, hier rauchte ihm der Brand der prasselnden Fettstücke und in den Töpfen der Schmausenden brodelte das Fleisch zum Opfermahl.

In dem langen Stammbaume des heiligen Schechs von Tell el-Kadi (Berg des Richters) ist aber der Jahweh von Dan noch nicht das älteste, letzte Glied. Dicht unterhalb der Terrasse, auf der das Heiligtum stand, ist das große Wunder des Ortes sichtbar, um dessetwillen er nicht erst den Israeliten heilig wurde, sondern schon den ersten Menschen, die überhaupt hieher kamen. Dies Wunder ist die große Doppelquelle el-Leddân, der eigentliche Ursprung des Jordan. Du siehst einen mächtigen Strom wunderbar klaren Wassers in zwei tiefen, breiten Becken wallend und sprudelnd aus der Erde hervorbrechen; schäumend rauscht er über große Steine davon und dichtes Gebüsch und große, schattige Bäume wachsen um die Stätte seiner Geburt. Im tiefen Schoß

des großen Hermon, des Alten der Berge, dessen Name schon seine Heiligkeit bei den Völkern der Vorzeit nennt, sammeln sich die Wasser, und mit mächtigem Schwall treten sie hier an seinem Fuß zu Tage. Kein Ort ist weit und breit so geschaffen, das Staunen von Menschen hervorzurufen, die der Natur noch nahestehen, wie dieser. In alten Zeiten, bevor der Wildnisse rodende, Städte gründende Mensch seinen Fuß hierher setzte, muß die ganze, an Wasser, dem Boden entströmend, so überreiche heiße Thalebene ein dichter, üppiger Urwald gewesen sein, in dessen unergründlichem Dickicht der isolierte vulkanische Hügel und die Riesenquellen an seinem Fuße verborgen lagen.

Da drang der Mensch hier ein, scheu und zögernd, denn allenthalben gewahrte er Unbekanntes, Furchterregendes. War sein eigener Wohnsitz, der Brunnen, an dem sein Zelt stand, die Steppe, da seine Herde weidete, ihm auch vertraut und freundlich, wußte er auch, welch eine Verehrung dort den Elohim, den in Quell und Baum, in Höhle und Stein verborgenen übermenschlichen Mächten der Gegend gebührte, damit sie gut zu ihm seien — hier die Wildnis war ihm fremd und darum furchtbar. Wie sollte er wissen, was für Elohim an diesem Orte hausten und ob er sie nicht beleidigt, indem er unbefugt ihr Gebiet betritt? Das Wehen in den Baumkronen, das Wispern der Blätter, das Tanzen der Lichter auf dem Boden, das Knarren der Aeste und der dumpfe Fall des morschen Stammes im Walde: war das nicht Zorn und Grollen der Geister umher? Da horch! Es rauscht wie ein großes Wasser in der Nähe. Furchtsamen Blicks, klopfenden Herzens arbeiten die Männer sich dorthin durch und Staunen erfaßt sie vor dem gewaltigen Quell, wie er einem Strom gleich am Fuß des Berges hervorbricht.

Ein großer Baal muß Herr dieses Ortes sein! Gehört doch jeder grüne Grund und jede Quelle, überhaupt jedes fließende Wasser und jedes von der Feuchtigkeit des Bodens getränkte Feld seinem Baal. Das Land hat einen Baal — darum grünt es und trägt Bäume, Gras und allerlei Früchte. Was der Baal nicht tränkt, das verdorrt in der Sonnenglut des Sommers, was aber seine Wurzeln in das Wasser taucht, das der Baal des Ortes aus der verborgenen Tiefe heraufführt, das grünt und sproßt jahraus jahrein und seine Blätter verwelken nicht.

Wo Wasser ist, dort ist ein Baal — die Baalim sind Herrn des Wassers. Nicht auf das Land kommt es im Orient vor allen Dingen für die Bebauung an — Land giebt es in Menge —, sondern auf das Wasser! Ohne Wasser nur Steppe, Wüste und verbrannte Berge, wo aber Wasser sich zeigt, dort quillt und sproßt aus dem Boden Fülle des Reichtums. Deshalb entscheidet auch nicht der Besitz des Landes, sondern das Eigentumsrecht am Wasser über die Nutzbarkeit von Grund und Boden. Der Herr des Wassers ist der Herr der Ernte — darum sind die Baalim die Schöpfer der Fruchtbarkeit und Spender aller Dinge: Korn, Most, Oel, Wein, Wolle, Flachs und was es sonst an Segen des wassergetränkten Landes giebt.

Es fällt dem Abendländer schwer, sich eine Vorstellung davon zu machen, wie sehr im Orient die Fruchtbarkeit an das fließende, dem Boden entquellende Wasser gebunden ist. Die winterliche Regenzeit überzieht freilich den Erdboden fast überall mit frischem Rasengrün und einem bunten Blumenflor, aber ein Tag heißen Windes von der Wüste her, und die ganze Pracht ist dahin! „Wie das Gras, das da frühe blühet und bald welk wird"

— dies Wort begreift man in seiner ganzen Bedeutung erst im Morgenlande. Wenn der erste Gluthauch des nahenden Sommers über das Land hinweggegangen ist, so kannst du Tage um Tage, Woche um Woche reiten — immer zeigt sich dasselbe Bild: Die Blumen sind verschwunden, das grüne Gras ist braun und dürre geworden, die Sträucher und Bäume haben spärliches, dick überstaubtes Laub; die sonnendurchglühten, schattenlosen Berghänge, die Thäler, Schluchten und Ebenen — alles schreit, lechzt, dürstet nach einem Tropfen Wasser vom Himmel, aber es wird ihm nichts zu Teil. Tag um Tag strahlt die Sonne glühend vom trockenen Firmament herab; Abend um Abend geht sie in demselben wunderbaren Farbenspiel der staub- und dunsterfüllten heißen Atmosphäre im Westen zur Rüste; Morgen für Morgen taucht sie mit derselben sengenden Kraft im Osten wieder empor. Früh in den Sattel, des Mittags gerastet, mit Dunkelwerden zur Ruhe, und immer dasselbe: Licht, Wärme, Trockenheit, Dürre, Glut, Blendung!

Dazwischen aber erscheint ein verwandeltes Bild: Aus dem Erdboden ist Wasser entsprungen und hat eine immergrüne Oase geschaffen, die nicht nur zur Regenzeit lebt und blüht, sondern auch in der Hitze des Sommers und Herbstes. Sei es eine Quelle oder ein Flußlauf, ein See mit süßem Wasser oder ein unterirdisch gespeister Teich — von der Stelle gilt, was im Psalm von dem frommen Mann gesagt ist: Der ist wie ein an *Wasserläufen gepflanzter* Baum, der seine Frucht bringt zu seiner Zeit *und dessen Blätter nicht verwelken!* Man muß das zweifelhafte Schicksal der Bäume im Orient gesehen haben, die nicht an Wasserläufe gepflanzt sind, um solche Worte recht zu würdigen. Draußen im Lande ist

Alles staubig, welk und dürr, am Bach und an der Quelle aber herrscht Kühle, und Bäume breiten ihr schattiges Dach gegen die Glut des Himmels aus; grün schimmern die bewässerten Aecker und Gärten; Fruchtbarkeit und Freude sind beim Erdboden, denn er hat satt zu trinken, und bei den Menschen, denn ihrer wird sein Ertrag.

Nie ist Menschen ein natürlicherer Gedanke gekommen, als dieser, daß die Quellorte und Ströme in den Ländern des Ostens Wohnsitze von Göttern sind. Der rohesten Beobachtung lag es vor Augen, daß wo Wasser fließt, Leben ist, wo aber Trockenheit herrscht, der Tod. Es liegt dem Naturmenschen ferne, in dieser Wirkung des Wassers nur einen natürlichen Vorgang zu sehen. Wie kann Wasser wohl solche große Dinge thun? Das Wasser thut's für ihn auch garnicht, sondern der Baal, der bei dem Wasser wohnt und der es heraufführt aus den Oertern der großen Tiefe, die unter der Erde sind. Wahrlich, Haus des Baal ist das, und vom Baal kommt hier alle Gabe, sagt er.

Am Fuße des Tell el-Kadi entspringt eine der größten und stärksten Quellen der Erde. Weit und breit giebt es keine, die sich mit ihr messen könnte, und noch heutigen Tages ist der Eindruck dieser unmittelbar aus dem Erdinnern hervorströmenden Wassermasse auch auf den gebildeten Reisenden ein außerordentlicher. Wie mußte das erst in jenen alten Zeiten sein, in einem Lande, da die Menschen in nichts die zeugende, schaffende Macht der Gottheit so übermächtig erblickten, wie in der Leben erweckenden Wirkung des Wassers! Darum konnte niemand, der hierher gelangte, daran zweifeln, daß ein großer Baal am Orte hause, den man als den Besitzer des Quells verehren müsse. Das Heiligtum am Nahr-Leddan ist also so alt, wie die Bekanntschaft des Menschen mit dieser Stätte, und als die

Daniten die Sidonierstadt auf dem Berge eroberten, fanden sie dortselbst schon eine alte Kultusstelle vor, an der die Leute seit Menschengedenken dem Baal von Lais dienten.

Der Baal von Lais und der Jahweh von Dan! Jahweh und Baal — wer weiß es anders, als daß sie beide wie Feuer und Wasser gewesen sind? Nicht immer. Es gab auch eine Zeit, da war Jahweh-Baal ein Doppelwesen mit einem Januskopf, von dem man nicht wußte, welches Gesicht das richtige sei.

Als Israel nach Kanaan kam, da hatte es einen Gott der Wüste und Steppe. Im Südland wohnte er, in Seir jenseits Edom, und seine Wetter fuhren um das Gebirge Paran. Vom Sinai kam er herangebraust zu den Schlachten seines Volkes Israel —

„Jahweh, als du auszogst aus Seir,
einhertratst vom Gefilde Edoms her . . .“

sang man in Israel von ihm. Freilich, wenn er auch in Seir wohnte, so war er darum doch in Israel zu spüren, so oft er sein Volk heimsuchte, ja im Ephraim stand die Lade, in der Gott gegenwärtig war — aber darum wohnten im Lande selbst die Baalim: denen gehörten Feld und Flur, Aecker, Wald und alle Orte des Segens und der Fruchtbarkeit. In der Feldschlacht kam Jahweh zu seinem Volke und stritt für das Volk wie das Volk für ihn; Israel war sein Volk und er war Israels Gott von Aegypten her; er hatte sie aus dem Feuerofen herausgeführt und im Lande Midian bei den Kenitern mit ihnen einen Bund gemacht — aber keineswegs war Jahweh ein Gott des Ackers und des Weinstocks, und um die Güter des Landes mußte man den Baalim dienen, denen sie gehörten.

Israel wohnte in dem Lande, das Jahweh ihm gegeben hatte und niemand wußte es anders als so: Jahweh

ist unser Gott, so gut, wie Kemosch der Gott Moabs ist und Milkom der Gott Ammons und die Baalim die Götter der Kanaaniter. War aber Israel auch der Erbe Kanaans geworden, so konnte es darum doch nicht die Götter abthun, denen Kanaan gedient hatte, denn ihnen gehörte ja der Boden und von ihnen kam sein Ertrag. Als Jahweh Israel in dieses Land brachte und die Kanaaniter in seine Hand gab, da lag den Baalim wenig daran, wer im Lande wohnte, denn sie hatten ja mit Kanaan keinen Bund gemacht, nur ihm und keinem Andern von der Fettigkeit des Bodens und der Süße des Weinstocks zu geben — aber das begehrten sie jetzt wie vordem, daß auch die neuen Nutznießer im Lande ihnen ihr Recht gaben und ihnen als den Herren alles Segens zu Dienst und Willen waren.

Kanaan blieb unter Israel sitzen und an jeder Quelle und an jedem Bache, auf jedem hohen Hügel und unter jedem grünen Baum lehrte es Israel das Recht der Baalim. Vom Ertrag des Landes forderten die Baalim ihre Hebe; die Erstlinge vom Korn, vom Oelbaum, von der Schur der Schafe, von Allem, was geerntet ward, mußten Jahr für Jahr ihnen dargebracht werden, denn sie gaben der Saat Gedeihen und brachten Sproß und Blüte zu Frucht und Reife. Drei Mal im Jahre feierte Kanaan den Baalim ein Freudenfest und nahte sich ihnen mit Opfergaben und Dank für die Ernte: Am Fest der süßen Brode, wenn das Frühkorn geschnitten wurde, darnach zur Zeit der Weizenernte und endlich zum großen Herbstfest nach der Wein- und Olivenlese — und auch die Sabbate waren Baalstage. Der Baal aber war kein strenger und eifriger Gott: in ausgelassener Lustbarkeit freute man sich vor ihm, so oft man ihm nahte. Fröhliche Umzüge und Opferschmausereien, Zechgelage und Harfenrauschen, die derbe

Lebenslust des reichen Volkes von Ackerbürgern, Bauern und Winzern, voll Ueppigkeit und Sinnlichkeit — daran hatten die Baalim ihre Freude und gleich ihnen ihre Verehrer. Dies alles lernte Israel von Kanaan und dachte sich dabei nichts Böses. Jahweh damit zu kränken, das kam ihm nicht in den Sinn: hier Jahwehs Recht und dort das Recht der Baalim! Von Jahweh kamen Sieg und Rettung am Tage der Schlacht, von Jahweh kam die Rache am Feinde, das Glück auf dem Beutezug und das Recht des Siegers im eroberten Lande — vom Baal aber kamen Korn, Oel und Wein.

Auf dem Bergeshang an der großen Quelle standen Altar und Malstein, Pfahl und Bild des Baal, dem dieser Ort und das Land umher gehörten. Hier brachten die Leute von Lais ihrem Gott die Erstlinge der Ernten dar, die er ihnen geschenkt hatte; hier aßen und tranken sie vor ihm beim Fest seines Opfers und ließen sichs wohl sein unter der Fülle der Gaben, die der Baal ihnen aus seinem Lande hervorbrachte. Als dann die sechshundert Daniten über die Stadt herfielen und sie einnahmen, kam es ihnen nicht in den Sinn, feindlich gegen den Landesgott zu handeln: vielmehr erachteten sie den Baalsdienst als ganz in der Ordnung; nur stellten sie auch ihren Jahweh dort auf, und Jonathan und seine Kinder und Kindeskinder dienten ihnen als Priester Jahwehs und befragten Gott für sie.

Jahre um Jahre wohnten Israel und Kanaan zusammen und mit der Zeit wurden es Generationen und Jahrhunderte. Israel aber erwies sich als das stärkere Volk und sog die Kanaaniter im ganzen Lande in sich auf, so daß sie ihre Sprache samt ihrem gesonderten Volksbewußtsein verloren und zu Israeliten wurden. Daher wuchs die Menge der Israeliten während dieser Zeit sehr, und

weiterhin kam es, daß sich Religion, Gottesdienst und Sitte herüber und hinüber vermischten. So vergaßen sie auch, daß ursprünglich die Baalim und Jahweh einander fremd gewesen waren, und mit der Zeit, nachdem ihre Väter lange Jahre beiden gesondert gedient hatten — dem Baal um Korn und Oel, dem Jahweh aber um Beute und Sieg und um seine Thora — da fingen sie an zu denken: Sollte in Wahrheit der Baal hier ein Herr sein über Korn und Wein und Wolle und alle Güter des Landes? Jahweh aber, des Bild und Thora wir bei uns haben, der uns doch hierher geführt hat und dem es genehm war, daß wir alle diese Gebiete einnahmen, ein Gott, der im Südland wohnt? Sicherlich wohnt Jahweh selber in diesem Lande, und kein Anderer ist es, als er, der die Frucht des Feldes gedeihen läßt und unsere Heerden mehrt. Siehe die Berge und die Thäler, die Triften, Quellen und das blache Feld: J a h w e h s L a n d i s t e s, das er uns gegeben hat. W a h r l i c h, d i e s e s g a n z e L a n d i s t J a h w e h s H a u s, J a h w e h i s t s e i n B a a l. Auf, laßt uns Jahweh dienen, wie unsere Väter den Baalim gedient haben!

Da gingen die Leute hin und feierten dem Jahweh die Feste der Baalim. Ihm brachten sie jetzt die Erstlinge von allen guten Dingen dar, die das Land erzeugte, und wie sie bisher sich vor dem Baal niedergesetzt hatten, zu essen und zu trinken, so aßen und tranken sie jetzt vor Jahweh. Pauken dröhnten und Harfen rauschten vor Jahweh, wie früher vor Baal; der Rauch und Duft der Baalsopfer von allem Ertrag des Landes — für Jahweh stieg er jetzt als lieblicher Geruch empor, und das frohe, trunkene Schwelgen der Schmausenden zur Festzeit der Ernte und Lese war jetzt ein Sichfreuen vor Jahweh!

So wurde Jahweh zum Baal: der Baal von Lais zum Jahweh von Dan. Auf der Terrasse des Hügels erhob sich ein finsterer kleiner Tempelbau, in dessen dunkelstem Hintergrunde das goldene Stierbild stand:

„Die Sonne stellte er ans Himmelszelt;
Jahweh hat erklärt, im Dunkel wolle er wohnen!"

Das stand ja im Buch der Lieder Israels. Vor dem Tempel erhob sich der mächtige Altar, aus großen, unbehauenen Steinen aufgetürmt, und die Masseba, der Malstein Jahwehs; daneben aber rauschte die heilige Eiche, der ferne Vorfahr des mächtigen Baumes, der heute das weiß getünchte Lehmgrab des Schechs von Tell el-Kadi beschattet.

* * *

Drunten in der Jordanquelle tränkten Mukaris ihre Pferde — ein fremder Reiter band einen groben, braunen Faden, den er eben aus seiner Keffije herausgezogen hatte, an einen Zweig des heiligen Baumes, und im Schatten des alten Riesen lagerte eine Eselkarawane mit ihren rauchenden, schläfrigen Treibern und den müde blinzelnden kleinen Tieren. Wir tranken durstig zusammen mit den Pferden aus dem Leddân — welch' ein köstliches Wasser! Wem doch hier auf einen Augenblick der Schleier der Vergangenheit sich höbe der Altar des Baal und der Tempel Jerobeams selbst nur für eine Sekunde dem Schoße der Erde entstiegen! Durch die Krone des Eichbaums fuhr ein Windstoß und im Rauschen der Zweige flüsterte es wie ein letzter, sterbender Nachklang Jahrtausende alten Bittens und Fragens: Baal, großer, mächtiger, höre uns! Jahweh, du Gott Israels, wir fragen dich! Antworte uns! Antworte uns! Dann ritten wir weiter durch den Leddân, gen Westen hinüber nach Galiläa.

3.

Nahr el-Mukatta

Rot war die Sonne in der Bucht von Akkon versunken und langsam glimmte Stern um Stern über der Ebene am Fuß des Karmel auf. Schweigsam zog unsere kleine Karawane ostwärts, dem Lauf des Mukatta entgegen. Als der letzte Tagesschimmer schwand, lag die Stelle vor uns, wo der Fluß durch eine Senkung zwischen den Vorhügeln Galiläas und dem Karmel in die Meeresniederung heraustritt. Dunkel stieg zur Rechten die steile waldbewachsene Wand des Gebirges auf; zur Linken hob sich gerade noch erkennbar der Tell el-Kassis gegen den Abendhimmel ab — ein runder Hügel, der den engen Durchlaß aus der Jesreelebene in die Küstenniederung bis auf das Flußbett schließt, in dem der Mukatta, der alte Kison einherfließt. Hier führt der Weg aus der Küstenniederung ins Innere des Landes hindurch. Kühl blies uns ein Windhauch von Osten her entgegen: die Abendluft strömte in starkem Zuge durch die schmale Scharte von der großen Ebene her zum Meere. Der Wald auf dem Karmel rauschte; in den Lachen im Bett des halb versiegten Baches spiegelten sich die Sterne, und geisterhaft dehnte sich im Dunkel die weite Ebene vor uns aus wie Dämmer der Unendlichkeit.

Nun waren wir in Jahwehs Land gekommen! Draußen am Meere herrschten der Baal von Tyrus und die anderen Götter der Phöniker — von hier an aber war der Boden unter uns ein Zeuge der großen Thaten des Gottes Israels gewesen. Jahweh, Gott Israels! Land Jahwehs und Israels! Jetzt da ich hier bin, antworte mir: Was war es um Jahweh und um Israel? Und da wir weiter ritten im kühlen Dunkel des Abends und die Sterne über uns leuchteten, gedachte ich daran, wie das große alte Buch daheim die Geschichte von Jahweh und Israel erzählt, so wie wir sie kennen von Jugend auf. Aber der Nachtwind, der über Jahwehs Land dahinfuhr, der raunte und sprach dazwischen, und seine Geschichte klang anders, als sie im Buch der Juden steht.

Einst wohnten nicht Jahweh hier, noch Israel, sondern die alten Elohim von Karmel, die großen Geister der Felsen und Quellen und Bäume, die besaßen das Land, und Völker kanaanitischen Geschlechts bewohnten und bebauten es; Jahweh aber hauste fern auf dem Gottesberge im Südland.

So heißt im alten Liede, das Israel sang, als es das Land eingenommen hatte:

„Jahweh kam vom Sinai
und erglänzte vor Seir,
Er blitzte auf vom Berge Parans
und kam nach Meribath Kades."

Damals nannte man Sinai einen anderen Berg als heute, nicht den gewaltigen Granitstock tief im Süden, sondern einen Gipfel im Lande Seir, nahe den alten Sitzen der Edomiter, jenseits der Südgrenze Kanaans in der Steppe. Dort wohnten in der Vorzeit die Stämme und Geschlechter, aus denen später einmal Israel ward, und neben ihnen

zelteten ihre Verwandten. Nach Stamm und Sprache gehörten sie alle enge zusammen wie Vettern und Brüder: Jakob, Amalek, Kenaz, Ismael, Midian, Kaleb, Kain, Edom, Moab und Ammon, und es mögen noch andere gewesen sein, deren Andenken verschollen ist. Jedes von ihnen zählte viele Geschlechter, aber Ammons, Moabs und Edoms Stämme waren schon zu festen Völkern zusammengewachsen, als Jakob noch ein loser Haufe von allerlei Sippen war, die sich verwandt glaubten — nicht viel mehr, als ein gemeinsamer Name, ja Edom hatte schon Könige. In den kleinsten Teilchen der Stämme war die Gemeinschaft des Lebens am engsten, denn hier fühlte jedermann aus der Sippe die nahe Gemeinschaft des Blutes mit dem anderen und darum stand jeder für alle, alle für jeden: Leben um Leben, Blut um Blut, Auge um Auge. Von den Stämmen Jakobs war Ruben der Erstgeborene, Joseph der stärkste und mächtigste. Sie und andere, die sich sonst noch zu Jakob rechneten, weideten ihr Vieh gleich den Verwandten hin und her in der Steppe und schlugen ihre Zelte auf, wo sie Wasser und Gras auf dem Boden trafen, den sie behaupteten. Weil aber die Weide knapp war — verdient doch das Land dort häufig eher eine rechte Wüste zu heißen, als eine Steppe — darum drängten sie alle seit Alters her westwärts in das ägyptische Grenzland, wo es gute Viehtriften gab. Einem oder dem anderen Clan gestand dann der Pharao dort wohl auch Wohnsitze und Weideland zu. So trat auch J o s e p h einst nach Aegypten über und mit ihm noch allerlei Geschlechter aus anderen Stämmen und Sippen, die im Gebiet der Söhne Jakobs zelteten — und sie hatten ihre Sitze im Lande Gosen. Späterhin aber dachten die Aegypter: Diese Fremdlinge, denen wir erlaubt haben, auf unserem Gebiete zu

wohnen, diese schmutzigen Schafhirten, sie könnten etwas Besseres für uns leisten, als das Land abweiden; wir wollen sie für uns arbeiten lassen! Und Joseph mußte Ziegel streichen und Kornmagazine bauen, und er war ein Knecht der Aegypter.

Während Joseph nach Gosen gezogen war und dort in die Dienstbarkeit geriet, hausten die anderen Jakobstämme weiter in der Steppe im Osten. Da kam Botschaft zu ihnen vom Schicksal ihrer Verwandten in Gosen und Abgesandte aus Joseph baten sie: kommt doch und helft uns, daß wir aus dem Lande des Pharao und aus seiner Dienstbarkeit ausbrechen, denn wir erliegen unter der Last unserer Frohne. Zu der Zeit hatte einer der Stämme Jakobs, Levi, sich an die Söhne Kains angeschlossen, die in der Steppe im Südland zelteten. Kain aber gehörte zu Midian und *nahe bei ihm lag der Gottesberg. Dort auf dem Berge wohnte Jahweh, aber Jahweh war noch keines Volkes Gott, sondern nur das Land um den Berg war seiner Macht und seines Schreckens voll, und es verehrte ihn jeder, der seinen Wohnsitz nahe bei dem Berge aufschlug.* Wer nicht wußte, wie man Jahweh diente, durfte nicht wagen, sich dem Gottesberge zu nahen; sonst erschlug ihn Jahweh mit dem Blitz. Deshalb lernten die Leviten bei den Söhnen Kains, die schon lange bei Jahweh wohnten und ihn kannten, Jahwehs Dienst und alle seine Rechte und zelteten auch am Gottesberge.

Da geschah es, daß ein Mann aus Levi, mit Namen Mose, die Tochter Hobabs, des Großpriesters der Keniter, zum Weibe nahm, und er wurde bei seinem Schwiegervater über die Herden gesetzt und weidete das Kleinvieh in der

Steppe. Dem Mose aber war die Not seiner Stammesgenossen aus Joseph, die unter der Hand des Pharao waren, zu Herzen gegangen, und er gedachte Nacht und Tag daran, wie sie von den Aegyptern gedrückt wurden und ihre Seele sich hinaussehnte aus dem Hause der Knechtschaft in die Steppe, wo sie in Freiheit gelebt hatten. Solche Gedanken bewegten ihn, indem er die Herden hütete. Als er nun einst die Schafe bis ans Gebirge Paran trieb, gelangte er zum Gottesberge. Da erschien ihm eine Feuerflamme, die aus einem Dornbusch hervorschlug; als er aber näher zusah, da brannte der ganze Dornstrauch, ohne daß er vom Feuer verzehrt wurde. Die Stätte aber, wo der Busch stand, war heiliger Boden; Jahweh wohnte hier, und Mose merkte alsbald, daß eine Gotteserscheinung in dem brennenden Busch war. Er zog seine Sandalen aus und verhüllte sein Haupt, denn er wußte, daß er dem Tode verfallen war, sobald er Gott sah. Deshalb fürchtete er sich, auf den Busch hinzublicken.

Als nun Mose erkannt hatte, daß Gott ihm in der Feuerflamme erschien, da ging es ihm mit einem Male durchs Herz: Wahrlich Jahweh, der an diesem Orte wohnt, will mir helfen, daß ich das Volk aus Aegypten herausführe! Da kam Jahweh selber mit Macht über ihn und redete mit ihm und sprach zu ihm: Ich habe die Bedrückung des Volkes, das in Aegypten ist, angesehen und ihr Rufen um Befreiung von ihren Frohnvögten gehört. So laß dich nun von mir zum Pharao senden und führe sie hinweg aus Aegypten, und dies soll für dich das Wahrzeichen sein, daß ich dich sende: Wenn du das Volk aus Aegypten wegführst, werdet ihr mir an diesem Berge Opfer bringen!

Die Söhne Jakobs aber, die in Aegypten waren, hatten Jahweh nicht zum Gott, vielmehr dienten sie anderen Göttern, und Joseph hatte als Heiligtum eine Lade mit einem heiligen Stein darin; der war vom Himmel gefallen und in ihm wohnte eine große und schreckliche Gotteskraft. Diese Lade führte der Stamm Joseph überall mit sich. Gottessteine gab es damals viele; man nannte sie Masseben, und auch Mose richtete an der Stätte, wo ihm Jahweh erschienen war, eine Masseba als Jahwehstein auf und sprach dazu: hier ist Jahweh zu finden. Solche Steine pflegte man zu salben und bei ihnen zu opfern; sie waren zugleich Altar und Gottesbild, und bei ihnen waren die Menschen überzeugt, mit Gott in Gemeinschaft treten zu können.

Mose nun glaubte Jahweh nach der Erscheinung im Dornbusch, kehrte zu seinem Schwiegervater zurück und sprach zu ihm: Ich möchte aufbrechen und zu den Söhnen Josephs nach Aegypten ziehen, um zu sehen, wie es ihnen geht. Hobab antwortete Mose: Ziehe hin, möge es dir wohlgehen! Da ließ Mose sein Weib und seine Söhne auf einen Esel sitzen und brach auf nach Aegypten. Als er nun nach Aegypten zu denen kam, die in der Knechtschaft waren, rief er die Aeltesten unter ihnen zusammen und sprach: Jahweh, der Gott vom Sinai, ist mir in der Steppe im Lande Midian erschienen und hat mich zu euch gesandt, euch zu verkünden: Jahweh will euch aus der Bedrückung in Aegypten erretten! So laßt uns nun zum Pharao gehen und zu ihm sprechen: Jahweh, unser Gott, ist uns begegnet; laßt uns daher drei Tagereisen weit in die Steppe ziehen, um Jahweh unserm Gotte Opfer zu bringen! Wenn uns dann der Pharao hat ziehen lassen, so wird uns Jahweh in der Steppe erretten. Da sprachen einige:

Woran sollen wir das erkennen? Andere aber glaubten Mose und gingen mit ihm zum Pharao, und Mose sprach zum Pharao: Gott ist uns begegnet; laß uns drei Tagereisen weit in die Steppe ziehen, um Jahweh unserm Gotte Opfer zu bringen; sonst sucht er uns heim mit Pest oder Tod durchs Schwert. Der König aber erwiderte ihnen: Wer ist Jahweh, daß ich ihm gehorche und euch ziehen lasse? Ich weiß nichts von Jahweh und werde euch auch nicht ziehen lassen! Wollt ihr das Volk von seiner Arbeit abziehen? Geht an eure Frohndienste!

Da gingen Mose und die Aeltesten hinweg vom Angesichte des Pharao, und Mose rief: Auf nehmt ein jeder seinen Spieß und seinen Bogen und eure Weiber und Kinder und euer Vieh, und laßt uns ausbrechen, so wird Jahweh mit uns sein und uns zu seinem heiligen Berge gelangen lassen, denn er hat es verheißen! So brachen die Kinder Jakobs aus der Knechtschaft bei den Aegyptern aus; und sie überwältigten ihre Frohnvögte und gelangten an den Rand der Wüste ans Schilfmeer. Als aber dem Pharao berichtet ward, daß das Volk entwichen sei, ließ er seine Kriegswagen anspannen und befahl, ihnen nachzusetzen. Mose aber und die Seinen lagerten des Nachts am Schilfmeer und vor ihnen war das Meer und hinter ihnen die Macht der Aegypter. Da fürchteten sie sich sehr und riefen Jahweh um Hilfe an und sprachen zu Mose: Gab es etwa keine Friedhöfe in Aegypten, daß du uns herausgelockt hast, damit wir in der Wüste sterben? Was hast du uns angethan, daß du uns aus Aegypten wegführtest! Mose jedoch sprach zu ihnen: habt keine Angst! Haltet Stand, so werdet ihr sehen, welche Hilfe Jahweh euch heute wird zu Teil werden lassen. Jahweh wird für euch streiten!

Da ließ Jahweh die ganze Nacht hindurch einen starken Ostwind wehen und legte das Meer, das vor ihnen lag, trocken, und gegen die letzte Nachtwache brachen sie auf und zogen hindurch wie auf trockenem Lande. Die Aegypter aber verfolgten sie und kamen hinter ihnen drein, alle Rosse, Streitwagen und Reiter des Pharao. Da flutete gegen Morgen das Meer auf ein Mal wieder in sein Bett zurück und die Gewässer verschlangen die Streitwagen und die Reiter, das ganze Heer des Pharao, und kein einziger blieb am Leben. So errettete Jahweh an jenem Tage das Volk von den Aegyptern, und sie sahen die Aegypter tot am Meeresufer liegen. Da erkannten sie alle die große Wunderthat, die Jahweh an den Aegyptern verrichtet hatte, und sie fürchteten Jahweh und glaubten an ihn und seinen Gesandten Mose. Es war aber eine Prophetin bei ihnen, Mirjam, die nahm die Pauke zur Hand und alle Weiber zogen hinter ihr drein mit Pauken im Reigen, und Mirjam sang ihnen vor:

„Singt Jahweh ein Lied, denn hoch erhaben ist er —
Rosse und Reiter hat er ins Meer gestürzt."

Darnach führte Mose die Söhne Jakobs durch die Steppe weiter nach Osten und sie kamen nach Seir in das Gebiet der Amalekiter und Keniter und gelangten in die Nähe des Gottesberges, wo Jahweh dem Moses erschienen war.

Als aber Hobab, der Priester, der Schwiegervater Moses, die Kunde von alledem vernahm, machte er sich auf und kam an den Ort, wo Mose und die Seinen sich gelagert hatten, und da er hörte, wie Jahweh sie errettet und was er den Aegyptern angethan hatte, sprach er: Gepriesen sei Jahweh, daß er euch aus der Gewalt des Pharao und der Aegypter befreit hat. Nun erkenne ich,

daß Jahweh, bei dem ich wohne, ein Gott ist, mächtiger als alle Götter! Darnach ließ er Schlachtvieh zu einer Opfermahlzeit herbeischaffen, und Mose gedachte daran, wie Jahweh ihm hier erschienen war und zu ihm gesagt hatte: Auf diesem Berge werdet ihr mich als euren Gott mit Opfern verehren, und dies soll für dich das Wahrzeichen sein, daß ich dich sende!

Als nun das Volk sich zum Opfermahl gelagert hatte, sprachen sie zu Mose: Wohlan, wenn Jahweh, der uns durch dich hierher gebracht hat, unser Gott sein soll, so laß uns einen Bund mit ihm machen, daß er auch fernerhin für uns streite und sich nicht eines Tages gegen uns kehre und uns schlage. Da sprach Mose: Wir wollen einen Blutbund mit Jahweh machen nach der Sitte der Keniter gleich den Kindern Levi. Danach traten Hobab und Mose und die Aeltesten aus Joseph an den Jahwehstein heran, den Mose aufgerichtet hatte, als ihm Gott erschienen war, und schlachteten Jahweh ein Opfer. Von dem Blut, das herauslief, nahmen Mose und Hobab die Hälfte und schütteten es an den Stein; die andere Hälfte aber sprengten sie über die Aeltesten und das Volk. So wurden Jahweh und Joseph desselben Blutes teilhaftig, und es war ein Blut des Bundes zwischen Jahweh und dem Stamm aus Jakob, den er errettet hatte. Fortan war er ihr Gott und sie durften ihm dienen. Nach der Blutsprengung setzten sich Mose und Hobab und die Aeltesten samt dem ganzen Volke nach Familien und Geschlechtern vor Jahwehs Angesicht nieder und hielten allesamt das Opfermahl vor ihrem Gott. Mose aber wurde ihnen Vater und Priester und verkündete ihnen die Rechte und die Entscheidungen Jahwehs. Und Hobab der Priester der Keniter belehrte Mose nach dem Opfermahl über alle

Rechte Jahwehs, und die Keniter schlossen sich allesammt in der Folge an Jakob an. Es zelteten auch noch andere Stämme und Geschlechter Jakobs im Südland in der Steppe, die nicht so zahlreich und stark waren, wie Joseph; als die hörten, wie große Dinge Jahweh an ihren Verwandten gethan hatte und daß Jahweh mit Joseph am Gottesberge einen Bund gemacht hatte, da kamen sie und sprachen: Auch wir möchten Jahweh zu unserm Gotte haben! und sie wurden alle Genossen des Dienstes Jahwehs. Nachdem der Blutbund der Söhne Jakobs mit Jahweh geschlossen war, mußten sie wieder fort vom Gottesberge, denn das Land hatte dort nicht genug Weide für sie alle. Sie fürchteten sich aber, aus dem Bereiche Jahwehs hinwegzuziehen und sprachen: Wer wird uns erretten, wenn Jahweh hier bleibt? Da sprach Jahweh zu Mose: Nimm den Stein mit dem Blut des Bundesopfers und thue ihn in die Lade Josephs, so sollen meine Macht und Herrlichkeit darin bei euch gegenwärtig sein. Und Mose nahm die Masseba und that sie in die Lade; darnach zogen sie fort vom Sinai. Die Lade aber hatte ein Zelt, das nannte man das Zelt der Offenbarung, denn hier offenbarte Jahweh seine Thora, so oft Mose ihn darum befragte. Jedesmal wenn die Träger die Lade aufhoben, sprach Mose:

„Mache dich auf, Jahweh, damit deine Feinde zerstieben,
und deine Widersacher vor dir fliehen!"

und so that Israel in der Folge immer so oft die Lade auf einem Zuge bei ihm war.

Darnach zogen sie vom Berge Jahwehs gen Norden und wohnten in der Steppe bei Kades und zelteten hin und her, Joseph und die anderen Stämme und Geschlechter Jakobs — und machten sich einen Namen von Edom bis

Aegypten. Jahweh aber blieb unter ihnen und die Stämme der Söhne Jakobs nannten sich fortan in ihrem Stolze Israel, d. h. Gott streitet, denn sie sprachen: der Gott Jahweh ist es, der für uns streitet. Und Israel wurde ein Volk und Jahweh war sein Gott.

Darnach wurde den Israeliten die Steppe von Kades zu enge, und sie versuchten, sich nordwärts auszubreiten, aber die Amalekiter und Kanaaniter schlugen und zersprengten sie. Da sie aber hörten, daß es ostwärts des Jordan im Gebiete der Amoriter Land und Beute gäbe, zogen sie dorthin und eroberten die Gegenden am Flusse Arnon, darnach auch Gilead und alles Land östlich vom Jordan.

Von nun an aber mehrte sich die Zahl der Israeliten sehr, denn sie zelteten jetzt nicht mehr nur hin und her im Steppengebiet, sondern im Ostjordanlande gab es fruchtbares Ackerland, und das Volk zog deshalb mehr Kinder auf, als früher, so daß ihre Menge sich mehrte. Auch Städte hatten sie jetzt in ihrem Besitz, Jabesch, Machanaim, Penuel und noch andere, und ihre junge Mannschaft machte Streifzüge über den Jordan und plünderten im Lande der Kanaaniter. Einige versuchten es aber auch, sich dort drüben festzusetzen, und Jahweh gab ihnen Sieg. In diesen Kriegen wuchsen Jahweh und das Volk mit einander zusammen.

Einst gingen auf einer Heerfahrt ins Kanaaniterland zwei Stämme Israels fast ganz zu grunde: Simeon und Levi. Davon singt ein altes Lied:

„Simeon und Levi sind Brüder,
Werkzeuge der Gewaltthat sind ihre Messer.
In ihren Rat komme nicht meine Seele,
Und ihrer Versammlung eine sich nicht meine Ehre,
Denn in ihrem Zorn erschlugen sie Männer

Und in ihrem Gelüste lähmten sie den Stier.
Verflucht ist ihr Zorn, denn er ist grausig,
Und ihr Grimm, denn er ist gewaltthätig.
Ich will sie verteilen unter Jakob
Und zerstreuen in Israel."

Simeon und Levi hatten sich Land in der Nähe von Sichem auf dem Gebirge erworben, und viele von ihnen zogen über den Jordan sich dort anzusiedeln. Da begehrten die Leute von Sichem, daß es ihren Söhnen erlaubt sein möge, die Töchter der jenseitigen Geschlechter zu Weibern zu nehmen und den jungen Männern aus Simeon und Levi, die Töchter der Sichemiten zu freien. Da antworteten die Söhne Jakobs den Sichemiten mit Arglist und und sprachen: Wir können uns nicht darauf einlassen, unsere Töchter und Schwestern Männern zu geben, die nicht beschnitten sind, denn das gilt uns als schmachvoll. Nur unter der Bedingung wollen wir euch willfahren, daß ihr werden wollt wie wir, indem ihr alles, was männlich unter euch ist, beschneiden laßt. Dann wollen wir euch unsere Töchter geben und uns eure Töchter nehmen, und wollen bei euch wohnen bleiben, daß wir ein Volk werden. — Dieser Vorschlag gefiel den Sichemiten, und alle Männer, soviele ihrer durch das Thor der Stadt aus- und eingingen, ließen sich beschneiden. Am dritten Tage aber, als sie wund waren, griffen Simeon und Levi zum Schwert, überfielen die Stadt und tödteten alle Männer. Dann fielen sie über die Erschlagenen her und beraubten sie. Ihre Schafe, Kinder und Esel, was in der Stadt und was draußen war, nahmen sie weg, und alle ihre Habe und alle ihre kleinen Kinder und ihre Weiber führten sie fort und plünderten alles, was in den Häusern war. Als aber diese That der hebräischen Stämme im Lande ruchbar ward, scharten sich alle Kanaaniter zusammen, und töteten so viele Männer aus Si-

meon und Levi, daß nur wenige Geschlechter übrig blieben. Darum haben Simeon und Levi hernach, als das ganze Land den Israeliten gehörte, keinen eigenen Erbbesitz darin bekommen. Was von Simeon übrig war, wurde Juda schutzverwandt und ging in ihm auf; der Rest der Kinder Levi aber lebte hin und her zerstreut unter dem Volk, und wenn es irgendwo im Lande ein Heiligtum mit einem Gottesbilde gab, das eines Priesters bedurfte, um Gott zu befragen, so suchte man sich dazu einen Mann aus Levi, denn Levi war zuerst zu Jahweh gekommen und niemand kannte besser alle Hantierung des Priestertums, Jahweh zu befragen, als er.

Allmählich drangen immer mehr Israeliten aus dem Ostjordanlande ins Kanaaniterland jenseits des Flusses hinüber. Hier schoben sie sich zwischen die festen Städte der Kanaaniter und nahmen ihnen ihre Aecker mit Gewalt fort; dort eroberten sie große Landstriche im mittleren Berglande und im Süden, nach der Steppe und der Wüste zu; anderwärts schlossen sie Verträge mit den Bewohnern des Landes, wohnten mit ihnen zusammen und mischten sich mit ihnen. Die festen Städte vermochten sie aber nicht zu nehmen, und wo das Land eben war, widerstanden ihnen die Kanaaniter auch, denn dort hatten sie eiserne Kriegswagen, die Israeliten aber kämpften zu Fuß mit Schwert, Spieß und Bogen. Viele Menschenalter vergingen — dann hatte sich der größere Teil der Söhne Jakobs über den Jordan hinübergeschoben. Am weitesten nach Süden wohnte Juda; er hatte keine Gemeinschaft mit den andern Stämmen Israels, sondern schloß Freundschaft mit edomitischen und midianitischen Geschlechtern, die gegen das Südland zu saßen, dazu mit vielen Familien aus den Kanaanitern.

Am mächtigsten in Israel war das Haus Joseph; breit und in Menge drängten seine Geschlechter über den Jordan hinüber und nahmen diesseits wie jenseits des Flusses mehr Raum für sich ein, als alle andern Stämme Israels zusammen. Stamm auf Stamm, Geschlecht auf Geschlecht schob sich westwärts über die tiefe Kluft weg, die von Norden nach Süden das Land vom Hermon bis zum Salzmeer spaltet; hier gewannen die einen, dort die andern ihren Sitz, denn Jahwehs Kraft war mit ihnen und gab das Land der Kanaaniter in ihre Hand. Die einen rodeten sich Waldland zum Acker, die andern verjagten die Kanaaniter aus dem Fruchtland und setzten sich an ihre Statt; noch andere machten sich die Eingeborenen zinsbar, und so wohnten Israel und Kanaan durcheinander gemischt wie die Bäume im Walde: Israel und die Kanaaniter, Hethiter, Amoriter, Pheresiter, Heviter, Jebusiter, und es geschah auch, daß sie untereinander sich Weiber nahmen, ein Volk die Töchter des andern.

Als Israel so unter den Kanaanitern wohnte, da begann es aber einzuschlafen und Jahwehs zu vergessen, denn er war ja auf dem Berge wohnen geblieben und mit dem Lande der Kanaaniter hatte er nichts zu schaffen; dort wohnten vielmehr die Baalim der Gründe, Quellen, Bäche und Berge. Von ihnen kam die Frucht des Landes, und darum dienten ihnen auch die Kanaaniter, Jahweh aber war kein Ackerbauer, sondern ein Kriegsheld; *das Kriegslager war sein Heiligtum*, und nicht im reichen Fruchtland, sondern in der Steppe, wo Pfeile schwirrten und Speere sausten, war er eines kriegerischen Volkes Gott geworden.

Sisera, ein König der Kanaaniter, gewann die Gewalt über einen großen Teil der Israeliten und machte sie

sich dienstbar. Er besaß neunhundert eiserne Kriegswagen; mit denen beherrschte er die ganze Ebene Israel, an der seine Stadt Haroseth lag; und obwohl Israel damals vierzigtausend streitbare Männer zählte, so schienen sie doch alle des Schildes und Speers vergessen zu haben, so sehr fürchteten sie sich vor Sisera, und Jahweh war ganz von dem mattherzigen Volk gewichen. Nur bei einer einzigen Frau war noch ein Wort Jahwehs zu finden; sie hieß Debora, eine Tochter Naphtalis, und die Israeliten pflegten hinzugehen und sich bei ihr Orakelsprüche von Gott zu holen. Und ein Wort von Jahweh kam an Debora, daß sie Botschaft an Barak sandte, den Sohn Abinoams, aus Kedes in Naphtali, und zu ihm sprach: Wahrlich, Jahweh der Gott Israels gebietet: Mache dich auf den Weg, biete die Israeliten auf und ziehe hin auf den Berg Tabor, dann werde ich Sisera samt seinen Wagen und seinen Haufen zu dir hin nach dem Bache Kison bringen und werde ihn in deine Gewalt geben! Da stand Israel auf gegen seine Bedränger und Jahweh gab ihm einen großen Sieg über Sisera am Bache Kison.

Und wie wir unseres Weges ritten im Dunkel der Nacht und ich im Wehen und Flüstern des Windes an diese Geschichten gedachte — siehe da kam es über die finstere Ebene hergezogen und strich um Mann und Pferd wie Schauer der Vorzeit. Wie Grauen stieg es rings aus dem Boden empor und legte sich um die Sinne; uralte Worte schwebten in hörbarem Raunen durch das Dunkel der Luft und die Vergangenheit streckte ihre Geisterhände nach der Seele des Lebenden aus: Wir ritten über das Feld der Deboraschlacht!

Vom Tabor her stürmte in rasender Flucht vor Barak

und Debora mit dem Landsturm Israels Siseras Heer über die Ebene — Männer, Rosse und Wagen kopfüber in den hochauf geschwollenen Kison, und hinter ihnen schnob der Schrecken Jahwes drein. Jetzt gedachte Israel wieder daran, wie Jahweh es einst vor den Aegyptern errettet hatte, und wie es ihm gesungen hatte:

„Wer gleicht dir unter den Göttern, o Jahweh!
Wer gleicht dir, du herrlich Erhabener,
Du Furchtbarer in Ruhmesthaten, der du Wunder thust!
Da du deine Hand ausrecktest, verschlang Jene die Erde!“

Jahweh, der größte, gewaltigste unter den Göttern, er ließ sein Volk auch jetzt nicht im Stich, als endlich in seinem Namen Debora ihm rief!

Aus uralter Vorzeit tönt ein Lied herüber zu uns: Israel Siegesgesang aus der Kanaaniterschlacht am Kison. Und während die Lagerfeuer der Beduinen draußen in der finstern Ebene wie feurige Augen im Dunkel zu uns herüberglühten, fuhr es in den alten, wilden, glühenden Strophen brausend durch die Nacht daher:

„In den Tagen Samgars, des Sohnes Anaths,
in den Tagen Jaels feierten die Pfade
und die auf den Wegen gingen, gingen krumme Pfade.
Es feierten die Edlen Israels, feierten,
bis du aufstandest, Debora,
aufstandest, eine Mutter in Israel.
Schild ward nicht gesehen, noch Speer
bei Vierzigtausend in Israel!
Auf, auf, Debora,
auf, auf, singe ein Lied!
Erhebe dich Barak
und fange deine Fänger, Sohn Abinoams!
Es kamen Könige, kämpften,
Damals kämpften die Könige Kanaans
zu Taanath an den Wassern von Megiddo:
Beute an Silber gewannen sie nicht.“

Im Wettersturm kam Jahweh unter dem Brechen der Wolken und dem Krachen seines Donners vom Südland her über Berg und Thal herangebraust: die Sterne entbot er, unendlichen Regen heraufzuführen, er selber aber schlug drein vor Israel her und jagte seine Feinde, die Feinde Israels, ins Sterben.

„Jahweh, als du auszogst aus Seir
einhertratst vom Gefilde Edoms her,
Da bebte die Erde, es troffen die Himmel,
es troffen die Wolken von Wasser;
Berge wankten vor Jahweh,
der Sinai vor Jahweh, dem Gotte Israels.
Vom Himmel her kämpften die Sterne,
von ihren Bahnen aus kämpften sie mit Sisera;
Der Bach Kison riß sie fort,
der Bach der Schlachten, der Bach Kison.
Tritt auf, meine Seele, mit Macht!
Damals stampften der Rosse Hufen,
vom Jagen, dem Jagen ihrer Recken —
Gepriesen vor Weibern sei Jael,
vor Weibern im Zelte sei sie gepriesen!
Wasser heischte er, Milch gab sie
in prächtiger Schale reichte sie Sahne.
Ihre Hand streckte sie aus nach dem Pflock
und ihre Rechte nach dem Arbeitshammer.
Und hämmerte auf Sisera, zerschlug sein Haupt,
zerschmetterte und durchbohrte seine Schläfe.
Zu ihren Füßen brach er zusammen, fiel nieder, lag da;
zu ihren Füßen brach er zusammen, fiel nieder:
da wo er zusammenbrach, blieb er erschlagen liegen.
So müssen zu Grunde gehen alle deine Feinde, Jahweh!
Aber die ihn lieb haben, sind wie der Aufgang der Sonne
in ihrer Pracht!“

Dort im Dunkel liegt die Kuppe des Tabor, wo der Landsturm der Nordstämme sich sammelte; dorthin zog Barak, dorthin kam Debora!

Hier über diesen Boden ging Siseras Flucht! Hier wo wir reiten scheuchte Jahweh die Kanaaniter, wie der Hornis die Herde, vor Israel her — Jahweh, der Gott Israels.

Vom Himmel her strahlten die Sterne, Jahwehs Heerscharen über uns! — blitzend wie zur Siegeszeit in der Kanaaniterschlacht, und durch das Buschwerk am Fuß des Karmel rauschte es in der Finsternis wie wehendes Vorüberziehen. Dann wurde es stille. In tiefem Düster lag die Ebene unter dem flimmernden Sternengewölbe da. Leuchtend fuhr ein Feuerstreif aus dem Gewimmel niederwärts und erlosch, wo drüben im Dunkel die weite Fläche mit dem Himmel am Horizont in eins verschwamm. Nun flog es wie jagende Schatten durch die dunkle Kühle umher und es klirrte und raunte um die nächtlichen Reiter am Kison wie Geister der Kämpfenden vom großen Tage Jahwehs — und auf dem alten Gefilde der Deboraschlacht an den Wassern von Megiddo hob es sich wie Singen:

„Jahweh ist ein Kriegsheld, Jahweh ist sein Name —
Streitwagen und Heeresmacht hat er ins Meer gestürzt!“

Jahweh war unter sein Volk gekommen — Jahweh der wilde, mächtige Gott vom Sinai, Jahweh der stärkste der Götter!

* * *

Langsam suchten unsere müden Pferde den Weg; immer weiter, weiter. Der Nachtwind durchschauerte uns und die Augen schmerzten vom Spähen durchs Dunkel und vom Klopfen des Bluts in den Schläfen. Kein Laut war zu hören — nirgends in der Nähe eine Behausung zur Rast für Tiere und Menschen. Da krachte mit lautem Donner ein rufender Büchsenschuß durch die schweigsame Nacht und

..end an den Hügeln zur Rechten entlang, bis der
. der Ferne erstarb. Hundegebell und Menschenrufen
..ich; bald flammte ein Feuerschein in der Ferne auf
..ir waren unter Dach. — Zu Ende war das Nacht-
.. am Nahr-Mukatta.

4.

El Muhraka

Wer auf dem Berge über Nazareth steht, der sieht gerade gegenüber auf der anderen Seite der Ebene Jesreel einen weißen Punkt auf der Höhe des Karmel. Das ist el-Muhraka, der „Ort der Verbrennung". Hierher verlegt die Ueberlieferung den Sieg Elias über die Priester des Baal. Auf weitem Umwege über die Meeresküste und den Karmel war ich von der Stadt Jesu dorthin gekommen, ostwärts auf dem Gebirge entlang reitend. Man muß sich auf einem schmalen Pfade ohne Aussicht durch dichtes Gebüsch winden, bis ganz in die Nähe der Stelle. Dann steigt jenseits einer kleinen Einsenkung eine grün bewachsene Höhe auf; oben auf ihrer Spitze lugt ein kleines helles Gebäude aus dem immergrünen niedrigen Walde empor, der das ganze Gebirge bedeckt. Es ist ein modernes Kapellchen, das verschlossen steht, wenn nicht gerade an hohen Festtagen eine Prozession hierher oder eine Wallfahrt mit Gottesdienst stattfindet. Dann kommt ein Priester aus dem nächsten Christendorf herauf. Aber dies Heiligtum ist uralt. Unter dem Gipfel des Berges sind mächtige Wölbungen zu Cisternen in den Fels gehauen; in weitem Umkreise dröhnt es dumpf und hohl unter dem Schritt der

Pferde und Menschen, und durch eine ummauerte Oeffnung, auf der für gewöhnlich ein Deckel liegt, ziehen unsere Leute an einem langen Strick von dem Wasser, das dort unten steht, herauf. Wenige Schritte über die Kapelle hinaus bringen an den Rand der Hochfläche, und zwischen Gebüsch und Klippen öffnet sich ein wunderbarer Ausblick. Der Berg von el-Muhraka steigt als eine mächtig vorspringende Eckbastion am Südostende des eigentlichen Karmelgebirges steil aus der Ebene auf: wer hier oben steht, überschaut wie von einer Hochwarte das Land bis ans Mittelmeer beim alten Cäsarea Palästina und bis zum Hermon. Drüben jenseits der Ebene liegt Nazareth, dahinter im Norden das weiße, weithin leuchtende Safed, die „Stadt auf dem Berge" in Ober-Galiläa. Im Osten schließen der Tabor, der spitze Vulkankegel des Nebi-Dahi und das Gebirge Gilboa das große Gemälde ab.

Menschen und Tiere waren müde und verlangten nach Ausruhen, Speise und Trank. Im Schatten des Kirchleins war es kühl, Decken und Teppiche, ein paar bescheidene Schüsseln, Brot, Früchte und Wein gewährten Nahrung und Ruhe. Die Sonne stand in der Mittagshöhe; drüben im Busch schliefen die Mukaris und unser Fellache bewachte die Pferde, die zwischen den Lorbeersträuchern am Felsrande ihr Futter verzehrten. Halb wachend, halb träumend saß ich, an die Mauer des Heiligtums gelehnt; und das surrende Schwirren der Libellen, das einförmig malmende Geräusch von den kauenden Tieren her und die Sättigung der Luft mit Sonnenschein und Stille fanden durch das fast geschlossene Thor der Sinne gerade noch ihren Eingang in das Bewußtsein. Ich kann nicht sagen, wie lange dies Träumen dauerte — aber allmählich tauchte aus dem dämmernden Grunde *eine* Vorstellung immer

deutlicher, füllender empor: Dschebel Mar Eljâs — Berg des Herrn Elia! Elia, Prophet Jahwehs, du grimmiger Recke im Wildgurt und rauhen Mantel — Elia, Herr des Karmel! Wir ruhen auf heiligem Boden; Geist Jahwehs hat hier geweht; ein Prophetenberg ist es, ein Jahwehberg! Auf, träume nicht, stehe auf, schaue um dich; sieh' ins Land hinaus, in Jahwehs Land, frage Berg und Thal, was sie zu erzählen haben, zu erzählen von Jahweh und Israel heute auf der Tageshöhe im Sonnenlicht, wie ehegestern im Dunkel der Mitternacht.

Da stand ich auf und ging an den Rand des Berges. Weit schweift der Blick von der Prophetenstätte auf Muhraka über die große Ebene hin, bis er jenseits des alten Jesreel ganz im Südosten auf dem bläulichen Gilboa haften bleibt, hinter dem des Jordanthals tiefe Senke sich birgt. Dort auf den Bergen ist vor dreitausend Jahren ein Leben zu Ende gegangen, das eine Tragödie in sich schloß, erschütternd, wie wenige: Sauls, des ersten Volkskönigs über Israel. Dieses Mannes Leben ist das Thor zur Geschichte Israels. Besser als auf der Muhraka erzählt sie sich nirgends.

Daß Königtum aufkam in Israel, hat das Prophetentum gewirkt — die neue Kraft von Jahweh her. Sie hat den Weg gewiesen zur Rettung Israels, als ihm unter den Völkern der Untergang drohte. Wohl war schon einmal ein Mann gewesen, der den Königsnamen trug, Jerubbaal von Ophra aus dem Geschlecht Abieser in Manasse, aber sein Königtum hatte nicht über diesen Stamm hinausgereicht und seine Söhne vermochten es nicht zu behaupten. Im Kampf gegen die Midianiter hatte er es gewonnen — dort am Fuße des Gilboa, wo es zum Ghor hinuntergeht, schlug er die

Plage Israels, die Jahr für Jahr über den Jordan aus der Wüste des Ostens hervorbrach und Heerden wie Feldfrüchte raubte und fortschleppte. Dreihundert streitbare Männer zählte sein Geschlecht; die bot er auf und stürzte sich auf das Lager der Feinde am Rande der Ebene. Darnach fiel ihm der ganze Stamm Manasse zu; von der Midianiterbeute an Gold und edlem Schmuck, den die Fürsten der Feinde getragen hatten, ließ er ein goldüberzogenes Jahwehbild fertigen und stellte es bei dem Feldaltar Jahwehs unter dem heiligen Baume zu Ophra auf — herrschte darnach noch lange Jahre über seinen Stamm diesseits und jenseits des Jordans und hielt die Midianiter mit starker Hand fern — aber nach seinem Tode ermordete Abimelech, sein Sohn von der sichemitischen Kebse, seine siebenzig Brüder alle Söhne Jerubbaals zu Ophra. Er nahm zu Sichem seinen Herrschersitz, aber die Bürger von Sichem empörten sich gegen ihn, und da er eine andere Stadt belagerte, warf ihm ein Weib einen Mühlstein auf den Kopf, so daß er sich von seinem Waffenträger vollends erschlagen ließ. Nach dem Untergang des Hauses Jerubbaals kam aber eine neue Not über das Volk, schwerer als jene, eine wirkliche Fremdherrschaft. Von der Grenze Aegyptens bis in die große Ebene, das Herz des Landes, gewannen die Philister die Oberherrschaft; mit ihren Reitern und eisernen Streitwagen waren sie stärker als Israel. Damals stand die Lade Jahwehs zu Silo im Stammgebiete Ephraims und ihr Priester war Eli samt seinen Söhnen. Sie hüteten die Lade und befragten bei ihr Jahweh für das Volk, aber Jahweh war nicht unter ihnen, denn die Israeliten waren wieder eingeschlafen, als es Friede geworden war. Als nun die Philister von der Meeresebene heraufzogen und die Israeliten schlugen, sprach das Volk:

Warum hat uns Jahweh heute den Philistern unterliegen lassen? Und sie sandten nach Silo und holten von dort die Lade, damit Jahweh sicher in ihrer Mitte sei und sie vor den Philistern errette — aber Jahweh half ihnen nicht, und die Lade selbst wurde von den Feinden genommen. Ja die Philister zerstörten darnach sogar das Haus Jahwehs zu Silo, das von da an in Trümmern liegen blieb, und die Priester flohen nach Nob im Gebiete Benjamins. Schwer lastete die Hand der Fremden auf dem Volke Jahwehs, und es war, als ob kein Bund mehr dasei zwischen Jahweh und den Israeliten, denn der Feind hatte so sehr Gewalt über sie, daß man sich noch in der Folgezeit zu erzählen wußte, wie die Philister weder Schwert noch Spieß noch selbst einen Schmied in Israel geduldet hätten, sondern wer seine Pflugschar, seine Hacke, seine Axt oder seinen Ochsenstachel geschärft haben wollte, der mußte damit hinab zu den Zwingherrn in der Ebene!

Trauer herrschte darum und trübe Verzweiflung: Jahweh war fort und von seinem Geiste und Wort nichts zu finden. Sicherlich, dachte man, hegt er schweren Zorn gegen uns; wie könnte er sonst uns unterliegen lassen und seinen Feinden preisgeben! Niemand hätte zu sagen vermocht, weshalb Jahweh so zürnte; Jahweh verbarg sein Antlitz und ließ es leuchten, wie es ihm gefiel, und fehlten sein Wort und seine Gnade im Lande, so galt es in Furcht und Zittern warten, bis sein Grimm sich gelegt hatte und er ein Opfer wieder annahm.

Je schlimmer die Not, desto bitterer ward die Verzweiflung, desto heißer das Seufzen und Rufen der Gedemütigten und Geknechteten: Wo ist Jahweh, wo ist Jahweh, unser Gott! Ist denn gar kein Weg da, gar kein Mittel, daß wir ein Wort von ihm erlangen, daß

wir spüren, sehen: er ist da, er lebt, er ist unser Gott? Auf, suchet Jahweh, sucht ihn an allen Orten, sucht ihn auf jede Weise, von der ihr wißt, davon ihr hört, sucht ihn auf den Bergen, sucht ihn in den Thälern, sucht ihn an jedem Ort, wo er seine Kraft zu erweisen pflegte — suchet Gott und wenn es eure Seele kostet und die Seele eurer Kinder! Und Israel ging hin, suchte seinen Gott und fand ihn — fand ihn auf eine neue Art. Weithin in den Ländern, wo seine Verwandten saßen, die schon eine Geschichte erlebt hatten, wußten es die Menschen: Ja, es giebt ein kräftiges Mittel, mit Gott in Gemeinschaft zu kommen, ein Wort von ihm zu erhalten, aber der Weg ist schwer und nicht alle vermögen es, ihn zu gehen. Kannst du dazu gelangen, daß dein Ich verschwindet, daß nicht mehr dein Empfinden, dein Wollen und Denken deine Kräfte in Leib und Seele regiert, daß diese freigegeben sind für eine andere Macht, die über sie kommt, mit ihnen schalten und walten mag: dann kannst du ein Gefäß Gottes werden und der Gottesgeist, den du rufst, wird dir einwohnen!

Wie soll ich dazu gelangen, meine eigene Seele so zu zu entleeren, daß der einherwehende Gottesgeist in ihr eine Stätte findet, wo er hineinfährt und sich offenbart, — mich ergreifend und auf mir als seinem Instrumente spielend? Die Sprache Israels giebt Antwort darauf, dazu Erscheinungen des religiösen Lebens, die noch heute im Morgenlande wirksam sind.

Wer im Orient gereist ist, kennt ja die Derwische. Der Ungebildete pflegt bei ihnen bloßen Aberwitz zu sehen und seinen Spott zu haben — mit Unrecht. Es ist eine uralte Art des Strebens, der Gottheit nahe zu kommen, eine Form für das Ringen der Seele nach Vereinigung

mit dem Höchsten, die seit Jahrtausenden unverändert in dem wilden schaurigen Treiben jener Ekstatiker sich offenbart. Sie drehen sich im wirbelnden Kreise, schnell und schneller, mit geschlossenen Augen und ausgestreckten Armen. Heulend und fauchend stoßen sie in wahnsinniger Anstrengung fort und fort den Namen Gottes hervor, bis die Schläfe zu bersten droht, bis der Schaum in weißen Flocken vor den rasenden Mund tritt, an den schwarzen Bärten hängt; hell gellend pfeift das zuckend erregende Rohr der Flöten dazu; Gesang nicht aus Menschenkehlen, sondern als ob Dämonen ihn hervorbringen, begleitet das Toben und dann naht die Ekstase! Das Selbstbewußtsein schwindet — im rasenden Wirbel sind Willen und Vorstellung inbrünstig krampfhaft in wütendwilder Energie allein auf das Eine hin gerichtet, gespannt — alles andere ausgelöscht, vergessen, versunken: Er ... Er ... Gott ... Gott ... nur Gott! Ihn fühlen, Ihm sich öffnen, in Ihm vergehen — und das Ich löst sich auf und mit bewußtlos-unnennbarem Schauer strömt der Gottesgeist in das leergewordene Gefäß der Menschenseele ein!

Das ist Prophetentum, wie es Israel in der Philisternot zur Rettung ward, und auf solche Weise fand Israel seinen Jahweh wieder. Schwärme rasender Propheten durchzogen das Land, erlebten Jahweh in wilder Verzückung und wie laufendes Feuer flog durch die Städte und Dörfer, in denen das Volk unter der Fremdherrschaft seufzte, die Kunde: Jahweh ist wieder bei uns! Nur ein einziger Brand noch brauchte in die um sich fressende, glimmende Erregung zu fallen, und die Volkserhebung brach los, Jahwehs Krieg gegen seine Feinde, die Dränger Israels.

Um die Zeit lebte in Rama auf dem Gebirge Ephraim ein Greis, der begriff den neuen Geist und hatte

Teil an ihm. Er hieß Samuel und war ein Gottesmann, d. h. er verstand es, Gott zu befragen und kannte alle Rechte Gottes. Wenn Jemandem sein Ochs oder Esel entlaufen war, so ging er zu dem Gottesmann; der befragte Jahweh über den Verbleib der Tiere und nach seiner Antwort wies er dem Suchenden den Weg. Samuel war berühmt; alles was er sagte, traf ein, und wenn die Leute von Rama auf der Höhe bei ihrer Stadt ein Opferfest feierten, so aßen sie nicht eher vom Opferfleisch, als bis er das Mahl gesegnet hatte. Samuel wußte, daß in Benjamin ein Kriegsmann wohnte, ein Held von riesenhafter Gestalt, Saul der Sohn des Kis, ein Mann bei Jahren, denn auch sein Sohn Jonathan war schon in Waffen geübt. Saul war ein Mann besonderer Art, voll gewaltsamer Entschlossenheit und tief brennender Leidenschaft, ein israelitischer Jahwehkämpfer vom alten Schlage; aber tief verhalten in seinem Gemüt. Obwohl er einen reichen Hof und großes Gut besaß, ergriff das ekstatische Feuer der schwärmenden Nebiim auch ihn, und Samuel wußte von ihm als einem, der fähig war, Alles zu wagen, wenn er den Geist Jahwehs spürte. Und da Samuel sich über die Philisternot grämte, raunte ihm Jahweh zu: Nicht anders wird das Volk von dieser Plage gesunden, als bis es einen König zum Führer hat. Der wird Israel zusammenfassen, wie ein Mann seinen Bogen in die Hand nimmt! Eines Tages nun, als Saul zu Samuel kam, um einen Gottesspruch bei ihm zu holen, sprach Jahweh zu Samuel: Das ist der Mann, der über mein Volk herrschen soll. Saul aber kannte Samuel nicht von Ansehen, und da er ihn im Thore traf, sprach er zu ihm: Sage mir doch, wo der Seher wohnt. Samuel antwortete ihm: Ich bin der Seher; gehe mir voran

hinauf zur Opferstätte. Du mußt heute mit mir essen; morgen früh will ich dich dann ziehen lassen und dir Bescheid geben über alles, was dich beschäftigt — denn sie feierten ein Opferfest auf der Höhe vor der Stadt. Samuel nahm Saul mit sich, führte ihn in den Saal und wies ihm einen Platz an der Spitze der Geladenen an.

Als aber die Morgenröte anbrach, gingen sie beide zur Stadt hinaus, und Samuel sprach zu Saul: heiße den Knecht, den du bei dir hast, vorangehen und bleibe stehen, daß ich dir ein Gotteswort kund thue! Darnach ergriff er die Oelflasche, goß sie über Sauls Haupt aus und küßte ihn zum Zeichen der Huldigung, indem er sprach: Damit hat dich Jahweh zum Fürsten über sein Volk Israel gesalbt. Du sollst über das Volk Jahwehs herrschen und sollst es aus der Gewalt seiner Feinde befreien! Als nun Saul heimkehrte, da fragte ihn sein Vetter Abner, der ein berühmter Krieger war: Teile mir doch mit, was Samuel zu dir gesagt hat! Saul aber verriet ihm nicht, was jener wegen des Königtums gesagt hatte.

Nach ungefähr einem Monat zog der Ammoniterkönig Nahas heran und belagerte Jabesch im Lande Gilead, jenseits des Jordans. Da ließen die Bürger von Jabesch dem Nahas sagen: Gehe einen Vergleich mit uns ein, wir wollen uns dir unterwerfen. Der Ammoniter aber erwiderte ihnen: Wollt ihr euch Mann für Mann das rechte Auge ausstechen lassen, so will ich einen Vergleich mit euch eingehen, denn ich will Israel einen Schimpf anthun! Da entgegneten ihm die Vornehmsten von Jabesch: Gieb uns sieben Tage Frist, daß wir Boten in das ganze Gebiet Israels entsenden. Wenn dann niemand ist, der uns hilft, so wollen wir uns dir ergeben! Als nun die Boten nach

Gibea in Benjamin kamen, der Stadt Sauls, und dem Volke ihre Sache vortrugen, da brach das Volk in lautes Weinen aus. Saul aber kam eben hinter den Rindern her vom Felde heim. Und als er vernommen hatte, wie es mit den Leuten von Jabesch stand, da geriet er in heftigen Zorn und der Geist Jahwehs kam über ihn. Er ergriff ein paar Rinder, zerstückelte sie und sandte die Stücke im Gebiete Benjamins umher mit dem Ruf: Wer nicht mit ausrückt hinter Saul her, dem soll es so ergehen! Da befiel das Volk ein Schrecken Jahwehs, sie rückten aus wie ein Mann, und Saul sagte den Boten, die gekommen waren: Meldet den Männern in Jabesch: Morgen wenn es heiß wird, soll euch Hilfe werden! Am anderen Tage aber um die Morgenwache drang Saul mit den Seinen in das Lager der Ammoniter und schlug sie, bis es heiß wurde; was aber übrig blieb, zerstreute sich, so daß nicht zwei von ihnen zusammen blieben. Da sprach das Volk: Saul soll König über uns werden: Und sie zogen nach dem Gilgal bei Jericho und setzten Saul im Gilgal vor Jahweh zum König ein, schlachteten Heilsopfer vor Jahweh für Saul und waren fröhlich. Von dem Tage an wußten es alle, die mit Saul ausgezogen waren, daß Jahweh wieder unter ihnen war, und durch alle Stämme Israels eilte das Gerücht: Jahweh ist mit den Benjaminiten gewesen, daß sie die Ammoniter schlugen, und Saul, den Sohn des Kis, haben sie im Gilgal vor Jahweh zum König ausgerufen!

So war Saul König geworden, aber auf den Thron konnte er sich doch nicht setzen, solange die Philister im Lande herrschten. Darum ließ er in Benjamin und auf dem Gebirge Ephraim die Posaunen blasen und sein Sohn Jonathan er-

schlug den Vogt der Philister in Gibea. Es sammelten sich aber nur wenige Tausende um Saul und Jonathan, und als die Philister heranrückten mit Wagen und Reitern und zahllosem Fußvolk, da verkroch sich das Volk in Höhlen und Gruben und ging über die Jordanfurten nach Gad und Gilead. Sechshundert Mann nur blieben bei Saul, und die Philister plünderten das Land weithin.

Da gelang Jonathan eine Waffenthat gegen die Philister, so daß der Schrecken in ihr Lager kam. Als das Saul hörte, wollte er Jahweh mit dem Ephod befragen, aber während er noch mit dem Priester redete, wurde der Lärm im Lager der Philister immer größer, daher ließ Saul mitten in der Befragung des Orakels abbrechen und griff die Philister an. Der Sieg wandte sich auf seine Seite, und als die Philister flohen, da verließen alle Israeliten, die nur gezwungen in ihrem Heere waren, die Unterdrücker und fielen Saul zu, sodaß er noch am selben Tage über viele Tausende gebot. Saul aber fürchtete, seine Krieger könnten zu frühe von der Verfolgung ablassen und sich auf die Beute stürzen, die sie an Schlachtvieh und anderem Gut im Lager der Philister gemacht hatten; daher nahm er dem Volke einen schweren Eid ab: Verflucht sei jeder, der etwas ißt bis zum Abend, bis ich an Jahwehs Feinden Rache genommen habe! Daher nahm keiner der Leute Speise zu sich. Nun befanden sich Honigwaben auf dem Blachfelde und als das Volk zu den Waben kam, waren die Bienen ausgeflogen, trotzdem aber führte niemand die Hand zum Munde, weil die Leute sich vor dem Schwure scheuten. Jonathan aber hatte nicht mit angehört, wie sein Vater den Eid von den Leuten forderte. So langte er denn mit der Spitze des Stabes, den er in der Hand hielt, hin, tauchte sie in eine Honigwabe und

führte die Hand zum Munde — da wurden seine Augen wieder hell und seine Hand kräftig, das Schwert weiter zu führen.

Als es nun Abend wurde, waren die Leute vor Hunger ganz ermattet und machten sich gierig an das erbeutete Vieh. Sie nahmen Schafe, Rinder und Kälber, schlachteten sie am Erdboden und fielen ohne Weiteres über das blutige rohe Fleisch her. Saul gewahrte das und rief ihnen voll Schrecken zu: Ihr frevelt, ihr versündigt euch an Jahweh! Wie dürft ihr das Fleisch samt seinem Blute essen, da doch das Blut Jahweh gehört und ihm dargebracht werden muß, bevor es euch Recht ist, vom Geschlachteten zu essen! Wälzt mir einen großen Stein her! Dann bringt jeder sein Rind oder Schaf her zu mir, schlachtet es hier auf dem Stein vor Jahweh und laßt das Blut für Jahweh auf die Erde laufen, damit ihr euch nicht an dem Rechte Jahwehs versündigt! Das war der erste Altar, den Saul Jahweh errichtete, und jeder von den Kriegern brachte sein Tier und schlachtete es hier nach Sauls Gebot, denn keine Schlachtung war recht außer vor Jahweh auf dem Altar, und niemand durfte Fleisch essen, es sei denn zuerst dem Jahweh im Blut sein Anteil dargebracht worden.

Als sie nun gegessen und getrunken und sich gestärkt hatten, schlug Saul vor: Wir wollen den Philistern gleich in dieser Nacht nachsetzen, damit keiner von ihnen übrig bleibt! Die Krieger stimmten dem bei und Ahia, der Priester, sprach: Wir wollen hierher vor Gott treten und Saul mag bei Gott anfragen: Soll ich den Philistern nachsetzen? Wirst du sie in unsere Gewalt geben? Als aber Saul so fragte, da gab ihm Jahwe jenes Tages keine Antwort. Da merkte Saul, daß jemand unter ihnen durch eine Versündigung den Jahweh

erzürnt haben mußte, daß er sich abwandte und keine Antwort gab, und, und er rief laut im Zorn und gebot: Tretet hierher und forschet nach, von wem diese Versündigung heute begangen worden ist! So wahr Jahweh lebt, der Israel heute Sieg verliehen hat, selbst wenn sie bei meinem Sohne Jonathan sich fände — er müßte sterben! Aber niemand von allen Leuten antwortete etwas. Da gebot er dem ganzen Israel: Ihr stellt eine Seite dar und ich und mein Sohn Jonathan stellen die andere Seite dar. Das Volk erwiderte Saul: Thue, was dir gut dünkt! Da rief Saul: *Jahweh, du Gott Israels, weshalb hast du deinem Knechte heute nicht geantwortet?* Wenn diese Verschuldung an mir oder meinem Sohne Jonathan haftet, *Jahweh du Gott Israels, so laß Urim erscheinen, haftet sie aber an deinem Volke Israel, so laß Tummim erscheinen!* Da warf der Priester Ahia die heiligen Lose des Jahweorakels und es wurden Jonathan und Saul getroffen, das Volk aber ging frei aus. Saul gebot: Loset zwischen mir und meinem Sohne Jonathan! Da wurde Jonathan getroffen. Nun fragte Saul den Jonathan: Thue mir kund, was hast du gethan? Da that es ihm Jonathan kund und sprach: Mit der Spitze des Stabes, den ich in der Hand hielt, kostete ich nur ein wenig Honig — *dafür soll ich sterben?!* Saul erwiderte: Gott thue mir an, was er will: *ja du mußt sterben, Jonathan!* Aber das Volk rief Saul zu: Jonathan soll sterben, der diesen großen Sieg in Israel errungen hat? Das darf nicht sein! So wahr Jahweh lebt, es soll nicht ein Haar von seinem Haupte fallen, denn mit Gottes Hilfe hat er heute den Sieg errungen! Da lösten die Krieger den Jonathan aus, indem

sie einen aus ihrer Mitte als Stellvertreter für ihn dem Jahweh hingaben; der w u r d e d e m Z o r n e J a h-w e h s z u r S ü h n e g e o p f e r t, Jonathan aber blieb leben.

An dem Tage gewann Saul das Königtum über ganz Israel, und er führte fortan Krieg gegen alle seine Feinde: gegen Moab, gegen Ammon, gegen Edom, gegen den König von Soba, aber gegen die Philister tobte der Krieg am heftigsten, und sah Saul irgend einen tapfern und kriegs-tüchtigen Mann, so gesellte er den sich zu. In Gibea hielt er Hof; dort saß er in seinem Gehöft unter einer hohen Tamariske, den Speer in der Faust und pflog Rat mit den Seinen, seinem Sohne Jonathan und dem gewaltigen Abner, seinem Vetter und Feldherrn, und alles Volk ehrte ihn als den Gesalbten Jahwehs. Alles, was vor Jahweh ein Greuel war, that er ab in Israel; den klugen Geistern und den Geistern der Toten durfte niemand mehr in Is-rael dienen, noch ihnen opfern und sie befragen. Alle Totenbeschwörer und Zauberer rottete Saul im Lande aus, denn sie waren Jahweh verhaßt. Als Israel Jahweh noch nicht kannte, hatte es den Geistern gedient, die im Feld und in der Wüste ihr Wesen trieben; die hatten Macht, den Menschen zu nützen und zu schaden und wußten verborgene Dinge. Auch den Ahnengeistern opferte man und schor sich Bart und Haupthaar für sie, und Toten-orakel gab es überall im Lande, desgleichen Beschwörer, die den Totengeist zu rufen verstanden, daß er dem Frager Antwort gab. All das war Jahweh verhaßt und seit er mit Israel einen Bund gemacht hatte, sollte das Volk nicht mehr jenen dienen, sondern ihm.

Da geschah es, daß Samuel dem Saul ein Wort von Jahweh verkündete: ziehe hin, s c h l a g e A m a l e k u n d

vollstrecke den Bann an ihm und allem was ihm gehört, und schone ihn nicht, sondern laß sterben Männer wie Weiber, Knaben wie Säuglinge, Rinder wie Schafe, Kamele wie Esel — denn ich habe einen Zorn gegen die Amalekiter darum, daß sie feindselig gegen mein Volk Israel gehandelt haben, als Israel aus dem Lande Seir ins Ostjordanland hinaufzog. Da bot Saul alle seine Krieger auf und zog gegen die Amalekiter aus, und alle wußten: Krieg hat Jahweh mit den Amalekitern auf ewige Zeiten und ergrimmt ist er gegen sie — darum soll sein Zorn freien Lauf haben und nichts in ihrem Lande darf am Leben bleiben! So zogen sie in den Krieg Jahwehs und schlugen die Feinde. Den Agag, ihren König, nahm Saul lebendig gefangen und das ganze Kriegsvolk hieb er in blutigem Kampfe zusammen. Darnach aber mißachteten sie das Wort Jahwehs und begehrten der Beute und schonten den Agag samt dem Besten der Schafe und Rinder und vollstreckten an ihnen nicht den Bann, sondern nur das wurde Jahweh gebannt, was gering war. Als Samuel das erfuhr, erschrak er sehr und gedachte bei sich: was hat Saul gethan! Sicher wird jetzt Jahweh von ihm weichen, denn er hat Gottes Majestät mißachtet. Die ganze Nacht flehte Samuel für Saul zu Jahweh und rang für ihn mit Gott, aber des Morgens erging Jahwehs Wort an ihn: Es reut mich, daß ich Saul zum Könige gemacht habe, denn er hat sich von mir abgewandt und meinen Befehl nicht vollstreckt!

Frühmorgens ging Samuel dem Saul entgegen, und als sie im Gilgal zusammentrafen, sprach Saul zu ihm:

Mögest du von Jahweh gesegnet sein! Ich habe Jahwehs Befehl vollzogen und Amalek geschlagen. Samuel aber erwiderte: Was bedeutet dies Blöken der Schafe und Brüllen der Rinder, das ich höre? Gering geachtet hast du Jahwehs Befehl, darum hat Jahweh fortan dich auch zu gering geachtet, König über Israel zu sein! Und er gebot: Bringt den Agag vor mich! Freudig schritt der Amalekiter auf ihn zu und rief: Nun ist des Todes Bitterkeit gewichen! Samuel aber hieb ihn auf der Stelle im Gilgal für Jahweh in Stücke und kehrte Zorn und Trauer im Herzen nach Rama zurück, und auch Saul zog heim nach seiner Stadt Gibea. Darnach sah Samuel den Saul nicht wieder und trauerte um ihn bis an seinen Tod zu Rama, denn der Held hatte Jahwehs im Siege vergessen, Jahwehs Recht auf Blut und Gut seiner Feinde hintangesetzt — wie sollte Jahweh noch ferner mit ihm sein und sein Geist bei ihm bleiben!

Fortan behielt Saul nicht mehr die Oberhand über die Philister, vielmehr zeigten jene sich stärker und kriegsgeübter, als die Israeliten, auch hatten sie Reiter und eiserne Wagen, Sauls Männer aber kämpften noch alle zu Fuß. Als das die Israeliten sahen, sprachen sie: Jahweh ist nicht mehr mit uns und mit Saul, wegen des Agag und der Herden, die wir Jahweh vorenthalten haben, und als der König sah, daß der Sieg und die Herzen des Volkes nicht mehr bei ihm waren, wie im Anfang, und daß Jahweh ihn verließ, da wurde sein Sinn immer trüber und finsterer; dazwischen aber überfiel ihn ein rasender Zorn, und er gedachte: Jahweh ist von mir gewichen und statt dessen hat er einen bösen Geist ausgesandt, mich zu quälen. Als seine Helden das sahen, machten sie ihm den Vorschlag: Da dich der böse Gottesgeist quält, so gebiete nur,

und wir werden einen Mann suchen, der ein kundiger Zitherspieler ist. Wenn dann der böse Geist über dich kommt und jener spielt, so wird dir besser werden! Einer von Sauls Dienern aber sprach: David, der Sohn des Bethlehemiten Isai, ist des Saitenspiels kundig, ein tüchtiger Mann und ein Kriegsheld, dazu des Wortes mächtig und von schöner Gestalt, und Jahweh ist mit ihm. So kam David nach Gibea und Saul gewann ihn lieb, so daß er sein Waffenträger wurde und sein Eidam, und so oft der böse Gottesgeist über Saul kam, griff David in die Saiten und spielte: dann wurde es Saul leichter und der böse Geist zog sich von ihm zurück. Mit Sauls Sohn Jonathan schloß David einen innigen Freundschaftsbund und sie thaten beide den Philistern viel Abbruch, zuletzt aber fiel des Königs jäher Zorn auch auf David, und er mußte fliehen, um sein Leben zu retten.

Da geschah es, daß die Philister sich wieder zu einem Feldzuge gegen Israel sammelten, und ihre Heerhaufen drangen bis Sunem vor, wo es hinter dem Gilboagebirge aus der großen Ebene zum Jordan hinuntergeht. Saul hingegen schlug am Gilboa Lager und versammelte dort ganz Israel. Die Philister waren aber zahllos, und als Saul ihr Lager erblickte, geriet er in Angst, so daß er im innersten Herzen bebte. *Er befragte Jahweh, aber Jahweh antwortete ihm nicht mehr, weder durch Träume noch durch Urim und Tummim vor dem Ephod, noch durch die Propheten.* Daran sah Saul, daß Jahweh sich gänzlich von ihm abgewandt hatte, und wiewohl er selbst in den Tagen, da Jahwehs Geist bei ihm gewesen war, alle Todtenbeschwörer, Zauberer und Geisterbefrager aus Jahwehs Lande vertilgt hatte, so gab er doch jetzt in seiner

Angst Befehl: Sucht für mich nach einem Weibe, das einen Totengeist zu rufen vermag! Da sagte man ihm: In Endor, nicht weit von hier, giebt es ein solches Weib. Alsbald verstellte sich Saul, zog andere Kleider an und machte sich mit zwei Begleitern auf den Weg. Nachts traten sie bei dem Weibe ein, und er bat: Wahrsage mir mit dem Totengeist und lasse mir einen erscheinen, den ich dir nennen werde. Das Weib sagte: Du weißt ja selbst, was Saul gethan hat, daß er die Totenbeschwörer und Wahrsager im Lande ausgerottet hat! Weshalb legst du mir eine Schlinge, mich ums Leben zu bringen? Da schwur ihr Saul zu: So wahr Jahweh lebt, dich soll keine Schuld treffen! Nun fragte das Weib: Wen soll ich dir rufen? Er antwortete: Laß mir Samuel erscheinen. Samuel war nämlich gestorben und in seiner Vaterstadt Rama begraben. Als aber das Weib die Beschwörung vollbracht hatte und den Geist Samuels erblickte, schrie sie laut auf, denn jetzt erkannte sie Saul. Der König jedoch beruhigte sie: Sei unbesorgt — sage mir, was siehst du? Das Weib antwortete: Einen Geist sehe ich aus der Erde aufsteigen. Da fragte er sie: Wie sieht er aus? Sie sagte: Ein alter Mann steigt herauf, in einen Mantel gehüllt. Da erkannte Saul, daß es Samuel sei und warf sich ehrfurchtsvoll mit dem Angesicht zur Erde, denn ein Totengeist war Elohim — eine Gotteserscheinung. Samuel aber fragte Saul: Warum beunruhigst du mich, daß du mich erscheinen läßt? Saul erwiderte: Ich bin in großer Not. Die Philister kämpfen gegen mich und Gott ist von mir gewichen und antwortet mir nicht mehr: so ließ ich dich rufen, damit du mir künden möchtest, was ich thun soll. Samuel aber antwortete: Was fragst du mich dann, da doch Jahweh von dir gewichen und dir

feind geworden ist? Jahweh hat dir also gethan, wie er dir durch mich verkündet hat, weil du ihm nicht gehorcht und seinen grimmen Zorn an Amalek nicht vollstreckt hast. Morgen wirst du samt deinen Söhnen bei mir sein, und Israels Lager wird Jahweh den Philistern in die Hände liefern! Da stürzte Saul ohnmächtig zu Boden, denn über den Worten Samuels packte ihn Angst und Entsetzen, auch war er schon kraftlos geworden, weil er den ganzen Tag und die ganze Nacht nichts gegessen hatte. Das Weib aber redete ihm und seinen Begleitern zu und schlachtete ihnen ein Mastkalb, das sie im Hause hatte; dazu buk sie ihnen Brodkuchen und nachdem sie gegessen hatten, machten sie sich in derselben Nacht wieder auf den Weg. Tags darauf griffen die Philister an und die Israeliten wandten sich zur Flucht; die meisten von ihnen zerstreuten sich, aber viele blieben auf dem Gilboa in ihrem Blute liegen. Die Philister hatten es auf Saul und seine Söhne abgesehen; sie hefteten sich an ihre Fersen und erschlugen erst die drei Söhne des Königs, die in der Schlacht mitgefochten hatten, unter ihnen auch Jonathan, und darnach entdeckten einige Bogenschützen von Ferne auch den Saul selbst, wie er auf der Flucht war. Da bat er seinen Waffenträger: Stoß mich nieder, daß nicht diese Unbeschnittenen mich lebendig fangen und ihren Mutwillen mit mir treiben! Der Waffenträger aber wollte nicht Hand an den Helden legen. Da ergriff Saul das Schwert und stürzte sich selbst darein, und als sein Waffenträger sah, daß er tot war, stürzte er sich gleichfalls in sein Schwert und starb an seiner Seite. Nach dem Siege besetzten und plünderten die Philister alle israelitischen Städte am Fuße des Gilboa, und am andern Tage machten sie sich daran, die Erschlagenen auf dem

Schlachtfelde zu berauben. Da fanden sie Saul und seine Söhne auf dem Gilboagebirge liegen. Sie schnitten dem König den Kopf ab, zogen ihm seine Rüstung aus und schickten Boten in ihrem ganzen Lande umher, um ihren Göttern und ihrem Volke die Siegesbotschaft zu verkünden. Sauls Rüstung legten sie im Tempel der Astarte nieder und seine Leiche hingen sie auf an der Mauer von Bethschan, das jenseits des Gilboa im Jordanthal liegt. Als aber die Bürger von Jabesch in Gilead im Ostjordanlande, gegenüber Bethschan, vernahmen, wie die Philister mit Saul verfahren waren, machten sich alle wehrhaften Männer auf, marschierten die ganze Nacht hindurch und stahlen den Leichnam Sauls und die Leichen seiner Söhne von der Mauer Bethschans. Alsdann kehrten sie nach Jabesch zurück, verbrannten sie dort und begruben die Gebeine unter der heiligen Tamariske in Jabesch. Darnach fasteten sie dem abgeschiedenen Geiste Sauls sieben Tage.

In Israel und Juda aber sang man den Gefallenen die Totenklage:

„Die Zier liegt, o Israel, erschlagen auf deinen Höhen —
wie sind die Helden gefallen!
Thut es nicht kund zu Gath,
meldet es nicht in den Gassen zu Askalon,
daß sich der Philister Töchter nicht freuen,
nicht jubeln die Töchter der Unbeschnittenen!
Ihr Berge von Gilboa,
nicht Thau nicht Regen falle auf euch, ihr Truggefilde!
Da ward der Helden Schild weggeworfen,
der Schild Sauls, ungesalbt mit Oel.
Vom Blute der Erschlagenen,
vom Fette der Helden
wich Jonathans Bogen nicht zurück,
kehrte das Schwert Sauls nicht leer heim
Saul und Jonathan, einander lieb und hold im Leben,
sind auch im Tode nicht getrennt;

sie, die schneller waren, als Adler,
stärker als Löwen
Ihr Töchter Israels,
weinet über Saul,
der euch kleidete in Purpur und Wonnen,
der Goldschmuck heftete auf euer Gewand!
Wie sind die Helden gefallen,
zunichte die Rüstzeuge des Streits!“

Wie tragisch ist dies Geschick des ersten Königs von Israel! Im Sturme prophetischen Rasens zwang er Jahweh und Israel wieder zusammen, zerschmetterte und zerbrach in der Kraft des Jahwehgeistes alles was dem Gotte Israels zuwider war — dann wagte er ein einziges Mal in der Freude des Sieges, sich selber zu folgen statt seinem Gotte, am Leben zu lassen, was Jahwehs grimmer Feindschaft verfallen, seiner Rache geweiht war — Krieg hat Jahweh mit Amalek auf ewige Zeiten! — und von Stund an weichen Geist und Kraft von ihm, bis er in der schwersten Stunde seines Lebens vermummt und verzweifelnd zu dem Zauberweibe schleicht, um durch verbotene Kunst des Volkes Niederlage, Jahwehs Zorn und seinen und seiner Söhne Tod auf den kommenden Morgen verkündet zu erhalten! Samuels Geist ist es, von dem er zu erfahren begehrt, was Jahweh ihm zu wissen weigert: Was fragst du mich, da Jahweh dir doch feind geworden ist? Jahwehs Zorn über seine Feinde hast du aufgehalten, darum mußt du sterben. Amaleks Blut wollte Jahweh sehen, darum wird dein und deiner Söhne Blut morgen die Berge Gilboas tränken!

Berge Gilboas! — Dort steigen sie auf im hellen Sonnenschein ostwärts am Rand der Ebene — die Hügel der Totenklage über Saul und seine Helden. An ihrem Fuß ist noch jedesmal gekämpft worden, wenn es sich um

das Schicksal des Landes handelte, von Amenophis und Debora bis auf Napoleon Bonaparte! Hier geht die große Heer- und Völkerstraße durch, die das Mittelländische Küstenland vom Nil bis zum Libanon mit den Ländern des Ostens verbindet. Beim Tell el-Kassis an der Kisonpforte tritt sie vom Meere her ein und hinter dem Gilboa senkt sie sich ins Jordanthal hinab; dann geht sie jenseits weiter nach Norden und Osten. Gerade diese Berggruppe beherrscht die Verbindung zwischen dem West- und Ostjordanlande. Es galt die Entscheidung über das ganze Land; darum richteten die Philister ihren Feldzug hierher und darum trat Saul ihnen hier entgegen. Dort in der Ebene am Fuß des Gebirges entbrannte die Schlacht — dort wichen die Israeliten — dort wurden die Söhne des Königs erschlagen und dort fiel er selbst durch eigene Hand! Gebrochen ist der Aufschwung Israels; von neuem lastet Fremdherrschaft auf ihm, denn sein Gott zürnt ihm, weil sein König gefrevelt hat.

Mit David und seinem Sohne folgt das kurze Zwischenspiel der Herrschaft Judas und Jerusalems; dann kehrt die Geschichte Israels wieder nach Ephraim zurück und ihre Höhepunkte wie ihre Katastrophen fallen abermals in das Land vom Karmel bis Gilboa. Hundertfünfzig Jahre nach dem Untergange Sauls steht der Königspalast des Hauses Omri zu Jesreel auf dem Felde jener Philisterschlacht, und unter Omris Sohn Ahab hebt hier am Kison und zu Jesreel der zweite Akt des Dramas an, das zwischen den Königen und Propheten, zwischen Jahweh und Israel spielt.

Elia von Thisbe war das Schicksal des Hauses Ahabs, wie Samuel Jahwehs Hand über Saul — Elia, der Mann vom Karmel!

Und ein Schatten kam über den Gipfel der Muhraka hergejagt, als ob es eine Wolke wäre, und Wehen fuhr durch den Buschwald. Ein Augenblick der Kühle und des Schauers — dann schossen die Strahlen der Sonnenglut wieder heiß herab und fielen leuchtend wie vorher auf grünen Hag und graues Gestein. Am Rande des Absturzes von der Muhraka zur Tiefe von Jesreel ragt ein Felsblock über das Lorbeergebüsch in der Flanke des Berges empor — gestaltet wie ein Riesensitz. Dort wird er gesessen haben, der grimme Recke Jahwehs vom Karmel, das Haupt zwischen die Kniee hinabgebeugt, heiße Zwiesprache haltend mit seinem Gott nach der Schlachtung der Priester Baals am Kison.

Elia redete mit Jahweh und Jahweh that ihm kund, was er vor hatte, nicht wie dem Priester mit Urim und Tummim vor seinem Bilde, sondern er selber kam über Elia und faßte ihn, schrecklich wie Sturm und Feuer. Seit grauen Zeiten webt und weht des Mannes Riesengeist hier um das Haupt des Berges und läßt den Wanderer tief erschauern, der an den Ort gelangt. Das war es, wonach mich verlangte.

Ahab der Sohn Omris ward König über Israel zwei Menschenalter nach dem Tode Salomos und regierte zweiundzwanzig Jahre zu Samaria. Er nahm Isebel, die Tochter Ethbaals, des Königs der Sidonier, zum Weibe und baute zu Samaria dem Königsbaal von Sidon einen Altar und einen Tempel um seiner Gattin willen und um dem großen Gotte der Sidonier in seinem Lande gefällig zu sein. Von Jahweh gedachte er darum nicht zu lassen und nannte auch seine Söhne nach dem Namen Jahwehs Achazjahu und Jehoram, aber er hielt es für kein Unrecht, daneben noch im Lande Jahwehs dem starken Baal zu

dienen, der das Land von Sidon besaß, ihm zu opfern und zu ihm zu beten: Baal Melkart, großer Gott — hilf deinem Knechte Ahab und sei ihm gnädig. Und wie zum Melkart der Sidonier, so betete er nach wie vor zu Jahweh, *seinem* Gotte, dem Herrn des Landes Israels, baute ihm Altäre, feierte ihm Feste und Opfer und speiste tagaus tagein die Schar Propheten, die ihm im Namen Jahwehs weissagten; vom Tische der Isebel aber aßen vierhundertfünzig Propheten des Baal Melkart.

Da sprach Elia von Thisbe im Lande Gilead zu Ahab also: *So wahr Jahweh lebt, der Gott Israels, dem ich diene: es soll diese Jahre weder Thau noch Regen kommen, von jetzt ab bis ich selbst es wieder ankündige, denn Jahweh ist ergrimmt gegen dich, weil du in seinem Lande neben ihm noch fremden Göttern dienst! Zu Sidon und Tyrus mag man den Baalen des Landes dienen, aber im Lande, das ich meinem Volke Israel gegeben habe, es in Besitz zu nehmen und darin zu wohnen, bin ich Jahweh der Herr dein Gott; hier sollst du nicht andere Götter haben neben mir, ist das Wort Jahwehs.*

Ahab aber ergrimmte über die Worte Elias, und Elia verbarg sich vor des Königs Zorn im Ostjordanlande in seiner Heimat und darnach zu Zarpath im Lande der Sidonier bis ins dritte Jahr. Und kein Regen fiel vom Himmel diese Zeit über und die Hungersnot nahm überhand im ganzen Lande und zu Samaria. Da ließ Ahab den Obadja, den Obersten seines Palastes, rufen und sprach zu ihm: Auf, laß und rings im Lande alle Wasserquellen und alle Bachthäler aufsuchen, vielleicht finden wir Gras,

daß wir Roß und Maultier am Leben erhalten. Und sie teilten sich in das Land, um es zu durchziehen. Zu derselben Zeit erging das Wort Jahwehs an Elia: Geh, stelle dich dem Ahab, denn ich will Regen auf den Erdboden senden. Und während Obadja unterwegs war, Futter für die Rosse zu suchen, begegnete ihm plötzlich Elia. Da fiel er auf sein Antlitz und rief: Bist du es wirklich, mein Herr Elia? Elia antwortete ihm: Ich bin es! Gehe hin, sage deinem Herrn, Elia ist da. Er aber sprach: Was habe ich verschuldet, daß du deinen Sklaven dem Ahab preisgeben willst? So wahr Jahweh, dein Gott, lebt: es giebt kein Volk noch Königreich, dahin mein Herr nicht gesandt hätte, dich zu suchen. Und da sprichst du jetzt: Gehe hin, sage deinem Herrn: Elia ist da! Ginge ich aber wirklich von dir weg, so würde dich der Geist Jahwehs wer weiß wohin entführen, und käme ich dann, es Ahab zu melden, er aber fände dich nicht, so würde er mich umbringen und doch hat dein Sklave von Jugend auf Jahweh gefürchtet! Elia aber sprach: So wahr Jahweh der Heerscharen lebt, in dessen Dienst ich stehe: noch heute will ich mich dem Ahab zeigen!

Da ging Obadja hin und sagte es Ahab: Elia ist da! und Ahab machte sich auf und am Berge Karmel stieß er auf Elia. Zornig fuhr ihn der König an: Bist du da, du Unglücksbringer für Israel? Elia aber antwortete: Ich habe Israel nicht ins Unglück gestürzt, sondern du und die deinen, indem ihr Jahwehs Gebot im Lande außer Acht gelassen habt und auf dem Boden Jahwehs dem Baal von Sidon und seinesgleichen nachwandelt. Nun aber sende hin und versammle das ganze Israel hierher zu mir nach diesem Berge samt den Propheten des Baal, die von deinem und deines Weibes Tische essen! Da sandte Ahab

in Israel umher und versammelte die Baalspropheten und eine große Menge Volk zum Gottesgericht am Berge Karmel.

Wir alle wissen von Jugend auf, wie das Buch der Könige Israels diese Geschichte weiter erzählt, und wer könnte daran zweifeln, daß damals auf diesem Berge etwas Großes und Ueberwältigendes geschehen ist: Jahwehs Triumph über den Baal, die siegreiche Abrechnung des furchtbaren Propheten mit den ganzen und halben Verehrern des sidonischen Königsgottes in Israel. Wie lange wollt ihr noch auf beiden Beinen lahm gehen? Ist Jahweh euer Gott, so wandelt ihm allein nach, ist es aber der Baal, so haltet euch ganz an den! So fuhr Elia grimmig die Menge an — und sie antworteten ihm nichts. Gebt zwei Tiere her, eins für Jahweh und eins für den Baal, dann wollen ich und die vierhundert Baalspropheten jeder ein Opfer herrichten und unsern Gott anrufen; wer dann mit Feuer antworten wird, der soll Gott sein im Lande Israels!

Wie lebendig malt sich die wilde Sonne voll zornigen Hohnes vor Augen! Weit und gelb dehnt sich die Ebene vom Fuß des Karmel bis hin gen Jesreel dort an den Bergen im Osten. Das sind sie, die Truggefilde, in goldig warmen Schein getaucht, Gilboas Hänge, wo Saul und Jonathan fielen, denen David im Totenlied sang:

„Wie sind die Helden gefallen inmitten des Kampfes —
Jonathan auf deinen Höhen erschlagen!
Es ist mir leid um dich mein Bruder Jonathan, wie warst du mir so hold!
Ja, deine Liebe war mir wundersamer, als Frauenliebe!
Wie sind die Helden gefallen,
Zu nichte die Rüstzeuge des Streits!"

Hell als ein schmaler Streifen zieht sich an ihrem Rande die Straße entlang, auf der Ahabs Wagen im

Wolkenbruch nach dem Palast von Jesreel jagte und Elia, Jahwehrasend, im Sturm vor ihm her! Hart unten, wo der steile gewundene Abstieg von der Muhraka auf den Ausgang des „Salzthales“ trifft, erhebt sich als letzter Ausläufer des Gebirges ein länglicher Hügel: Tell-Kaimun. Durch einen tiefen und breiten Einschnitt ist er von dem Bergrücken getrennt, dessen äußersten Sporn er nach der Ebene zu bildet; dann hat man ihn noch künstlich erhöht und seine Oberfläche breit und eben gemacht, einen befestigten Platz zu tragen: Jokneam, einst eine kanaanitische Königsstadt. Dann eroberten die Israeliten den Ort und er kam zum Gebiet des Stammes Sebulon; hernach, als Könige über Israel regierten, saßen dort ihre Amtleute. Zu Ahabs und Elias Zeit stand die Stadt noch fest und volkreich am Fuß des Jahwehberges da und von der Stätte des Gottesurteils sah man auf ihre Mauern und Häuser herab, denen was Leben hatte entströmt war, Zeuge zu sein, wie der Baal und Jahweh sich maßen. Von Jesreel bis zur Meeresniederung ist alles Volk am Karmel zusammengekommen und lagert am Bergeshang beim Opferort. Laut gellend steigt der Baalspropheten Rufen zu ihrem Gott gen Himmel empor; schreiend wogt und stürmt ihre Schar mit Messern und Spießen um den hochgebauten Altar und das glänzende eherne Gußbild des großen Gottes Melkart — je höher, je leuchtender die helle Sonne am glühenden Firmament emporsteigt, desto wilder und lärmender rast der ekstatische Haufe um die Opferstätte; hoch fliegt der Staub in Wolken von ausgedörrtem Erdreich auf, purpuren und warm rinnt das Blut der Verzückten unter Schnitten und Stichen über Arm und Wange und Brust und bis in die fernsten Klüfte des Gebirges erschallt ihr tosender hundertstimmiger Ruf: Baal,

erhöre uns! Baal, erhöre uns! Aber da war kein Laut noch Antwort zu verspüren.

Vorbei das Ringen: Elia und Jahweh gehört der Sieg. Unten im trockenen Bett des Kison stehen rote Blutlachen und furchtbar spiegelt sich die helle Sonne darin. Hoch gehäuft liegen die Leiber der Jahweh geschlachteten Baalspropheten am Bachrand übereinander, und das schrecklich getränkte Erdreich dampft unter den wie Pfeilschüsse vom Himmel herabbrennenden Strahlen. Regungslos unter der drückenden Schwüle des glühenden, flimmernden Nachmittags dehnt sich das Blachfeld. Am Bergeshang auf seinem Thron sitzt König Ahab mit dem Hofgesinde beim Opfermahl und ißt und trinkt vor Jahweh, Furcht und Zorn in bebender Seele bergend; Elia aber mit seinem Knaben harrt allein auf der Felsenkante des Gipfels der Machtthat Jahwehs. Da sitzt er auf dem grauen Fels: das Haupt zwischen die Kniee herabgebückt, das Gesicht in die Hände vergraben. Ein wilder Mandelbaum, der zwischen den Klippen wächst, wirft seinen Schatten über die Stelle; durch seine Zweige läßt die Sonne ihre tanzenden Lichter fallen und der Duft von Myrthe und Lorbeer zieht als ein Weihrauch für Jahweh durch die tiefe Gottesstille des Berges. Und Elia betete zu Jahweh: Jahweh du Gott Israels, laß heute kund werden, daß du Gott in Israel bist und sonst keiner! Jahweh laß heute kund werden, daß ich dein Knecht bin und daß ich auf dein Geheiß dies alles gethan habe! Jahweh du hast mich ausgesondert aus deinem Volke Israel, daß ich es ihnen in die Ohren rufe Nacht und Tag: Es ist kein Gott im Lande außer Jahweh! Ihr dürft dem Baal nicht dienen im Lande Jah-

wehs, ihr dürft nicht, ihr dürft nicht! Geeifert, geeifert habe ich für dich Jahweh, von dem Tage, da dein Geist zum ersten Male in mich kam, bis auf diese Stunde, aber sie glauben es nicht, daß du so schrecklich bist und daß dein Grimm sie verzehren wird, wenn sie nicht abthun den Greuel Sidons. Jahweh, dein Knecht ist ein Schall aus deinem Munde! Du fällst auf ihn und wirfst ihn wohin du willst! Du giebst ihm zu reden und zu vollbringen, womit dein Geist ihn überwältigt, und ist kein Entrinnen nach Rettung für ihn vor deiner Hand! Jahweh, in dir lebe und webe und bin ich! Jahweh, ich erliege dir — Jahweh, Gott Israels, Herr meiner Seele!

Elia hat trotz seines Sieges am Karmel das Ende des Baalsdienstes in Israel nicht erlebt. Die Sage erzählt von ihm, daß er sich einst in Verzweiflung zu sterben wünschte: So nimm nun meine Seele von mir Jahweh, ich bin nicht besser als meine Väter waren! — weil Volk und König seinem Wort nicht gehorchten und Isebel ihm einen Tod drohte, wie ihn die Propheten des Baal gestorben waren, daß aber Jahweh ihn dann zu sich an den Berg Horeb entbot und ihn tröstete: Du hast doch nicht vergeblich gearbeitet, Elia! Siehe es kommen Tage, da will ich das Schwert umgehen lassen in Israel, und es wird fressen alle die, deren Kniee sich vor dem Baal gebeugt haben und deren Mund ihn geküßt hat!

Elia blieb noch lange das strafende Gewissen Israels und ein harter Zuchtmeister im Namen Jahwehs für seine

Könige. Als eine Gigantengestalt, weit menschliches Maß überragend, lebte er im Gedächtnis des Volkes fort, das ihn nie in seiner furchtbaren und einsamen Größe begriffen hatte und dem sein Thun nur Staunen und Entsetzen einflößte. Auf dem Karmel dachte man ihn sich sitzend, auf dem Berge Gottes, wo er den Baal überwunden und den Regen von Jahweh herabgebetet hatte. Dort stieß er rauh im zottigen Fell und Ledergurt auf die Boten, die Ahasja, der Sohn Ahabs, zum Baal Sebub nach Ekron im Philisterlande sandte, den Gott zu befragen, ob er von seiner Krankheit genesen würde, und donnerte sie an: Sagt eurem Könige, es giebt wohl keinen Gott in Israel, daß du hinsendest, den Baal Sebub, den Gott von Ekron, zu befragen? So spricht Jahweh: Weil du das gethan hast, wirst du von dem Bette nicht herabsteigen, auf das du dich gelegt hast, sondern sterben sollst du!

Wie der Blitzstrahl Jahwehs traf er auf Ahab und Isebel, als sie hingingen, den Weinberg Naboths in Besitz zu nehmen: Hast du gemordet und machst dich nun ans Erbe? An der Stätte, wo die Hunde das Blut Naboths geleckt haben, sollen sie auch d e i n Blut lecken! Finster wagt ihm Ahab blos zu erwidern: Hast du mich gefunden mein Feind? Jawohl gefunden! höhnte Elia. Glaubst du, daß Jahweh zu deiner Schandthat gegen den Volksgenossen gleichgültiger sieht, als zu deinem Baalsdienst? Jahweh ist Schützer des Rechts für jeglichen in seinem Volke — du aber, weil du dich dazu hergegeben hast, zu thun was Jahweh mißfällt: Wegfegen will ich dich von der Erde! Wer von dir in der Stadt stirbt, den sollen die Hunde fressen, wer aber draußen im Freien, den sollen die Vögel unter dem Himmel fressen, ist der Spruch Jahwehs.

Ahab fiel in der Schlacht gegen Aram, denn Jahweh hatte einen Lügengeist ausgesandt, ihn zum Kriege zu bethören und zu verderben. Am Teiche von Samaria, da man seinen Streitwagen abwusch, leckten die Hunde sein Blut — an der Stelle, da sie Naboths Blut geleckt hatten, nach dem Worte des Elia. Ihm folgte sein Sohn Ahasja; der stürzte im Palast zu Samaria durch das Gitter seines Obergemachs und starb daran, wie Elia den Boten am Karmel verkündet hatte, und Joram, sein Bruder bestieg den Thron. Zwölf Jahre herrschte er zu Samaria; dann ging die Saat Elias auf. Elia hatte einen Nachfolger für sich im Prophetenamt gesalbt: Elisa, den Sohn Saphats, von Abel Mehola im Jordanthal; von dem sagte man, daß vom Geiste Elias ihm ein doppelt Erbteil geworden sei. Zu jener Zeit zog Joram in den Krieg gegen die Aramäer, und da er zu Ramoth in Gilead kämpfte, ward er verwundet, so daß er umkehren mußte und sich nach dem Palaste von Jesreel zu Isebel, seiner Mutter, begab, um sich dort von seinen Wunden heilen zu lassen. Jehu aber, der Sohn Nimsis, blieb als sein Feldherr in Ramoth, und er und Elisa waren eins miteinander gegen den Baal und gegen das Haus Ahabs.

Da rief Elisa einen von den Prophetenjüngern und befahl ihm: Gürte dich, nimm dieses Oel, gehe damit nach Ramoth in Gilead und salbe dortselbst den Jehu im Namen Jahwehs zum Könige über Israel. Da ging der Jüngling hin, und als er nach Ramoth hineinkam, rief er den Jehu bei Seite: Ich habe dir etwas zu sagen, Hauptmann! und da sie ins Haus getreten waren, goß er ihm das Oel aufs Haupt mit den Worten: So spricht Jahweh: Ich habe dich über mein Volk, über Israel, zum Könige gesalbt.

Als nun Jehu zu seinen Kameraden zurückkam, fragten sie ihn: Warum ist dieser Verrückte zu dir gekommen? War's etwas Gutes? Er antwortete ihnen: Was wollt ihr — ihr kennt ja diese Art Menschen! Sie aber riefen: Ausflüchte, Jehu, sage uns die Wahrheit! Da sagte er es ihnen: So spricht Jahweh, hat er mir verkündet: Ich habe dich zum Könige über Israel gesalbt! Der Blitz schlug ein. Sie rissen ihre Mäntel von den Schultern breiteten sie huldigend unter seine Füße und stießen in die Posaune: Jehu ist König über Israel geworden! Sofort ließ Jehu alle Thore der Stadt schließen, damit niemand entrinne und das Geschehene in der Hauptstadt melde; dann stieg er auf seinen Wagen und jagte mit einer auserlesenen Schar auf Tod und Leben von Ramoth nach Jesreel. Als der Wächter auf dem Turm von Jesreel sie kommen sieht, schickt der König ihnen einen Reiter entgegen zu fragen: Ists Friede? Jehu antwortete dem Boten: Was geht das dich an? Lenke um und folge mir. Ebenso ging es dem zweiten; der Wächter aber sprach zu Joram: Sie sind bis hin zu ihm gelangt und kommen nicht wieder; das Jagen aber gleicht dem Jagen Jehus, denn er jagt, als ob er rasend wäre. Da befohl Joram anzuspannen und fuhr selber Jehu entgegen. Beim Acker Naboths traf er auf ihn: Ist's Friede, Jehu? Was Friede, antwortet dieser: Noch dauert deiner Mutter Abfall und alle ihre Abgöttereien! Da wandte sich Joram zur Flucht, aber Jehu schoß ihm von hinten einen Pfeil durchs Herz, daß er im Wagen zusammenbrach. Dann sprach er zu seinem Dienstmann Bidekar: Nimm ihn und wirf ihn hier auf Naboths Grundstück hin und denke daran, wie wir beide damals hinter seinem Vater Ahab herritten, als Jahweh ihm durch den Propheten entbot: Wahrlich

das Blut Naboths und seiner Kinder habe ich gestern hier gesehen, und ich will es dir vergelten auf diesem Acker!

Darnach schrieb Jehu einen Brief nach Samaria an die Befehlshaber der Stadt: Wählt aus den Prinzen vom Hause Ahabs, die bei euch sind, den tüchtigsten aus und kämpft für ihn gegen mich! Jene aber fürchteten sich und ließen ihm sagen: Wir sind deine Knechte; befiel was dir gut dünkt. Da schrieb er ihnen zum zweiten Male: Nehmt ihre Köpfe und kommt morgen um diese Zeit zu mir nach Jesreel. Und sie nahmen alle Verwandten des Königlichen Hauses, siebenzig Mann, schlachteten sie, legten ihre Köpfe in Körbe und sandten die nach Jesreel. Und Jehu sprach: Nun sollt ihr eure Lust sehen an meinem Eifern für Jahweh! Dann ließ er die Köpfe zum Schrecken für alles Volk in zwei Haufen neben dem Thore aufschichten bis zum nächsten Morgen.

Hierauf versammelte er das Volk und sprach zu ihnen: Ahabs Haus hat dem Baal wenig gedient, Jehu wird ihm mehr dienen. So beruft denn alle Propheten und Priester des Baal zu mir; keiner der fehlt, soll am Leben bleiben! Alsdann wollen wir dem Baal ein Fest feiern, wie noch keins im Lande gewesen ist. Und Jehu sandte in ganz Israel umher: da erschienen alle Verehrer des Baal und sein Tempel zu Samaria ward so voll, daß kein Mensch mehr hineinging. Darnach ließ er Festgewänder an alle Erschienenen verteilen, brachte dem Baal ein Schlachtopfer und Brandopfer und ging hinaus. Vor dem Tempel aber standen Bewaffnete, denen befahl er jetzt: Dringt hinein und haut sie alle nieder — wer einen entrinnen läßt, haftet mit seinem Leben für ihn! Und sie hieben sie zusammen, zertrümmerten den Altar Baals, rissen den Tempel nieder und machten einen Abort daraus! An Jehu aber erging

das Wort Jahwehs durch Elisa und Jonadab ben Rekab: Weil du gut ausgerichtet hast, was mir wohlgefällt und in allem ganz nach meinem Sinn gehandelt hast, so sollst du und deine Nachkommen nach dir auf dem Throne Israels sitzen!

Fünfzig Jahre lang nachdem Jehu König geworden war, lebte Elisa noch in Israel, und er wohnte auf dem Karmel und war dem Jehu sowie seinem Sohne Joahas und dessen Sohne Joas nach ihm Vater und Berater. Sie alle dienten dem Jahweh allein und hielten sich fern von den Göttern der Sidonier und Philister und der anderen Nachbarn Israels; kein Altar des Baal ward zu ihrer Zeit im Lande gesehen, und Jahweh allein wurden die Opfer Israels geschlachtet.

So lange und so kräftig wirkten Jahwehs Sieg über den Baal und die Selbstbesinnung Israels auf die Wurzeln seiner Kraft für die Folgezeit nach, daß noch unter Jehus Urenkel Jerobeam drei Menschenalter nach dem Blutbad im Tempel von Samaria das Reich Ephraim mächtiger dastand, als alle seine Nachbarn in die Runde und der Stolz auf Jahwehs Kraft die Losung seiner Großen war. Der furchtbaren Propheten Werk schien fest gegründet — der Leichenberg am Kison unter der Muhraka und die Schädelpyramiden von Jesreel waren die Pfeiler, die es trugen.

Sei es! Wir nehmen Abschied von dem Berg Elias und Elisas und reiten hinab gen Jesreel und Samarien und weiter bis an den Ort, da Jahweh nach hundert Jahren wieder durch Prophetenmund mit seinem Volk geredet hat.

5.

Beth-El

Ein alter Steinkreis liegt auf dem Gebirge Ephraim. Wahrlich, Jahweh ist an diesem Orte! Wie schauerlich ist die Stätte! Wohnsitz Gottes ist das! So sprach man einst in Israel von diesen grauen Steinen am Wege von Sichem nach Jerusalem, und wie Wächter eines hinabgesunkenen Geheimnisses, wie versteinerte Kräfte der Vorzeit liegen sie da bis auf den heutigen Tag und verwittern unter dem Tau und dem Regen des Himmels.

Weithin ist die Felsfläche seltsam in ein wirres Getrümmer von großen und kleinen Stücken auseinandergeborsten; mitten darin eine Anzahl Blöcke erkennbar im Kreise gelagert. Einige sind Brocken gewachsenen Felsens, andere sehen aus, als ob Menschenhand sie herbeigewälzt hat, um die Runde zu schließen. Zwischen ihnen im Innern liegt durcheinandergeworfenes Gestein; manches davon scheint vor Zeiten mit dem Meißel bearbeitet zu sein. Das ist Bethel, die Stätte, wo nach dem Glauben des Volkes der Ahnherr Jakob einst inne ward, daß Gott hier hauste, hier sich spüren ließ, hier verehrt werden wolle: Beth-El, das ist Behausung Gottes.

Von Nablus führt ein beschwerlicher Weg vom Morgen bis zum Abend nach dem Dorfe Betin. Spät in der Dunkelheit langten wir an und obwohl Alles im Ort schon zu schlafen schien, dauerte es doch nur wenige Augenblicke, so strömte braunes, schreiendes, gestikulierendes Volk in solcher Menge aus seinen kläglichen Löchern hervor, daß wir sofort von allen Seiten umringt waren und die Pferde fest im Zügel halten mußten, damit in der Finsternis niemand getreten würde. Wo giebt es hier Unterkunft? Die Führer parlamentieren eine Weile mit laut erhobener Stimme durch die Dunkelheit mit irgend jemandem in dem durcheinanderschreienden Haufen; dann setzt sich die ganze Masse nach einer Richtung hin in Bewegung und schiebt sich mit uns durch enge gepflasterte Gassen zwischen hohen Wänden bis auf einen etwas freieren Platz vor einem plumpen Bauwerk, wie es scheint eine Moschee. Der Dragoman und die beiden Mukaris gehen durch eine Seitenthür hinein, wir blieben zu Pferde inmitten der Menge. Weshalb die Leute nur so wütend schrieen? Es klang wahrhaftig, als ob sie sich am liebsten auf uns gestürzt hätten, uns zu ermorden — aber sie stritten in Wirklichkeit blos darum, wer die Fremden als gute Beute mit sich nehmen und ihnen sein Haus zum Uebernachten anbieten solle. Neben der Moschee wohnte der Schech — der hatte das erste Recht auf das Geschenk, das für gewährte Gastfreundschaft am nächsten Morgen zu erwarten stand; also wurden wir zunächst vor sein Haus geleitet. Nach einer Weile kamen unsere Leute heraus. Herr, sagten sie, hier wollen wir nicht bleiben! Drinnen bei diesem Hundesohn sind drei von ihren Geistlichen; lange Zeit flüsterten sie alle miteinander und schließlich sagte der Alte: Wenn deine Herrschaft mir für diese ehrwürdigen Männer ein Goldstück

bezahlt, will ich sie veranlassen, daß sie euch ihre Lagerstatt bei mir abtreten und draußen auf dem Hofe schlafen. Aber er hat so schlechte Augen, daß er sicher ein Schurke ist, der uns des Nachts bestehlen will!

Gut, erwiderte ich, sagt dem Schech, daß ich so ehrwürdige Männer für keinen Preis in ihrer Ruhe stören will, und fragt, wer von den andern hier uns aufnehmen kann. Erneutes Schreien, Schelten und Zanken, bis sich endlich der Lärm etwas legt und ein untersetzter Bauer aus dem Haufen tritt: Wir möchten ihm folgen. Ein Seufzer der Erleichterung, ein Ruck mit den Zügeln und trappelnd setzt sich der ganze Zug wieder in Bewegung, abermals durchs ganze Dorf. Am Rande des freien Feldes Halt: Im Dunkeln ist etwas wie ein halb in die Erde gesunkenes Gemäuer zu sehen, Stufen führen zu einem niedrigen Eingang hinab, der aussieht, als ob er in einen tiefen Keller führt: Eine Thür öffnet sich in der Tiefe, rötlicher Lichtschein dringt heraus, und wie wir abgesessen gebückten Haupts hineintreten, sehen wir uns in einem verräucherten hohen Gewölbe. Rechts steht eine Anzahl Esel, Schafe und Kälber, links eine aufgemauerte Empore, zu der eine wacklige Leiter hinaufführt: mächtige Thonbehälter mit Mehl, getrockneten Feigen, Mais und Oliven — in einer Ecke neben dem Vieh ein großer Weizenhaufen hingeschüttet, eine Anzahl zerlumpter Kinder wird in verschiedenen Winkeln aus dem Schlafe aufgescheucht, das ganze muffige Durcheinander von einer qualmenden Oellampe schwach und gespenstisch erleuchtet: das war der Eindruck. Unser Wirt kletterte die Leiter in die Höhe und zeigte auf eine löcherige Filzdecke, die dort oben lag: hier ist der beste Platz, den ich euch geben kann, hier könnt ihr schlafen!

Wer weiß, von wem dies merkwürdige Gewölbe einst

gebaut worden ist! Wahrscheinlich ist es in der Kreuzfahrerzeit entstanden und hat als Keller unter einem großen jetzt verschwundenen Gebäude gedient, das einst darüber stand. Wein, Korn, Oel mögen damals in Menge hier aufgestapelt gewesen sein als Vorrat von der Ernte des Lehngutes, das irgend einem fränkischen Baron von den Königen von Jerusalem verliehen war. Neugierig hockten die Leute um das Feuer, an dem unser Thee und die Abendmahlzeit bereitet wurden; außer schlechtem Brod und Rosinen hatten sie nichts dazu zu geben. Die kleinen Feigen in dem irdenen Vorratstopf waren verrunzelt, voll Würmer und ungenießbar. Wir gaben den Kindern einige Süßigkeiten; sie griffen scheu darnach und verkrochen sich dann in einem Winkel beim Vieh, es gierig zu verzehren. Auch das Weib des Bauern zeigte sich, unverschleiert sogar, unsagbar schmierig und stumpf, einen mehrjährigen Säugling, der von einer Schmutzkruste bedeckt war und blöde aus seinen entzündeten Augen die Mutter anstarrte, im Arm.

Kaum hatten wir uns niedergelegt, so erhob sich mit einem Male ein entsetzliches, ohrenzerreißendes Geschrei: ein oder zwei Esel machten ihren Gefühlen Luft, daß man hätte glauben können, ein halbes Dutzend Menschen würden in dem Raume gefoltert. Ich dachte im ersten Augenblick, das Gewölbe müßte springen, so hallten die nervenerschütternden Töne an der Wölbung wieder. Allmählich beruhigten sich die Tiere und wir schliefen ein.

Am nächsten Morgen wurde ganz in der Frühe gesattelt, und wir atmeten auf, als wir aus der Höhle heraus und in freier Luft waren. Man muß vom Dorf ein Stück Weges nach Norden zurück und eine Anhöhe hinaufreiten, um zu den Steinblöcken zu gelangen, bei denen das alte Heiligtum lag. Bettelnd und trotz reichlicher Bezah-

lung immer weiteren Bakschisch heischend, folgte uns unser Bauer über Stock und Stein, hartnäckig wie eine Fliege, die, hundertmal verjagt, sich doch immer wieder an dieselbe Stelle setzt. Der brave Diener sieht sich, wie nun schon so oft in diesen Wochen kopfschüttelnd seine Herrschaft an: Warum sind sie nur wieder von der geraden Straße nach dem ersehnten und nun endlich so nahe gekommenen Jerusalem wieder ab und zu diesen unnützen Steinen hinaufgeritten! Gleichgültig und schläfrig warten unten an der Quelle die beiden voraufgeschickten Mukaris mit ihrem Esel und dem Packpferd; sie schwingen sich in ihren Gedanken höchstens zu Erwägungen darüber auf, wie sie wohl in Jerusalem dem fränkischen Chowadscha, der immer solche Zickzackwege reitet, noch einen besonderen Bakschisch ablocken könnten.

Beth-El! Hier ist das Thor des Himmels! Hier ist nichts anderes denn Gottes Behausung! Dieser Ort ist heilig von den Vätern und Vorvätern her! Grauen und Schauer der Gottesnähe wohnten seit alter Zeit bei diesem unförmlichen Ring aus gesprungenen Steinen. Hier stand das königliche Gotteshaus Israels, der große Reichstempel des Jerobeam mit Jahwehs goldenem Bilde in jugendlicher Stiergestalt — hierher wallfahrtete das ganze Haus Israel! Und wie wir durch die Lücken im Kreise reiten und ich voll Gedanken und Fragen über die verwitterte Felsgruppe hinblicke, da sehe ich im Geiste jenen Gewaltigen dastehen, der an dieser Stelle als ein Bote Gottes einst geredet hat, was Gott ihm als dem ersten unter allen zu wissen gab: Einen Dienst will Er des Herzens und der Gerechtigkeit, nicht der Lippen, des prunkenden Klingklangs und der rauschenden, glänzenden Feiern!

Zwischen den Felstrümmern jenseits des Steinkreises

sieht eine Stelle aus, als ob der Boden einmal geebnet gewesen wäre. Ob dort sich der Tempel erhob, der über dem goldenen Stierbild erbaut war? Welcher von den umherliegenden Blöcken mag wohl der Stein sein, den die Israeliten verehrten? Oder ist das Heiligtum in den Stürmen und Katastrophen, die diesen Platz heimgesucht haben, zerschlagen, fortgeschleppt worden? Merkwürdig, wie sich hier so gar keine Spur davon erhalten hat, daß der Ort einst heilig war. Die meisten der großen Kultusstätten, die aus der alten Zeit bekannt sind, gelten auch heute noch als heilig: die Gräberhöhle und der große Eichbaum von Hebron, die Brunnen von Beerseba, die Jordanquellen von Banijas und Dan, Josephs Grab bei Sichem, die Muhraka auf dem Karmel und der Felsen auf dem einstigen Tempelplatze von Jerusalem — aber bei Bethel ist die alte Tradition verschwunden und die Felsgruppe wirkt auf den Besucher durch nichts, als durch die Einsamkeit der Lage und ihre seltsamen Formen.

Einst, zur Königszeit, bestand in Israel eine große und glänzende, heilige Ueberlieferung über diesen Platz. Der Ahnherr Jakob, erzählte man, gelangte einst auf seiner Wanderschaft zu den aramäischen Verwandten in Harran hierher. Er blieb an dem Orte über Nacht, weil die Sonne schon untergegangen war, nahm einen von den Steinen der Stätte, legte ihn zu seinen Häupten und schlief ein. Da erschien ihm Jahweh im Traum und sprach: Ich bin Jahweh, der Gott deines Vaters Abraham und der Gott Isaaks: das Land auf dem du liegst, das werde ich dir und deinen Nachkommen verleihen. Dein Same soll so zahlreich werden wie die Krümchen der Erde, und du sollst dich ausbreiten nach West und Ost und Nord und Süd, und in dir und deinen Nachkommen sollen alle

Völkerstämme auf Erden sich segnen. Ich werde mit dir sein und dich behüten überall, wohin du gehst; nicht werde ich dich verlassen, bis ich ausgeführt, was ich dir verheißen habe.

So wußten es die Priester Jahwehs zu Bethel zu erzählen. In Wirklichkeit freilich wußte der Vater Jakob nichts von Jahweh, und Jahweh nichts von ihm und seinen Vätern, sondern wie zu Hebron und zu Beerseba, so verknüpften auch zu Bethel Priestersage und Volksglaube die alten Heiligtümer des Landes mit den Ahnengestalten der Vorzeit Israels. Die Kanaaniter glaubten, daß zu Bethel die Gottheit wohne, darum nannten sie es Beth-El, Haus Gottes, und wo Gott wohnte, dort pflegte er sich zu offenbaren, wollte er verehrt werden. Lange bevor Israel dem Hause Davids die Absage gab und sich einen eigenen König salbte in Jerobeam, dem Sohne Nebats, ja lange bevor die Israeliten Kanaan eroberten, stand zu Bethel bei dem Jakobsstein ein altes Gotteshaus mit einem Altar des großen Baal, dem hier der Grund und Boden gehörte. Dann vergrößerte Jerobeam das Heiligtum, stiftete ein großes goldenes Gottesbild und machte Bethel zum Reichstempel, an dem der König täglich opfern ließ. Wie einst bei den Altären der Baalim, so erhoben sich jetzt dort, wo Jahwehs Altar stand, zur Rechten und Linken Aschere und Massebe, Pfahl und Stein. Gewandstücke und Lappen, bunte Fetzen und Flitter hingen sie an den Baum, als Denkzeichen, daß sie hier im heiligen Bezirke Jahwehs gewesen waren; zum Steine aber sprachen sie: Beth-El, Behausung Gottes bist du, Gott ist in dir, und gossen Brühe, Most und Oel für Jahweh über ihn, zum Anteil an der Mahlzeit und als schuldige Gabe, um Jahweh freundlich gegen den Spender zu machen, wie einst

Jakob an dieser Stelle gethan haben sollte: Oel goß er über den Stein, auf dem sein Haupt in der Nacht geruht hatte und nannte die Stätte „Gott von Bethel" weil sich Jahweh ihm hier offenbart hatte, als er vor seinem Bruder floh.

Blut war das Zeichen des Bundes mit Jahweh; drum floß es beim Fest von Bethel in Strömen. Für Jahweh das Blut an den Altar, für das Volk aber das Fleisch der vor Jahweh geschlachteten Tiere. So aßen sie nicht nur und tranken vor Gott, sondern Gott und das Volk wurden Tischgenossen am selben Mahle. Im Opferblut war einst am Gottesberge der Bund zwischen Jahweh und dem Volke geschlossen worden. Damals nahm Mose die Hälfte vom Blut des Bundesopfers für Jahwehs Altar, die andere Hälfte aber sprengte er über das Volk, und darnach setzten sie sich nieder, vor Jahweh zu essen und zu trinken. Blutritus und Opfermahl gewährten den Israeliten das Gefühl kräftiger Gemeinschaft mit Jahweh; so dachte man sich den Bund vom Sinai einst geschlossen, so lud man hernach in Kanaan Jahweh bei sich und sich bei Jahweh zu Gaste: Komm Jahweh, sei unser Gast, laß dir die Feueropferspeise gefallen, die wir auf deinem Altar dir bereitet haben, derweil wir vor deinem Angesicht fröhlich sein wollen! Uns ist von dir geboten: „Vor mir soll man nicht mit leeren Händen erscheinen"! Gaben gefallen dem Könige, Gaben begehrt Jahweh. Siehe das Fett der Böcke und der jungen Rinder brennt auf deinem Altar, siehe die Erstlinge, das Beste von der Frucht des Weinstocks und vom Fett des Oelbaums, siehe die Körbe mit Feigen, mit jeglicher Frucht des Herbstes dastehen — Gabe seien sie dir!

So zogen sie herauf nach Bethel aus ganz Israel,

Dorf um Dorf, Geschlecht um Geschlecht, zum Fest der Herbstlese, viele Tausende. Jeder Hausvater machte mit den Seinigen sich auf, mit Weib und Kind, mit Knechten und Mägden. Die Ernte war zu Ende, der Segen Jahwehs geborgen; auf nun, hin zu Jahweh, laßt uns fröhlich sein vor unserm Gotte! Brüllende Rinder, blökendes Kleinvieh zogen mit den Wallfahrern in den geweihten Bezirk beim Heiligtum. Hoch und breit, dunkel starrend von den Massen schwarzen Blutes daran, türmte sich der Altarbau vor dem Tempelhause mit dem Stierbild empor, aus Steinblöcken geschichtet, ein tiefer Graben für das Opferblut ringsum gezogen. Hier zückte der Vater das Schlachtmesser, und aus der durchschnittenen Kehle des Tieres rann das Lebensblut in die Opferschale; dann wurde es für Jahweh an die Steine geschüttet und der Priester that die Fettstücke des zerlegten Tieres in die oben brennende Flamme. Prasselnd loderte das Feuer bei jedem neuen Stück empor; zischend schmolz in feuchtem Sud die Fettigkeit des Opfers dahin, und der Saft sickerte in den gewaltigen Aschenberg des Altars hinunter, ihn durchtränkend bis zu den Steinen des Unterbaus, auf dem er sich aus den Brandresten der dem Jahweh dargebrachten Gaben von Jahr zu Jahr immer höher türmte — bis auf den Tag des Gerichts über Israel und seinen Gottesdienst.

Schon lange hatte sich aber zu der uralten Blutkommunion mit Gott, die Israel aus der Wüste mitgebracht hatte, der Brauch Kanaans gesellt, das seinen Baalim als den Herren des Fruchtlandes, den Spendern des Segens auf der Tenne und in der Kelter, eine Hebe alles Ertrages gab. Nicht anders, glaubte man, wolle Jahweh verehrt werden, als die Baale, die vordem die Herren des Landes gewesen waren. Jerobeams Tempel stand auf der Stelle,

da einst die Kanaaniter ihren Gott suchten, und wie sich Kanaan hier vor seinem Baal gefreut hatte, daß er ihm sein Getreide und seinen Most gab, seine Wolle und seinen Flachs, Oel, Silber und Gold in Menge, so sprach nun Israel hier: fürwahr, Jahweh ist mein Herr, mein Baal, der mir das alles giebt; ich will ihm dienen, wie Kanaan dem Baal zu Bethel diente. Darum: Dreimal im Jahre will ich ihm eine Festfeier abhalten, das Fest der ungesäuerten Brote und das Fest der Kornernte, der Erstlinge des Landbaues, den ich betreibe, und das Fest der Herbstlese um die Wende des Jahres. Zu allen diesen Festen wollen wir vor Jahweh erscheinen, denn er hat uns dieses gute Land gegeben und was darinnen ist. Fürwahr, Jahweh ist nicht nur ein Gott der Steppe, der Wüste und des Felsgebirges; ein Gott der Fülle ist er wie Baal; die Saat läßt er sprossen und den Weinstock läßt er gedeihen, den Feigenbaum und die Olive; nicht nur im wüsten Südland wohnt er auf seinem heiligen Berge, sondern allenthalben im Lande ist Jahweh lebendig und begehrt, den süßen Geruch der Opfer zu riechen. Er hat uns die Orte gewiesen, wo er verehrt werden will; überall dort darf ihm ein Altar gebaut, dürfen Masseben errichtet und Ascheren gepflanzt werden, wo eine Kraft von ihm gespürt ward, wo er im Traumgesicht sich zu erkennen gegeben oder wo sein Schrecken die Menschen überfällt. An alledem erkennt man: „Jahweh ist an diesem Orte!“ Auf jedem hohen Hügel und unter jedem grünen Baum, an jeder Quelle und in jedem Grunde ist Kraft Jahwehs, aber am besten ist es, ihm an den Stätten zu nahen, wo er vor Alters sich offenbart hat: zu Bethel und zu Dan, in Hebron und zu Beerseba im Südland, im Gilgal und an dem Felsaltar in der Davidsburg zu Jerusalem, wo die Lade steht. Einen Opfer=

altar aus Erde sollst du mir errichten und darauf deine Brandopfer und Heilsopfer, deine Schafe und Rinder opfern. An jeder Stätte, die ich dazu bestimmen werde, daß man mich daselbst verehre, werde ich zu dir kommen und dich segnen, ist der Spruch Jahwehs. Wenn du mir aber einen Altar aus Steinen errichtest, so darfst du ihn nicht aus behauenen Steinen aufbauen, denn wenn du sie mit eisernen Werkzeugen bearbeitest, entweihst du sie!

So kamen sie nach der alten Baalsstätte gezogen und suchten dort Jahwehs ihres Gottes von Bethel Kraft zu erfahren, ihn zu umarmen, zu streicheln, zu salben, zu küssen, im Opferblut und Opfermahl in seine Tischgemeinschaft zu treten, daß er sein Antlitz leuchten lasse über ihnen und daß er dem Hause Israel gnädig sei.

Das Land ist Jahwehs Haus, darin giebt er Israel Wohnung und Unterhalt. Alle Lust des Lebens gipfelt in der Freude vor Jahweh an seinen schönen Festen; der Gipfel aller Lust aber war das Herbstfest zu Bethel. In Laubhütten lagerte hier das Volk rund um das Heiligtum. Jedes Haus, jede Familie hatte sich Fleisch, Oel, Most, Brode, Traubenkuchen und sonst gute Dinge vom Segen des Jahres mitgebracht, sich damit am Fest vor Jahweh zu freuen.

Hundertundfünfzig Jahre nach dem Sohne Sebats regierte abermals ein Jerobeam über Israel, der Sohn des Joas, des Sohnes des Joahas, des Sohnes Jehus, des Königs, der mit Elisa zusammen den Baalsdienst in Israel ausgerottet hatte. Zu Bethel feierte man das Herbstfest. Um den königlichen Altar drängte sich die opfernde Menge; dahinter im Tempel ragte das glänzende Goldbild hoch empor, mit mächtigen, festen Hörnern, dem Ab-

bild der Kraft des großen Gottes Jahweh, des Stieres Israels. Vom Opferaltar her strömte das Volk in den Tempel; ehrfurchtsvoll traten die Betenden an das Stierbild heran, streichelten es und schmiegten sich erschauernd, verhüllten Hauptes daran, küßten voll leidenschaftlicher Inbrunst die goldenen Glieder und warfen sich in bebender Verehrung vor der Gotteskraft zur Erde. Dann gingen sie hinaus und begannen ihrem Gotte ein Fest zu feiern, so wie er es mochte. Ganz Israel freute sich vor Jahweh; es aß und trank und sang und tanzte ihm zu Ehren; in das Geschrei der Schmausenden und das Gekreisch der trunken hingestreckten Männer und Frauen mischte sich die Pauken- und Harfenmusik der Priester; Bäche von ausgegossenem Oel und Most flossen mit Blut gemischt um den Altar, denn der Massen des Opferblutes, das von den geschlachteten Tieren für Jahweh an die Steine geschüttet wurde und der Libationen war kein Ende. Sie suchten ihren Gott. All das Getriebe begehrte Gemeinschaft mit Gott, wollte sich Jahwehs als eines gnädigen Herren versichern. Sieg gegen die Feinde, Regen für die Ernte, Gedeihen für die Herden, Ueberfluß in der Kelter, langes Leben und Kindersegen — das waren Jahwehs Gaben, die sie begehrten. Um die Zeit stand Israel noch einmal machtvoller und glänzender da, als je seit den Tagen Davids und Salomos. Vom Salzmeer bis tief in die arabische Wüste gehorchte das Land dem Könige zu Samaria; die Aramäer waren besiegt und in ihre Grenzen zurückgeworfen, Juda ein schwacher Zwerg neben seinem älteren Bruder. Hoch war das Herz der Israeliten geschwollen und laut ertönte ihr Jubelruf vor Jahweh, der sein Antlitz nun wieder über ihnen leuchten ließ, nachdem er es solange verborgen hatte: Jahweh ist unser Herr!

Sieg hat er uns gegeben und seine Feinde vor uns her vernichtet; unseres Gottes Hand ist mit uns! Auf, feiert ihm ein Fest, das seiner großen Thaten würdig ist!

Da klang in das trunkene Jauchzen und Schmausen gellend und schauerlich der erschütternde Ruf der Totenklage hinein. Niemanden gab es in Israel, der den durchdringenden Ton der Weise nicht kannte, niemanden, der wenn sie erscholl, nicht der Stunden des bittersten Schmerzes um Vater oder Mutter, um Weib oder Kind, gedachte. Jäh fuhr der Schrecken durch die Festversammlung; entsetzt schaute Jedermann auf. Da steht am Altar Jahwehs inmitten des Steinringes ein fremder Mann, der hebt eine solche Klage über Israel an:

„Gefallen ist, nicht kann wieder aufstehen —
Die Jungfrau Israel!
Sie ist auf ihr Land niedergeworfen —
Keiner richtet sie auf!“

Und wie sie ihn alle anstarren, schüttelt er drohend die Hand über sie:

Hört dieses Wort, das Jahweh wider euch ihr Israeliten geredet hat, wider das ganze Volk, das ich aus Aegypten heraufgeführt habe, also:

„Von allen Völkern der Erde habe ich nur euch erwählt —
Darum suche ich an euch heim alle eure Sünden!“

Hört und bezeugt es dem Hause Jakob, ist der Spruch des Herrn Jahweh, des Gottes der Heerscharen: Fürwahr an den Altären Bethels will ich die Schandthaten der Israeliten heimsuchen! Hört dieses Wort ihr Basanskühe auf dem Berge Samarias, die den Geringen bedrücken, den Dürftigen zermalmen, die zu ihren Herren sprechen: Schaff' uns zu trinken! Der Herr Jahweh hat bei seiner Majestät geschworen: Fürwahr, Tage sollen über euch

kommen, da wird man euch selbst an Angeln und euren Nachwuchs an Fischhaken emporziehen!

Hören sollt ihr, was Jahweh über das Reich Israel spricht:

„Wollt ihr am Leben bleiben, so fragt nach mir! Aber fragt nicht nach Bethel!
Gilgal sollt ihr nicht besuchen und nach Beerseba nicht hinüberziehen!
Fragt nach Jahweh, damit ihr am Leben bleibt,
Sonst wird er wie Feuer über Joseph herfallen und kein Löscher wird für Bethel sein.
Sie, die das Recht in Wermut verkehren und die gerechte Sache zu Boden werfen —
Sie hassen den, der im Thore für Recht eintritt, und verabscheuen den, der die Wahrheit redet.
Darum weil ihr die Geringen niedertretet und noch Geschenke an Korn von ihnen nehmt,
So sollt ihr wohl Häuser aus Quadersteinen bauen, aber nicht darin wohnen,
So sollt ihr wohl köstliche Weinberge anlegen, aber keinen Wein von ihnen trinken.
Auf allen Plätzen soll Wehklagen herrschen und in allen Straßen soll man rufen: o weh! o weh!
Die Klagekundigen wird man aufrufen, in allen Weinbergen wird Klagen sein,
wenn ich mitten durch euch dahinschreiten werde, spricht Jahweh!

Ich hasse, ich verachte eure Feiern und mag nicht riechen eure Feste;
Wenn ihr mir Brandopfer und Gaben darbringt, so nehme ich's nicht gnädig auf,
Und wenn ihr mir ein Heilsopfer von euren Mastkälbern herrichtet, so sehe ich nicht hin!
Hinweg von mir mit dem Geplärre deiner Lieder; das Rauschen deiner Harfen mag ich nicht hören!
Recht sollt ihr sprudeln lassen wie Wasser und

Gerechtigkeit wie einen nimmer versiegenden Bach!
Wehe über die Sorglosen auf dem Zion und die Sicheren auf dem Berge von Samaria!
Sie liegen auf Betten von Elfenbein und recken sich auf ihren Lagern!
Sie verzehren fette Lämmer von der Heerde und junge Rinder, die von der Hürde kommen;
Sie girren zur Harfe, bilden sich ein, wie David zu spielen,
Sie trinken den Wein aus Opferschalen und versalben das beste Oel, aber um den Schaden Josephs grämen sie sich nicht!
Darum sollen sie nun alle in die Verbannung ziehen und das Gekreisch der Schamlosen soll ein Ende haben.

Schon bin ich im Begriff, wider euch, ihr Israeliten ein Volk auftreten zu lassen, das euch bedrängen soll von da, wo es nach Hamath geht bis zum Bach der Steppe — ist der Spruch Jahwehs, des Gottes der Heerscharen!

Zieht nur nach Bethel und verübt Schandthaten!
Zieht nur nach dem Gilgal und häuft den Frevel!
Bringt nur jeden Morgen eure Schlachtopfer, aller drei Tage eure Zehnten dar!

Erst gab ich euch nichts zu beißen in euren Städten und ließ es an Brod in euren Wohnsitzen mangeln — aber ihr habt euch doch nicht zu mir bekehrt, ist der Spruch Jahwehs!

Darnach habe ich euch den Regen verweigert, als es noch drei Monate bis zur Ernte waren — aber ihr habt euch doch nicht zu mir bekehrt, ist der Spruch Jahwehs!

Ich strafte euch mit Rost und Brand; die Heuschrecken fraßen eure Gärten und Weinberge, eure Feigen und Oelbäume ab — dennoch habt ihr euch nicht zu mir bekehrt, ist der Spruch Jahwehs!

Darum werde ich also mit dir verfahren, und weil ich solches an dir thun will, so bereite dich, Israel, deinem Gotte gegenüberzutreten!

Die Höhen Isaaks sollen verwüstet und die Heiligtümer Israels sollen zerstört werden,
Und gegen das Haus Jerobeams will ich mich mit dem Schwert erheben!"

Da ließ Amazja, der oberste der Priester zu Bethel, dem König Jerobeam Folgendes melden: Der Judäer Amos von Thekoa tritt hier als Prophet auf und meutert wider dich mitten im Reiche Israel; das Land ist nicht im Stande, alle seine Reden zu ertragen, denn so hat Amos gesprochen: Durch das Schwert wird Jerobeam sterben und wird sicher aus seinem Lande in die Verbannung wandern! Darauf sprach Amazja zu Amos: Auf, Seher! flüchte dich in das Land Juda! Erwirb dir dort dein Brod und tritt dort als Prophet auf! In Bethel darfst du aber nicht mehr als Prophet auftreten, denn dies ist ein königliches Heiligtum und ein Reichstempel.

Da antwortete der Fremdling dem Amazja und sprach: Ich bin weder ein Prophet noch gehöre ich zu einer Prophetenzunft, sondern ein Rinderhirt bin ich und züchte Maulbeerfeigen. Aber Jahweh hat mich hinter der Herde weggeholt und zu mir gesprochen: Gehe hin und tritt als Prophet gegen mein Volk Israel auf! So höre denn das Wort Jahwehs: Du sprichst:

„Du darfst nicht als Prophet wider Israel auftreten.
noch deine Rede wider das Haus Isaaks ergießen!"

Darum spricht Jahweh also:

„Dein Weib soll in der Stadt zur Metze werden, deine Söhne aber und Töchter sollen durchs Schwert fallen.
Dein Eigentum soll mit der Meßschnur verteilt werden, du selbst aber wirst auf unreinem Boden sterben.
Israel aber soll sicherlich aus seinem Lande in die Verbannung wandern!"

Weil du wohl ausgerichtet hast, was

mir wohlgefällt, und ganz nach meinem Sinne gehandelt hast, darum sollst du und dein Haus auf dem Throne Israels sitzen!

So hatte Elisa, der Prophet Jahwehs, zu Jehu gesprochen, als dieser die Köpfe aller Nachkommen Ahabs am Thore zu Jesreel aufgeschichtet hatte. Es war wirklich, als ob nach diesem Blutbade eine neue Kraft über Israel gekommen sei und Jahweh sich ihnen nun wieder zuwende. Zwar gab es noch unter Jehu selber schwere Bedrängnis durch Hasael, den König von Damaskus und unter Jehus Sohn, Joahas, kam es so weit, daß die Aramäer dem Könige von Israel nicht mehr übrig ließen als zehn Kriegswagen, fünfzig Geharnischte zu Pferde und zehntausend Mann Fußvolk, darnach aber besänftigte Joahas den Jahweh, und Jahweh schenkte ihm Gehör, sodaß die Israeliten von der Obergewalt Arams frei wurden, und als Hasael, der König von Aram, gestorben und sein Sohn Benhadad an seiner Statt König geworden war, da entriß Joas, der Sohn des Joahas, den Aramäern die Städte wieder, die sie erobert hatten und schlug sie dreimal. Darnach sandte Amazja, der König von Juda, Boten an Joas und ließ ihm sagen: Wohlan, wir wollen uns miteinander messen, denn ich will nicht länger dein Vasall sein; denn seit den Tagen Ahabs waren die Könige von Juda den Königen von Israel unterthan. Da ließ Joas dem Amazja folgendes entbieten: Die Distel auf dem Libanon sandte zur Ceder und ließ ihr sagen: Gieb deine Tochter meinem Sohn zum Weibe. Aber das Wild auf dem Libanon lief über die Distel und zertrat sie. Warum willst du nur das Unglück herausfordern, daß du zu Falle kommest und Juda mit dir? Aber Amazja wollte nicht

hören. Da rückte Joas heran, und sie maßen sich miteinander und die Judäer wurden von den Israeliten geschlagen. Darnach legte Joas in die Mauer Jerusalems eine Bresche von 400 Ellen, nahm alles Gold und Silber und alle Geräte, die sich im Tempel Jahwehs und in den Schatzkammern des Königs vorfanden, dazu noch Geiseln, und kehrte nach Samaria zurück.

Fünf Jahre regierte Joas. Dann wurde sein Sohn Jerobeam König an seiner Statt; der herrschte 41 Jahre zu Samaria und eroberte alles Gebiet zurück, das Israel einst besessen hatte. Alle diese Könige dienten Jahweh. Sie verehrten ihn mit allem Eifer so wie sie meinten, daß es ihm wohlgefällig sei. Elisa, der Schüler Elias, und Jehu hatten den Baal von Sidon besiegt und ausgerottet; niemand tastete mehr an Jahwehs Alleinherrschaft in Israel, aber am letzten Ende war Jahweh nicht Sieger, sondern Besiegter. Dem Namen nach war er geblieben, der er vorher war, dem Wesen nach war er selber zum Baal geworden. Was zu den Zeiten der Kanaaniter vom Baal gegolten hatte, das war jetzt alles auf Jahweh übertragen; Jahweh war der Herr des Landes, und man diente ihm um alle Güter, die das Land hergab, nicht besser und nicht schlechter als es die Kanaaniter gethan hatten. Nur in Einem war sich Israel immer noch bewußt, daß es zu seinem Gotte in einem andern Verhältnis stand als die Kanaaniter zu ihren Baalim. Die Baalsreligion war Naturreligion; alle Lebenserscheinungen der Natur ein Ausfluß des Thuns und Schaffens der Gottheit, die das Land dort besaß. Kamen nun Menschen an den Ort und begehrten den Ertrag des Bodens für sich, so mußten sie seinem Baal darum dienen; dem aber war es gleichgültig, wer in seinem Lande wohnte. An-

ders war es mit Jahweh und Israel. Jahweh hatte mit diesem Volke einen Bund geschlossen, daß er sich als sein Gott erweisen wolle. Israel glaubte, Jahweh habe es aus Aegypten herausgeführt, Jahweh habe ihm dieses gute Land gegeben, Jahweh kämpfe vor ihnen her gegen feindliche Völker und Götter. So war der Gott Israels ein Volksgott, was die Götter der Kanaaniter nicht waren, und wenn er auch mit Bezug auf das Land zur Naturgottheit geworden war, so blieb deshalb doch auf der andern Seite sein besonderes Verhältnis zum Volke Israel bestehen. Diese nationale Seite im Wesen Jahwehs war es, die Elia mit so ungeheuerer Wucht erfaßte, daß ihm daneben alles Andere an Jahweh verschwand; nicht Jahweh der Baal, sondern Jahweh der Gott Israels, war sein Gott, für den er bis zum letzten Atemzuge kämpfte. Elisa und Jehu setzten diesen Kampf fort. Als die Köpfe der Kinder Ahabs fielen und die Leichen der erschlagenen Baalsdiener im Tempel zu Samaria in ihrem Blute schwammen, da war es besiegelt, daß Jahweh Volksgott blieb und nicht zum bloßen Baal des Landes Kanaan herabsank, wie es gekommen wäre, wenn in Israel der Glaube sich durchgesetzt hätte: Du darfst auch noch andere Götter haben neben Jahweh und ihnen dienen; sie werden dir helfen, wo Jahweh nicht hilft.

Elias Gott war ein starker und eifriger Gott, aber er war der Gott des alten Israel, des rauhen und einfachen Bauernvolkes, das die Nomadenzeit in der Steppe noch nicht vergessen hatte; er war nicht der Gott des neuen Israel. Seit die Israeliten nicht nur das platte Land, sondern auch die Städte der Kanaaniter erobert hatten und die Mischung zwischen ihnen und jenen immer stärker wurde, änderten sich je länger desto mehr die alten

Voraussetzungen ihres Lebens. Das Erste war, daß die Volkszahl zunahm: durch das Leben im angebauten Lande und durch die Auffaugung der Kanaaniter. Das Zweite, was sich notwendig aus dem Ersten ergab, war die steigende soziale Ungleichheit der Volksgenossen untereinander. In der Steppe giebt größerer Reichtum an Vieh dem Besitzer höchstens die Anwartschaft auf schönere Waffen, mehr Weiber und eine gewichtige Stimme im Rat; im Uebrigen ändert es wenig an der Freiheit und Gleichheit der erwachsenen Stammesgenossen, ob einer drei Kamele besitzt oder tausend. Aehnlich lagen die Dinge in der ersten Zeit nach der Eroberung Kanaans. Jeder Israelit bekam einen Anteil am Lande als sein freies Erbe und Eigentum zugewiesen; es gab zwar Stammesälteste, Fürsten und Häuptlinge, die höheres Ansehen und größeres Gut besaßen, aber darum war der gemeine Mann doch um nichts unfreier als jene. Stolz und fest saß jeder Bauer inmitten seiner Geschlechtsgenossen auf der väterlichen Scholle und sah mit Verachtung auf den verweichlichten Städter, den Händler, den geriebenen und gebückten Kanaaniter herab. Dann aber kam es, daß Israel selber in Kanaans Fußstapfen trat und ein Volk wurde, in dem es Arme und Reiche, Freie und Unfreie, „Fresser" und Gedrückte gab, wie anderswo auch. Die Kultur drang ein, mit all den Uebeln im Gefolge, die immer eintreten, wenn zwei Gesittungskreise von verschiedener Entwicklungshöhe auf einander stoßen. Geldwirtschaft, Landkauf im Großen, Pfandschaft und Schuldrecht, Handels- und Gewerbebetrieb, Reichtümer bei Einzelnen, Dürftigkeit bei den Anderen — hier Luxus, Schwelgerei und Uebermut bei den Großen, dort Mangel und äußerste Hilflosigkeit bei denen, die sich nicht im Besitz ihres Erbes hatten halten können: all das brach

unaufhaltsam über Israel herein, und das Schlimme dabei war, daß es kein festes Herkommen und keine Ueberlieferung von alten Zeiten her darüber gab, was unter diesen neuen Verhältnissen Recht und was Unrecht sein sollte. In den Tagen der Väter, da bildete der Gesamtbestand dessen, was in Israel als Recht und als Sitte galt, mit den religiösen Vorstellungen eine unzertrennliche Einheit. Jahwehs Thora war Quelle des Rechts; herrschte Zweifel darüber, was Recht sei, so ging man zum Priester, um eine Weisung von Jahweh zu erhalten Auf diese Art bildete sich ein Schatz von festen Rechtsbegriffen, ein geheiligtes Herkommen, nach dem alles was vorkam entschieden wurde. Nun aber geschah es, daß die soziale Entwicklung fortschritt und deshalb Verhältnisse sich einstellten, Fragen auftauchten, wie es in alten Zeiten gar keine gegeben hatte. Für solche Dinge, die mit dem Aufkommen der neuen kanaanitischen Kultur zusammenhingen, war darum auch keine Thora da. Trotzdem ging man nach wie vor zum Priester und begehrte Rat von ihm. Aber wo kein Recht war, da konnte er keins schaffen, und das war um so schlimmer, als der Priester jetzt leicht der Versuchung erlag, dem Mächtigen und dem der etwas besaß nach Gefallen zu reden und für Geld als Jahwehs Thora auszugeben, was jene von ihm verlangten.

So kam es, daß Israel sich entwöhnte, Jahweh als die Quelle alles Rechts zu denken, das unter den Volksgenossen galt. Jahwehs Rechte, die er für sich forderte der Dienst, den er von seinem Volk begehrte — die blieben bestehen, das Recht unter den Menschen aber, das von Jahweh her seinen Ursprung hatte, das wurde unsicher, seit die Israeliten die kanaanitische Kultur in sich aufnahmen. Nicht mit einem Male verschwand alle

Ordnung und Sitte. Zornig erhob sich Jahweh zur Zeit Elias gegen die Gewaltthat Isabels und Ahabs, die Naboth ermorden ließen, um seinen Weinberg zu bekommen, und was in solch einem Falle Jahwehs Grimm zu allererst entfesselte, das war das vergossene Blut. *Gemordet hast du!* So schnob Elia den König an. Gut denn, Blut um Blut, dein Blut um Naboths Blut! Weißt du nicht, daß des Volksgenossen Leben heilig ist und daß sein Blut um Rache schreit gegen den, der es vergossen hat, spricht Jahweh, unser Gott? Das war aber altes Recht in Israel. Der *alte* Jahweh ist es, der dem Mörder Ahab durch Elia das Todesurteil fällt. Was dem Hause Ahabs den Thron gekostet hat, das war auch nicht Naboths Blut, sondern der Dienst des Baal zn Samaria und Jesreel! Nun war der Baal hinweggetilgt; Jahweh und Israel wieder fest mit einander verbunden — aber wenn nichts weiter geschah, als daß man die Götter der Sidonier und Philister abthat, im Uebrigen aber unter dem Namen Jahwehs doch letztlich den alten Baalsdienst der Kanaaniter fortsetzte — was war dann Großes dabei gewonnen?

Nach außen hatte Jahweh über den Baal gesiegt; nun war die Frage diese: Was sagt denn Jahweh zu den anderen Dingen allen, die jetzt in Israel geschehen? Was sagt er zu der Unterdrückung der Armen und zu der Verachtung der Niedrigen? Was sagt er zu Rechtsbeugung gegen die Schwachen, zu Kornwucher, zu Lug und Trug im Handel mit dem Volksgenossen? An der *Antwort auf diese Fragen hing nichts weniger, als das religiöse Schicksal der Menschheit.* Die Krisis, in der sich zu jener Zeit die religiöse Entwicklung des israelitischen Volkes befand, ist die größte und weit-

tragendste gewesen, die es bis dahin in der Menschheitsentwicklung gegeben hatte, und der, der damals die rechte Antwort auf die jene große Frage gefunden hat, bedeutet mehr für den Weltlauf, als alle, die bis auf seine Zeit von göttlichen und menschlichen Dingen redeten. Es war ein Landmann, der sein Leben bisher bei seinen Sykomorenbäumen und seiner Heerde zugebracht hatte: Amos von Thekoa, in Juda. Was er seinem Volke in Jahwehs Namen über Recht und Unrecht zu sagen hatte, das faßte er in jene gewaltige Predigt am Herbstfest zu Bethel zusammen:

„Ich hasse, ich verachte eure Feste!
Eure Opfer und Gaben mag ich nicht!
Fort von mir mit dem Geplärr eurer Lieder!
Recht sollt ihr sprudeln lassen wie Wasser!
Gerechtigkeit soll ein Bach sein, der bei euch nimmer versiegt!“

Schrecken und Entrüstung durchfuhr die Menge über diesen Worten. Noch nie hatte Jemand in Bezug auf Jahweh und Jahwehs Willen so geredet, wie dieser Mensch! Israel stützte sich und pochte darauf: Mit uns und mit Jahweh steht es nicht so, wie es mit den Kanaanitern und ihren Baalen stand, sondern uns kennt Jahweh allein, uns hat er erwählt vor allen Völkern; ihm dienen wir, darum muß er auf unserer Seite stehen und für uns eintreten. Wenn er auch manchmal zürnt und sein Antlitz verbirgt, zuletzt muß er sich uns doch wieder zuwenden, denn wir sind sein Volk. Wer sollte ihm dienen, wenn wir zu Grunde gehen! Wie könnte Jahweh ohne ein Volk sein, das ihn verehrt? Schneidend setzt Amos diesem Volksglauben den Satz gegenüber: Jawohl, euch kenne ich allein — darum suche ich an euch heim alle eure Sünden! Das war die neue Erkenntnis —

das war die Antwort, auf die es ankam. Mit Jahwehs Triumph über den Baal zur Zeit Elias war doch erst die Vorstufe zu der Erkenntnis gewonnen, die Amos brachte, daß die gegenseitige Bevorzugung zwischen Gott und dem Volke nur dann keine fratzenhafte Verzerrung der Religion bedeutete, wenn hier die sittliche Erhabenheit Gottes, dort der Gottesdienst in Lauterkeit des Herzens die Voraussetzung dazu waren. Nach der Vorstellung der alten Zeit strafte Jahweh zwar die Verletzung seines Rechtes in Israel, was aber die fremden oder gar feindlichen Völker anbetraf, so gab es kein Uebel, das jenen angethan, ihm nicht gleichgültig oder Freude für ihn gewesen wäre. Gedenke daran, sprach Jahweh zu Israel, was dir die Amalekiter gethan haben, wie sie dich ohne Furcht vor Gott überfielen! Darum sollst du, wenn dir Jahweh dein Gott vor deinen Feinden Ruhe verschafft hat, die Amalekiter bis auf den Namen von der Erde vertilgen; vergieß es nicht! sprach Jahweh; im Grimm darüber, daß der König von Amalek verschont blieb, nahm er dem Saul darum das Königtum, und als Ahab einst dem besiegten Benhadad das Leben schenkt, verkündet ihm ein Prophet Jahwehs: Nun soll dein Leben für sein Leben haften! Jahweh ersäuft die Egypter wegen ihrer Feindschaft gegen Israel; immer und überall verlangt er die Vollstreckung des Bannes gegen seine und seines Volkes Feinde und seinen Dienern verheißt er, daß ihre Füße sich in Blut baden und die Zunge ihrer Hunde von den Feinden ihr Teil haben solle am Tage des Sieges! Dafür verlangt er, daß Israel ihm allein dienen soll. Je mehr Opfer, Rinder, Böcke, Blut, Wein, Oel, Brühe, Fett auf seinen Altar kommen, je häufiger ihm Feste gefeiert, je massenhafter zu seinen Heiligtümern gewallfahrtet wird, desto enger wird

das Band zwischen ihm und den Israeliten. Hat etwa Jahweh dich gegen mich aufgereizt, so mag er ein Opfer zu riechen bekommen, ruft David dem Saul zu, wenn aber Menschen, so seien sie verflucht vor Jahwehs Angesicht, weil sie mich heute austreiben!

Eure Opfer sind mir ein Greuel! Habe ich euch erwählt vor anderen, so suche ich auch eure Sünden heim vor allen Völkern! Glaubt nicht, daß ein Frevler vor mir bestehen wird, sei es in, sei es außer Irael! Das waren die drei wuchtigen Gedanken, die Amos den Israeliten zu Bethel ins Gesicht schleuderte. Ein ander Mal sagt er es ihnen klar heraus, daß Jahweh ganz und gar nicht gehalten sei, ihnen beizustehen und daß er ihrer nicht im mindesten bedürfe, denn die anderen Völker seien ihm im Grunde dasselbe wie Israel. Ihr Kinder Israel, seid ihr mir nicht wie der Mohren Volk? Habe ich nicht Israel aus Egypten in sein Land geführt wie die Philister aus Kaphtor und die Aramäer aus Kir in das ihre? spricht der Herr Jahweh.

Jahweh brüllt vom Zion her und aus Jerusalem läßt er seine Stimme erschallen. Da werden die Auen der Hirten verwelken und der Gipfel des Karmel verdorren. Kein Volk, das frevelt, wird der Strafe Jahwehs entgehen. Weil die Aramäer von Damaskus Dreschschlitten mit eisernen Schneiden über die Gileaditer haben fahren lassen, so ergeht das Wort Jahwehs gegen sie: Ich werde den Riegel von Damaskus zerbrechen und die Bewohner ausrotten aus dem Frevelthale und den Scepterträger aus dem Lusthause. Und das Volk der Aramäer soll nach Kir in die Verbannung gehen. Weil die Edomiter mit dem Schwert ihr Brudervolk verfolgt und die Barmherzigkeit

erstickt haben, weil sie in ihrem Zorn verharrten und ihren Ingrimm niemals fahren ließen, darum werde ich Feuer gegen Theman entsenden, das soll die Burgen von Bosra verzehren, spricht der Herr Jahweh, und: Wegen der Schandthaten der Israeliten will ich ihre Strafe nicht rückgängig machen:

„Weil sie für Geld den Rechtschaffenen verkaufen und den Dürftigen um eines Paars Schuhe willen,
Sie, die nach den Erdkrümchen auf den Köpfen der Geringen gieren und das Recht der Notleidenden beugen,
Die sich, Vater und Sohn, zur Metze begeben, um meinen heiligen Namen zu entweihen,
Die sich neben jedem Altar auf gepfändete Gewänder strecken und den Wein Gebüßter trinken im Tempel ihres Gottes!"

Ich war es, der euch aus Egypten hergeführt und euch vierzig Jahre lang in der Wüste geleitet hat, damit ihr das Land der Amoriter in Besitz nähmet!

„Eure Söhne ließ ich als Propheten und eure Jünglinge als Nasiräer auftreten,
Aber ihr gabt den Nasiräern Wein zu trinken und den Propheten befahlt ihr: Ihr dürft nicht weissagen!"

Ist dem etwa nicht so, ihr Israeliten? ist der Spruch Jahwehs!

Nun aber will ich euch quetschen, wie der Dreschschlitten die Garben auf der Tenne, daß dem Schnellen die Flucht vergeht und dem Starken seine Kraft, daß weder der Krieger sein Leben rettet, noch der Bogenschütze Stand hält!

Klar stand das Schicksal des Volkes dem Amos vor Augen. Sicherlich soll Israel aus seinem Lande in die Verbannung wandern! Bis über Damaskus hinaus wird Jahweh sie ins Exil führen und die sorglosen Frevler werden an der Spitze der Hinausgestoßenen ziehen, die Leichtfertigen, die sich einst auf ihre Kraft verließen, die

ihnen helfen sollte. Laufen Rosse über Klippen oder kann man mit Rindern das Meer pflügen? Ebensowenig mögt ihr hoffen, mit euren Gewaltthaten bestehen zu bleiben, wenn das Gericht über euch naht!

Schon seit einem Jahrhundert stand die furchtbare Wolke im Norden am Himmel und bald laut bald schwächer grollte das Wetter, aus dem der Strahl, der Israel zerschmetterte, zucken sollte. Schon zu der Zeit, da Ahab dem Könige von Aram Heeresfolge leisten mußte, hatte der König von Assyrien die Syrer samt den Israeliten am Euphrat geschlagen; Jehu hatte dann dem Großkönige Geschenke gegeben, damit dieser den Hasael von Damaskus von ihm abziehe, und die steten Schläge Assurs gegen Damaskus hatten schließlich noch am meisten dazu gethan, daß Samarien unter dem Hause Jehus vor seinem Dränger jenseits des Hermon hatten aufatmen können. Während für die Masse des Volks die Welt am Euphrat aufhörte, die Großen auf ihre Quadermauern, auf Rosse und Wagen hofften und alle miteinander sich auf Jahweh verließen, der ihnen helfen müsse, schaute Amos mit furchtbarer Deutlichkeit, daß Israel dem Schicksal nicht entgehen würde, von dem Sidon und Tyrus, Babel, Aram, Hamath, Gath und alle anderen Völker und Staaten rings umher schon getroffen waren.

„Seid ihr besser als diese Königreiche, oder ist euer Gebiet größer, als ihr Gebiet?“

So fragt er voll bitteren Hohnes die Opferer und Schlemmer zu Bethel. Wißt ihr nicht, daß, wenn zwei mit einander kämpfen, der Sieg demjenigen zufallen wird, der größer und stärker ist? Nur wenn er vor Gott als der Bessere dasteht, mag Jahweh auch dem Schwachen helfen — womit aber getraut ihr euch, ihr Zwerge, den

Riesen zu bestehen? Wie Vogelnester nimmt der Assyrer die Völker aus und wie man Eier sammelt, sammelt er die Schätze der Welt! Da hilft kein Flügelschlagen und Schnabelaufsperren und kein Gezirp. Israel wird das Schicksal der anderen Völker teilen — es wird in die Verbannung, denn seine Sünden fordern die Strafe Jahwehs.

Das war in den Augen des Volkes und seiner Leiter Gotteslästerung und Landesverrat zugleich. Man sollte Jahweh nicht mehr so verehren, wie das von den Vätern her als die Uebung seines Dienstes überkommen war? Woher wußte denn dieser Narr aus Juda, daß solch ein Dienst Jahweh nicht genehm war? Diente man ihm etwa im Tempel zu Jerusalem und zu Beerseba anders als zu Bethel und Dan, im Gilgal und auf dem Tabor? Israel soll vernichtet werden, Israel ins Exil gehen? Jahweh sollte sich selbst des Volkes berauben, das allein unter den Völkern ihm dient? Welch eine Narrheit und was für ein Frevel am Namen Gottes! Wenn das Volk aus dem Lande fort muß, in dem es Jahweh dient und das Jahwehs Eigentum ist, dann wären ja die Götter Assurs mächtiger als der Gott Israels, der doch sein Volk mit starker Hand und ausgerecktem Arm aus Egypten herausgeführt hat, der die Rosse und Reiter des Pharao ins Meer stürzte und die Amoriter, das Volk, das so kühn war wie die Löwen und so stark wie die Eichen, vor dem Aufgebot der Israeliten herjagte, wie ein Hornis die Herde! Auf also, Seher, wenn dir dein Leben lieb ist, und flüchte dich in deine Heimat, in das Land Juda; siehe zu, ob du dir dort etwa mit solchem Wahnwitz dein Brod verdienen und dem Zorne Jahwehs, des frevelnd beleidigten, entrinnen kannst!

* * *

Beth-El — Behausung Gottes! Welch ein Unter-

schied zwischen jenem Glauben, der Gott zu gefallen dachte, indem er diese Steine küßte und der Predigt des Amos vom Gottesdienst der sozialen Gerechtigkeit! Und doch entsprang eins wie das andere der gleichen Wurzel tief auf dem Grunde der religiösen Vorstellungswelt des Volkes, das hier wohnte. Diese Steine von Bethel halten eine lange und nachdenkliche Predigt davon, was Religion heißt und wie Religion wird, dem der Ohren hat, sie zu hören. Religion war an sich schon den Alten doch ganz etwas Anderes, viel, viel Wesentlicheres, als den Meisten von uns; kein Volk aber hat es gegeben, für das sie mehr bedeutete, als für Israel. Diesen Menschen, die damals hierher kamen, um Gott bei diesen Steinen zu suchen, lag der Kern des Lebens in der Ueberzeugung, daß jeder Einzelne von ihnen mit seinem Leibe und Leben, mit Hab und Gut, täglich und stündlich dem schrankenlosen Gutdünken und der unwiderstehlichen Machtfülle Jahwehs dahingegeben sei — auf Gnade und Ungnade. Davon, ob Jahweh gnädig war oder ob er sein Antlitz abwandte, hing schlechterdings Alles ab, was der Mensch von seinem Leben zu erwarten hatte, er selbst und alle seine Güter waren keinen Strohalm wert, sobald Jahwehs Zorn herausgefordert war. Einen gnädigen Gott hier in diesem Leben auf Erden zu haben, war wichtiger als Essen und Trinken, als Weib und Kind, denn ob man diese Dinge genießen konnte oder nicht, das hing doch davon ab, wie es mit jenem ersten und maßgebenden Erfordernis stand. Des Lebens Inhalt war mit dem Tode in alle Ewigkeit unwiderbringlich dahin. Im Totenreich hatte Jahweh nichts mehr zu geben und nichts mehr zu nehmen, dort diente ihm niemand mehr und bei den Schatten gab es keine Hoffnung, sei es mit, sei es ohne Jahweh. Solange des

Menschen Seele aber noch bei ihm war und er auf Erden lebte, stand es Gott allein bei, ob sein Leben lebenswert war oder nicht. War Jahweh ihm gnädig, so durfte er auf Alles hoffen, was Jahweh zu geben hatte: auf Leibesfrucht und Feldfrucht, auf Segen fürs Getreide, den Most und das Oel, für den Wurf der Rinder und die Tracht des Kleinviehs, auf Sieg in der Schlacht und Rache am Feinde, auf Gesundheit und Leben bis er des Lebens satt war — aber wenn er Jahweh erzürnt hatte, dann brach ein Zorn von Gott her los und war kein Entrinnen!

Für diesen Gottesglauben ist nichts so wichtig, wie zu vermeiden, was Gott erzürnte, und zu thun, was er begehrte. Wer Gott sei und was er für eine Natur habe — dergleichen Fragen lagen dem Israeliten in alter Zeit ferner als die Sterne, aber daß Gott Macht über ihn habe und bereit sei, diese Macht täglich zu gebrauchen zum Guten oder zum Bösen, der Glaube beherrschte ihn vollkommen, und wie gut oder wie böse es einem erging, das war für den Einzelnen wie für das Volk der Gradmesser dafür, wie die Rechnung mit Gott stand. So kamen sie nach Bethel und dienten ihrem Gott, indem sie ihm sein Antlitz streichelten; so gingen sie nach Jerusalem und trugen ihm ihre Bitten vor, indem sie Opferduft in seine Nase steigen ließen — so thaten sie alle Tage von Dan bis Beerseba, und wenn man den Gipfel menschlicher Vermessenheit in Israel bezeichnen wollte, so sprach man schaudernd von dem Frevler: Er sagt, seine Kraft sei sein Gott. Auch Amos dachte so — und war er sich nicht bewußt, mit seiner Predigt in Bethel etwas Neues in Israel zu verkünden. Jahweh war für ihn kein anderer geworden, als er von jeher gewesen war — aber dennoch verkündete sein Auftreten den Sturz der alten Volksreligion.

Aus dem Glauben an die Erwählung Israels zur Zeit der Vorväter zog er den Schluß, daß der Gott, der erwählt hat, auch verwerfen kann, und erbarmungslos verhöhnte er den Wahn, als ob Jahweh Israels bedürfe, um Gott zu sein! Die Geschicke der Philister und der Aramäer lenkt er so gut wie die der Israeliten, und wo auf der Welt ein Volk gegen Recht und Menschlichkeit frevelt, da zieht es Strafe von Jahweh her auf sich herab. Jahweh braucht euch nicht, wie ihr euch einbildet, ihr Thoren! Wohl habt ihr Recht; er hat Israel erwählt und hat es seine Rechte gelehrt, aber wenn ihr nicht das thut, was er von euch dafür begehrt, so seid ihr ihm dennoch wie Stroh und Stoppeln. Ihr habt Recht, zu sagen: Jahweh hat einen Bund mit uns gemacht! Aber nicht einen Bund, daß er euch erlauben wird, Schandthat auf Schandthat zu häufen und daß er euch trotzdem immer aus den Händen eurer Feinde reißen wird, bevor es ganz aus mit euch ist, sondern einen Bund, sich denen gnädig zu erzeigen, die dessen wert sind! Wie habt ihr gehalten, was ihr Jahweh schuldig seid? Schreit nicht die Not der Witwen und Waisen, die keinen Beschützer haben, aus eurer Mitte zu Jahweh? Klagt nicht der Schwache, dem ihr sein Recht verweigert, gegen euch und der Beraubte, der nicht aufkommen kann gegen seinen Dränger? Seufzt nicht der Arme, den ihr um eines Paares Schuhe willen in die Knechtschaft verkauft, gegen euch Frevler vor Jahweh? Wahrlich, eure Schuld ist größer, als daß sie vergeben werden könnte, und sicher wird Israel um euretwillen in die Verbannung müssen.

Wie kam der Landmann aus Juda zu dieser Erkenntnis Gottes? Als er zu Bethel auftrat, hielt ihn der Ober-

priester Amazia für einen Propheten, weil er sich als ein Sprecher Jahwehs geberdete. Wer ein Wort von Jahweh hatte, der war in den Augen des Volkes ein Prophet. Amos aber wies diesen Namen zornig zurück; er wollte nichts mit jenen Leuten vom Schlage der Vierhundert zu thun haben, die vor dem Throne Ahabs rasten und dem Könige über den Aramäerkrieg weissagten, was er wollte. Solcher Propheten gab es auch in seinen Tagen genug in Israel. Aber an niemand von ihnen erging Jahwehs Wort gegen den Schandgottesdienst von Bethel und gegen das Unrecht, das allenthalben im Volk überhand nahm. Amos wollte kein Prophet sein wie jene — darum ward er der wahre Prophet. Tief im innersten Herzen erlebte er fortwährend die Allgewalt des Wirkens Jahwehs. Bei seiner Herde und bei seinen Bäumen führte er ein Leben der Einsamkeit und lernte, was es heißt, Verkehr zu haben mit Gott. Jene Alten besaßen nicht unsere Fähigkeit, Lebenswirkungen in Abstraktionen aufzulösen, sondern wo sie Leben spürten, da glaubten sie an eine persönliche Kraft, die das Leben schuf. Alles was geschah, und vollends was sie sich nicht erklären konnten, das hatte ein Gott verursacht, die Regungen der Seele innen im Menschen so gut wie die Erscheinungen in der äußeren Natur. Gott ist es, der selber waltet: im Wachsen der Saat, im Rauschen des Quells, im Ziehen der Wolken, im Strömen des Regens, im Gewoge der Schlacht, in Leben und Tod. Auch das Durchschnittsbewußtsein der Masse reichte soweit, wenn auch sehr im Rohen und Groben, und wenn sie auch vornehmlich dann an ihren Gott zu denken pflegte, wenn sie ihn brauchte. Aber um welch eine Weltenweite unterschieden sich das innere Ergriffensein von solchem Walten Gottes und die Tiefe der Hingabe an die-

sen lebendigen Gott bei Menschen von der Art des Amos und bei gewöhnlichen Naturen! Geh hinaus in die Steppe, in den Wald oder aufs Feld, und wohne dort! Habe Glauben, daß Gott es ist, der im Wachsen des Grashalms und im Gewittersturm, im Beben der Berge, im Fallen des Taues, im Blitzstrahl und im Wasserquell schafft und lebt! Sitze des Tages unter dem Felsenhang und sieh hinaus in die flimmernde Sonnenglut; liege im Dunkel unter dem Sternenzelt und horch auf die Stimmen der Nacht! Dann schließ deine Seele auf, daß diese Dinge durch das Thor der Sinne hinabdringen bis in die tiefste Tiefe, daß sie den Raum deines Bewußtseins erfüllen bis an den äußersten Rand. Wahrlich, vergehen wirst du vor der Riesengestalt Gottes und vor deiner Kleinheit, vor seinem Leben und deinem Träumen. Und wisse: dieser Gott, er ist dein Gott!

So ging es dem Amos. Aber seine Seele war größer als die Seele der anderen, darum wuchs sein Gott weit ins Unendliche hinaus über den ihren. Von dem Jahweh, der ihn erfüllte, konnte er nicht glauben, daß ihm an Israels Kälbern und Saitenspiel etwas liege oder daß seine Macht aufhöre, wo Philister- oder Aramäerland begann. Wie sollte er es für möglich halten, daß der Gott, den er kannte, gleichgültig auf Unrecht und Gewaltthat sah! Liegt es nicht jedem, der Einsicht hat, klar vor Augen, daß in jedem Volke die Wurzeln seiner Kraft durchgraben werden, sobald der Schwache vor dem Starken zittert? Soll etwa Gott das Gras und das Vieh wachsen lassen und die Wolken am Himmel führen — das Schreien der Menschenseele aber fern von ihm sein? Nimmermehr! Sein Recht ist es, daß der Mensch auf Erden leben und vor niemanden erzittern soll, als vor ihm,

seinem Gott. Darum lodert der Zorn Jahwehs in die Höhe, wo der Mensch den Menschen tritt und eines Geborenen Leben vor Seufzen vergeht, daß ihm sein Recht nicht wird und Barmherzigkeit von ihm fern bleibt. Deshalb schmettert Amos zu Bethel den Donner des Wortes Jahwehs auf ihr Haupt:

„Recht sollt ihr fließen lassen wie Wasser!
Gerechtigkeit wie einen nimmer versiegenden Strom!"

Und das sprach er nicht nur zu Jerobeam und Israel.

* * *

Amos' Weheruf über Bethel erfüllte sich bald. Salmanassar von Assyrien zog herauf; Samaria wurde genommen und die Edelsten Israels samt der ganzen Kraft des Volkes mußten in die Verbannung. Nur die Masse der gewöhnlichen Leute blieb im Lande zurück. Den Stier von Bethel schleppte der König als Beute mit sich fort nach Assur; alle Priester Jahwehs mußten ins Exil. Trotzdem blieb der Ort eine Stätte des Jahwehkultus bis auf die Zerstörung, die ein Jahrhundert später König Josia von Juda vollzog. Als Salmanassar die Priester mit sich fortgenommen hatte, kannten die Zurückgebliebenen samt den fremden Kolonisten, die der König aus seinem Reiche hersandte, den Dienst Jahwehs nicht, so daß sie ihn nicht verehren konnten. Da sandte Jahweh Löwen unter sie und man meldete dem Könige: die Leute wissen nicht, was für eine Verehrung dem Landesgotte gebührt; darum hat er Löwen unter sie gesandt, die bringen sie um. Da befahl der König von Assyrien also: Laßt einen der Priester, die ich von dort weggeführt habe, hinziehen, daß er sich dort niederlasse und sie lehre, was dem Landesgotte gebührt. Da kam einer von den Priestern, die sie aus Samarien weggeführt hatten und ließ sich in Bethel

nieder; der lehrte sie fortan, wie sie Jahweh zu verehren hätten, bis Josia von Jerusalem heraufzog. Der zertrümmerte den Altar und den Stein; alsdann ließ er Menschengebeine aus den Gräbern holen und sie an der Stelle verbrennen, wo Israel seine Opfer gebracht hatte. So sollte sie unrein werden und den Frommen ein Greuel für alle Zeiten. Jahwehs heilige Malsteine und die Weihepfähle wurden umgestürzt und zu Asche verbrannt, was brennen wollte. Darnach schlachtete Josia die falschen Jahwehpriester auf dem großen Altar; dann ließ er die Stätte liegen und zog davon: 100 Jahre nach der Zerstörung Samariens durch die Assyrer, 37 Jahre vor dem Fall Jerusalems und der Wegführung der Judäer nach Babel. Seitdem ist Bethel wüste und leer geblieben bis auf den heutigen Tag; erfüllt war das Wort des Sehers aus Juda, dessen Grab Josia bei dem Zerstörungswerk allein zu schonen befahl: „Die Höhen Isaaks sollen verwüstet und die Heiligtümer Israels sollen zerstört werden.“

* * *

Erschüttert und im Innersten bewegt von all den Gedanken, die Bethel über mich heraufgeführt hatte, riß ich mich endlich von dem Orte los. Im Süden hob sich fern zwischen Bergen ein heller Streifen schimmernd von dem braunen Ton der Landschaft ab: Jerusalem! Bald lag der einsame Steinkreis hinter uns auf dem Berge und unsere Tiere schritten frisch in der Morgenluft aus. Langsam, allmählich, wich die Welt der Vorstellungen, die dort oben aufgestiegen war, aus der Seele, und als die Kuppeln der Stadt auf der Höhe des Skopus emportauchten, war der Sinn wieder befreit, Neues zu schauen und zu erleben.

6.

Haram

Das Forum Romanum und der Haram zu Jerusalem werden wohl die beiden Plätze sein, auf denen je während eines Jahrtausends der für die Weltgeschichte bedeutsamste Faden gesponnen worden ist.

Wer in Jerusalem weilt und den Haram besuchen will, bedarf dazu erst einer besonders zu erwirkenden Erlaubnis der türkischen Behörden. Erst seit einem halben Jahrhundert ist es Nichtmuhammedanern überhaupt gestattet, die Thore, die auf den heiligen Platz führen, zu durchschreiten. Hier hat man gleich das klassischste Beispiel für die Zähigkeit, mit der in Palästina religiöse Traditionen am Boden haften! Muhammed hatte zuerst die Absicht, den Haram als Centralheiligtum des Islam zu erklären; erst später entschied er sich für Mekka und die Kaaba und nannte Jerusalem den zweitheiligsten Ort. Sofort nach der Eroberung der Stadt im Jahre 637 ließ sich der Chalif Omar in den Haram führen und befahl, die Stätte als ein Heiligtum zu halten; gegen Ende des siebenten Jahrhunderts ward dann ein Prachtbau auf ihr errichtet, der noch heute alles, was es sonst in Jerusalem giebt, weit in den Schatten stellt.

Der Haram ist der Platz, auf dem von den Tagen Davids bis zur Zerstörung Jerusalems durch die Römer der große Altar und der Tempel Jahwehs gestanden haben: zuerst der Bau des Salomo, dann das Heiligtum der nachexilischen Zeit und endlich der herodianische Tempel.

Unendlich viel ist seit den ältesten Zeiten hier gebaut worden, und die ursprüngliche Gestalt des Bodens ist bis zur Unkenntlichkeit verändert worden. Wer jetzt den Haram betritt, sieht einen weiten, ummauerten, in der Mitte mit großen Steinplatten gepflasterten Platz vor sich, über siebenhundert Schritte lang und beinahe fünfhundert breit, mit zwei großen und sehr vielen kleineren und kleinsten Bauwerken darauf. Einen solchen Umfang hat die Tempelarea aber nicht durch Herodes erhalten, auf dessen Bauthätigkeit fast alles, was von den Umfassungs- und Stützmauern heute noch erhalten ist, zurückgeht. In der älteren Zeit stellte nur der mittlere Teil eine geebnete Fläche dar; nach Süden hatte der Boden die Gestalt eines langsam abfallenden Hügelrückens und nach Norden senkte er sich zu einer jetzt vollkommen verschwundenen Schlucht hinab.

Das Centrum des Haram ist die Kubbet es-Sachra, d. h. der Felsendom. Dieser Bau steht auf einer erhöhten Plattform in Gestalt eines unregelmäßigen Vierecks; er selber bildet ein Oktogon, das von einer hohen, dunklen, aus Holz konstruierten Kuppel überragt wird. Die Form als Centralbau ist gewählt wegen des Heiligtums, über dem der Dom errichtet ist: ein grauer, unebener Fels, siebzig Schritt im Umfange und etwa mannshoch. Um ihn herum im Kreise gestellt tragen zwölf Säulen und vier mächtige gemauerte Pfeiler die hohe Kuppelwölbung. Sechzehn Säulen und acht Pfeiler bilden einen zweiten, weiteren Kreis um den inneren herum und stützen das Dach;

den letzten und äußersten Kreis um den heiligen Felsen schließt dann das Achteck der dicken Umfassungsmauern, auf denen die Außenkante des Daches ruht. Vier Thüren nach den vier Himmelsgegenden gerichtet führen ins Innere des Doms.

Wir betraten den Haram von Westen her in großer Gesellschaft durch das Bab el-Kattanin, das Thor der Baumwollenhändler. Kein Reisender, der nach Jerusalem kommt, versäumt den Besuch, aber den meisten fehlt die Orientierung, worum es sich hier handelt. Mit großer Wichtigkeit und Breitspurigkeit fing ein Orientbummler dritten Ranges mitten in einer Gruppe, aus der ihn niemand gebeten hatte, einen belehrenden Vortrag über den jüdischen Tempel und die neueren Bauten auf dem Platze an. Dem Mann fehlte zum Cicerone nichts weniger als Alles; Ort, Zeit und Geschichte führten in seiner Rede einen wirren Hexentanz auf, aber den meisten seiner Zuhörer schien das Alles willkommene Offenbarung zu sein. Es waren lauter Deutsche. Schade darum, daß so ungebildete Menschen auf Reisen gehen! Wenn man an den Fuß der erhöhten Plattform gekommen ist, auf der die Kubbet es-Sachra steht, muß man große Pantoffeln über sein Schuhwerk ziehen, falls man es nicht vorzieht, seine Stiefel abzulegen, denn hier schon fängt der hochheilige Boden an. Auch diese Vorstellung oder zum mindesten doch die ihr entsprechende Sitte hat sich aus dem frühesten Altertum bis heute erhalten: die gewöhnliche Fußbekleidung, mit der man auf den Weg getreten ist, verunreinigt das Heiligtum und darum muß sie entweder ausgezogen oder durch heiliges Schuhwerk, das von jeher an dem heiligen Orte steht und kultisch rein ist, überdeckt werden. Jeder Muhammedaner läßt seine Lederschuhe draußen stehen,

sobald er eine Moschee oder sonst einen geweihten Platz betritt, und die Anschauung, daß man überhaupt hierdurch seine Ehrfurcht bezeuge, ist im Orient so fest eingewurzelt, daß ein Gast, der auf Sitte und Lebensart hält, nie in Stiefeln oder Schuhen in das Innere eines Hauses oder gar auf den Ehrenplatz im Selamlik, dem Männergemach, gehen wird. Die Mehrzahl unserer Mitbesucher im Haram schien die Sache mit den Ueberschuhen freilich ungeheuer komisch zu finden und brachte auf jede Weise ihre Unwissenheit über Sinn und Ursprung des Brauchs zum Ausdruck. Ein höchst läppisches Benehmen. Wie muß das auf die Muhammedaner wirken, die überhaupt in allem, was äußerer Anstand und Würde ist, oft über dem Durchschnittseuropäer stehen!

Viele von denen, die im Haram gewesen sind, glauben, die Kubbet es-Sachra stehe an der Stelle des alten israelitischen Tempels. Dieser Meinung waren schon die Kreuzfahrer; ja die Templer, denen damals der Platz gehörte, hielten die Moschee über dem Felsen geradezu für ein Abbild des salomonischen Baus und nahmen das kuppelüberragte Achteck als Wahrzeichen ihres Ordens an, wonach dann verschiedene Templerkirchen auch im Abendlande erbaut wurden. Noch Rafaels Bild, das die Verlobung der Jungfrau darstellt, zeigt als Hintergrund den polygonen Kuppelbau des Haram als vermeintlichen Tempel von Jerusalem. Diese Verwechslung beruht darauf, daß man sich im Unklaren darüber war, welcher Punkt des Tempelbezirks das eigentliche Centrum des israelitischen Kultus bildete und statt des großen Jahwehaltars *vor* dem Tempel, an dem die Opfer dargebracht wurden, das Tempelgebäude selbst dafür hielt. Der Tempel war aber zum Gottesdienst *nicht* notwendig, der Altar *unbedingt*,

wie man schon daraus sieht, daß die aus dem babylonischen Exil Zurückkehrenden den Tempel noch viele Jahre in Ruinen liegen ließen, dagegen sofort mit der Wiedererrichtung des Altars vorgingen. Das genügte für den Kultus Jahwehs. Ebenso ist es sicher, daß der Altar schon existierte, bevor noch der Tempel erbaut war. Die Tradition der Heiligkeit haftete daher in erster Linie an der Stätte des Altars, und da der Tempel und Altar räumlich von einander getrennt waren, so ist anzunehmen, daß die Kuppel des Felsendoms sich nicht über dem alten Allerheiligsten wölbt, sondern über der einstigen Stätte der großen Jahwehopfer. Ein unwiderleglicher Beweis könnte allerdings nur durch Nachgrabungen erbracht werden. Jedenfalls stecken die Fundamente zum mindesten des herodianischen Tempels noch in voller Mächtigkeit unter dem festgetretenen Schutt und dem Steinpflaster im mittleren Teil des Haram. An solche Untersuchungen ist aber nicht zu denken, solange hier eine muhammedanische Obrigkeit etwas zu sagen hat. Die Araber und Türken halten es geradezu für eine Sünde, den Boden umzuwühlen, um nach den Resten der Vergangenheit zu forschen. Ein Ausbruch dieser Ueberzeugung ist auch jenes Wort, das der oberste Schech des Haram an den deutschen Kaiser gerichtet haben soll, als dieser von Ausgrabungen sprach: Es ist besser, die Augen nach oben empor zu richten, als nach dem, was drunten ist!

Der Dom selber ist ein merkwürdiges Beispiel von Verbindung byzantinischer und arabischer Baukunst. Grundriß und Aufbau sind so sehr byzantinisch, daß es noch heute Gelehrte giebt, die das ganze für ein Bauwerk aus der Zeit Justinians halten, was aber sicher nicht der Fall ist. Vielmehr hat der Ommaijade Abd el-Melik am 4. Juni

691 den Grundstein gelegt, und da die Araber damals noch keine eigenen Baumeister besaßen, so haben natürlich griechische Architekten die Pläne und Konstruktionen nach ihrer Art gemacht. Dagegen ist alles im eigentlichen Sinn Dekorative Erzeugnis der arabischen Kunst, d. h. die beiden Grundelemente hiebei sind Ornament und Farbe. Die Kunst, Kacheln und Ziegeln aus Thon mit einem bunten majolikaähnlichen Ueberzug zu brennen, war schon im alten Babylonien zur höchsten Blüte gelangt. Die persischen und chaldäischen Königspaläste zeigen in ihrem Schutt wunderbare Ueberbleibsel farbenprächtiger und lebenswahrer Darstellung in dieser Technik, sowohl Tiergestalten als auch pflanzliche und geometrische Ornamente. Das erste Vorbild hierfür ist ohne Zweifel der bunte Teppich gewesen. Es sind geradezu Teppichmuster kolossalen Maßstabs, die in bunt emailliertem und gebranntem Thon eine ganze Reihe der berühmtesten Bauten des Islam von außen und innen überdecken. Natürlich kann nicht die wüste Beduinenhalbinsel Arabien die Urheimat dieser Kunstart sein, sondern die alten Kulturgebiete des Orients sind es, vor allem das Tiefland am unteren Euphrat und Tigris. Nach der Vernichtung der griechisch-römischen Kultur in Vorderasien erlebte dieses uralte, national-orientalische Besitztum einen glänzenden Siegeszug. Die Araber ließen die klassische Bauweise fallen und griffen auf die zurück, der sie sich verwandt fühlten. So ist auch der wunderbare Farben- und ornamentale Linienschmuck der Kubbet es-Sachra im Aeußern wie im Innern ein Denkmal der Epoche, da der Orient das ihm fremde, hellenistische Gewand auszuziehen und sich wieder auf sein Eigenes zu besinnen anfängt. Ursprünglich waren die Außenwände des Achtecks vom Boden bis ans Dach mit Marmorplatten überzogen. Um

die Mitte des sechzehnten Jahrhunderts hat man aber diese von der Unterkante der Fenster an aufwärts entfernt und an ihre Stelle bunt emaillierte Fayenceplatten gelegt, deren höchste Reihen ein großes, in wunderbar verschlungenen Zügen einherlaufendes Schriftband von Koransprüchen tragen. Die Farben sind blau, weiß und grün; die Gesamtwirkung im Sonnenschein zusammen mit dem rosagrauen Ton des unteren Marmorstreifens wunderbar schön. Aus der Ferne gesehen verschwindet freilich die Wirkung der Farbenzusammenstellung ganz, und da weder die zu stark überhöhte Kuppel noch das gedrückte achtseitige Prisma darunter einen besonderen Formenadel aufweisen, so hat man von der gegenüberliegenden Seite des Kidronthales aus trotz allem den Eindruck eines etwas barbarisch angelegten Bauwerks.

Niemandem wird allerdings ein solches Urteil auf die Lippen kommen, wenn er das Innere betritt! Der doppelte Ring prächtiger Säulen und majestätischer Pfeiler um den kreisförmigen innersten Raum herum wirkt in hohem Grade imposant, zumal die Säulenschäfte alles Monolithe aus verschiedenfarbigem edelstem Marmor sind. Diese Schönheit tritt aber noch zurück hinter den herrlichen Mosaiken der Wände wie der beiden Mauerringe, die, von Bögen durchbrochen, auf den zwei Säulenkreisen ruhen; der innere Ring bildet zugleich einen hohen Trommeluntersatz für die Kuppel. Würdig schließt sich daran die leuchtende Farbenpracht der bunten Fenster. Ueber den Mosaiken der Außenmauer läuft im Inneren ein breites blaues Band mit Koransprüchen in der ältesten Schrift der Araber. Sie enthalten Sätze des Widerspruchs gegen die Lehre von der Gottheit Jesu und lauten: „Sprich also: Lob sei Gott, der keinen Sohn noch keinen Genossen in seinem Regiment

gehabt hat und keinen Helfer braucht, der ihn von der Schmach errette; preise ihn. Ihr, die ihr schriftliche Offenbarungen habt, überhebt euch nicht und sagt von Gott nur Wahrhaftiges aus; der Messias Jesus ist nur der Sohn der Maria, Gottes Gesandter und sein Wort, das er in Maria gelegt hat; so glaubt denn an Gott und seinen Gesandten und behauptet nicht, es wären drei. Jesus spricht: Heil sei über mich am Tage meiner Geburt und meines Todes und meiner Auferstehung zum Leben! Das ist Jesus, der Sohn der Maria, das Wort der Wahrheit, worüber sie im Zweifel sind. Gott ist nicht so beschaffen, daß er einen Sohn haben könnte; ferne sei es von ihm. Wenn er eine Sache beschlossen hat, so sagt er nur: Sei! so ist es da, und Gott ist mein Herr und euer Herr; betet ihn also an — das ist der richtige Weg!" Und noch einiges Aehnliche steht dort geschrieben.

Ich hatte doch solange nur halbe Aufmerksamkeit für diese Einzelheiten, bis ich endlich im Mittelpunkt der Moschee den berühmten heiligen Felsen selbst zu Gesicht bekam. Eine Einfriedigung aus bunt und geschmacklos geschnitztem und bemaltem Holz umgiebt ihn unmittelbar — offensichtlich ein Erzeugnis der letzten trostlosen Verfallzeit der orientalischen Kunst in der Gegenwart. Es ist ganz unglaublich, wie tief die künstlerischen Fähigkeiten des Muhammedanismus in ganz Vorderasien jetzt gesunken sind. Zum Beispiel können im türkischen Reiche keine Baumeister und Steinhauer, die zugleich Bekenner des Propheten sind, für den Wiederaufbau der großen niedergebrannten Ommaijadenmoschee von Damaskus aufgetrieben werden, und man muß fast Alles außer den groben Handlangerdiensten von christlichen Griechen machen lassen!

Zwischen den Säulen des inneren Kreises im Felsen-

dom läuft ein schmiedeeisernes Gitter aus der Kreuzfahrerzeit. An einer Stelle lehnt eine Art hölzerner Tritt daran; den kann man besteigen und hat dann einen guten Ueberblick über die breit hingelagerte, unebene und bis auf wenige Spuren unbehauene Masse des Felsens. Wir schauen auf ein dreitausend Jahre altes Heiligtum — fast ununterbrochen während dieser Zeit ein Mittelpunkt des Kultus für Millionen und Abermillionen — und doch ist es eins der jüngsten unter den vielen, die aus noch älterer Zeit im Lande vorhanden sind, denn seine Entstehung liegt schon im Licht der Geschichte, weit diesseits Bethel, Dan und Hebron! Der Felsen selbst ist nichts Anderes als die Spitze des bis auf diesen Gipfel unter dem Pflaster und den vielerlei Aufschüttungen der Jahrtausende verborgenen Hügels, den David dazu ausersah, ein Jahwehheiligtum zu tragen, nachdem es ihm gelungen war, die alte Jebusiterfestung Jerusalem zu erobern und er seine Residenz von Hebron hierher verlegt hatte. Wie er dazu kam, hier einen Altar Jahwehs zu errichten, das erzählt eine für die alte Religion Israels sehr lehrreiche Geschichte.

Bevor David König wurde, war Jerusalem noch nicht eine israelitische Stadt gewesen, sondern es gehörte den Jebusitern, einem bis dahin nicht bezwungenen kanaanäischen Volke. Diese Jebusiter besaßen bei der Stadt eine Bergfeste, die als so stark galt, daß man sagte, Blinde und Lahme könnten sie verteidigen; sie hieß die Burg Zion und lag, wie auch das jebusitische Jerusalem selbst, ganz außerhalb der Mauern der heutigen Stadt, auf dem Felshügel, der bei der Vereinigung des Hinnom- und des Kidronthales steil vom Grunde dieser Senke aufstieg, südlich vom jetzigen Haram. In alter Zeit mündete dazwischen an derselben Stelle noch ein drittes tiefes Thal, das später

Tyropöon genannt wurde und gleichfalls von Norden her kam, wie die Kidronschlucht. Diese und das Tyropöonthal schützten die Burg Zion von Osten und Westen her; das Südende der steilen Felszunge zwischen beiden lief schmal aus, und die Nordseite war durch eine tiefe Schlucht vom jetzigen Haram getrennt. All das ist jetzt nicht mehr zu erkennen. Die Spitze des alten Zionberges ist zur Makkabäerzeit abgetragen und mit dem Gestein die nördliche Schlucht zugeschüttet worden; ins Tyropöon aber wie in das Kidron- und Hinnomthal sind bei den wiederholten Zerstörungen der Stadt und des Tempels so ungeheure Massen von Schutt hinabgestürzt und hinabgeworfen worden, daß der alte Felsboden jetzt bis zu dreißig Metern tief darunter liegt. Daher kommt es auch, daß die Stelle der alten Burg heute in keiner Weise mehr den Eindruck eines von der Natur besonders befestigten Platzes macht.

David nun eroberte den Zion und nannte ihn von da an: Stadt Davids. Darnach erweiterte er Jerusalem in der Richtung nach Westen und führte starke Mauern auf; nördlich aber von der Davidsstadt, jenseits der Querschlucht, wo heute der Haram liegt, befanden sich keine Bauten, sondern dort ragte ein kahler, hoher Felshügel auf, und die *Spitze dieses Berges ist jetzt der heilige Felsen*. Unterhalb von ihr war ein Stück des Bodens zu einer Dreschtenne geebnet, die zur Zeit Davids einem Jebusiter Namens Ornan gehörte.

David hätte gerne bei seiner Burg ein Heiligtum Jahwehs gehabt, aber es ging keineswegs an, Jahweh an jeder beliebigen Stelle einen Altar zu bauen, sondern nur dort, wo er sich schon offenbart hatte. Nach alter Anschauung gab er mit einer solchen Offenbarung ein Zeichen, daß er an diesem bestimmten Ort zu finden sei und die

Verehrung der Menschen entgegennehmen wolle. So wird Jakob durch den Traum zu Bethel inne, daß Gott dort ist, und Abraham hat eine Gotteserscheinung zu Hebron bei den Terebinthen Mamres; daher weiß man, daß Jahweh in Hebron und zu Bethel verehrt werden will. Das alte vordavidische Jerusalem hatte seine Heiligtümer wahrscheinlich unten im Kidronthal beim Gihonsprudel und bei der Quelle Rogel. Auch diese wurden von den Judäern übernommen und beibehalten, aber David erhielt außerdem noch eine besondere Offenbarung Jahwehs eben auf der Spitze jenes Hügels, der seine königliche Burg im Norden überragte. Mit dieser Jahwehoffenbarung hatte es folgende Bewandtnis. Einst, während David regierte, fand drei Jahre lang, Jahr für Jahr, eine Hungersnot im Lande statt. Man befragte Jahweh über den Grund, und er antwortete: Saul und sein Haus haben eine Blutschuld über Israel gebracht, weil sie die Leute von Gibeon getötet haben. Die Gibeoniten nämlich waren Ueberbleibsel der Amoriter, denen die Israeliten, als sie das Land eroberten, Verschonung zugeschworen hatten; Saul aber hatte trotzdem in seinem Eifer für Jahweh und Israel versucht, sie auszurotten. David fragte die Gibeoniten daher: Was soll ich für euch thun und womit soll ich Sühne schaffen, daß ihr euern Fluch von Jahwehs Erbteil nehmt und uns wieder segnet? Sie erwiderten ihm: Es handelt sich für uns weder um Silber und Gold, noch genügt es uns, irgend einen Beliebigen aus Israel zu töten. Da fragte sie David: Was fordert ihr denn, daß ich euch thun soll? Sie sprachen zu ihm: Aus den Nachkommen des Mannes, der darauf gesonnen hat, uns auszutilgen, soll man uns sieben Männer ausliefern, daß wir sie zu Gibeon auf dem Berge Jahwehs vor Jahweh

pfählen. Da lieferte der König zwei Söhne und fünf Enkel Sauls den Gibeoniten aus; die pfählten sie vor Jahweh auf dem Berge, sodaß sie alle sieben zusammen umkamen. Aber Rizpa, eine der Witwen Sauls, die Mutter jener beiden Söhne, die Jahweh gepfählt worden waren, nahm ihr Trauergewand und machte sich daraus ein Lager auf dem Felsen zurecht von Beginn der Ernte an, wo sie starben, bis Jahweh den Herbstregen schickte, zum Zeichen, daß er nun befriedigt sei. So verhinderte sie, daß die Vögel bei Tag und die wilden Tiere bei Nacht sich über die Leichname hermachten. Als David das hörte, brachte er die Gebeine Sauls und Jonathans von Jabesch in Gilead samt den Gebeinen der Gepfählten in das Erbbegräbnis des Geschlechtes Sauls und begrub sie im Grabe seines Vaters Kisch zu Zela in Benjamin. Für eine Weile ließ Jahweh sich hierdurch wieder günstig stimmen; dann aber entbrannte sein Zorn von neuem gegen Israel und er stiftete den David an, etwas Unrechtes zu thun, was Strafe über das Volk bringen mußte, indem er ihn hieß: Auf! zähle Israel und Juda! David ließ sich von Jahweh bethören und veranstaltete neun Monate und zwanzig Tage lang durch seinen Feldherrn Joab und die Kriegsobersten eine Zählung des ganzen Volkes von Dan bis Beerseba. Darnach aber schlug ihm das Gewissen wegen seiner Schuld, denn er wußte wohl, daß er etwas gethan hatte, was in Israel noch nicht geschehen war und daß solches Jahweh verhaßt war. In der That schickte Jahweh alsbald eine große Pest über das Volk und die Leute starben in Menge, gerade um die Zeit der Weizenernte.

Als nun David sah, welch ein Zorn von Jahweh her immer noch auf Israel lastete, warf er sich vor Jahweh

nieder und flehte ihn um Erbarmen an für das Volk. Da erschien ein Prophet Jahwehs, Namens Gad, vor David und sprach zu ihm: Ich habe im Geiste den Engel Jahwehs bei der Tenne des Jebusiters Ornan auf der Spitze des Berges über der Stadt stehen sehen, wie er seine Hand ausreckte, und Jahweh gebot ihm: „Genug! Ziehe nun deine Hand von dem Volke ab!“ Darum steige du jetzt hinauf und errichte Jahweh dort, wo er sich geoffenbart hat bei, der Tenne Ornans einen Altar! Als nun Ornan ausschaute und den König gewahrte, wie er mit seinem Gefolge auf ihn zuschritt, trat er hinaus und verneigte sich mit seinem Angesicht bis auf den Boden. Alsdann fragte er: Warum kommt mein Herr und König zu seinem Sklaven? David erwiderte ihm: Um dir die Tenne abzukaufen, damit ich Jahweh hier einen Altar baue. Darauf baute er Jahweh dort an der Stelle, wo der Engel gestanden hatte, einen Altar, brachte Brand- und Heilsopfer dar, und Jahweh ließ sich wieder dem Lande günstig stimmen. So wurde der heilige Felsen zur Stätte des Altars Jahwehs, denn Jahweh hatte sich dort offenbart.

Jener erste Altar aber, den David errichtet hatte, war nur klein, und da Salomo nach David König wurde und das Fest seiner Thronbesteigung mit einem großen Opfermahl feiern wollte, hatte er dort keinen Platz dazu und mußte sich nach Gibeon auf die große Höhe begeben, wo die Gibeoniten die sieben Sauliden Jahweh gepfählt hatten, und dort sein Königsopfer darbringen. Tausend Brandopfer schlachtete Salomo dort für Jahweh und ganz Israel schmauste davon. Darnach aber beschloß er, an der Stelle, wo sein Vater den Altar über der Stadt errichtet hatte, ein Heiligtum für Jahweh zu bauen, wie es noch keins in Israel gegeben hatte, einen großen steinernen

Tempel gleich denen, die von den Königen zu Tyrus und Sidon für ihre Baale errichtet waren. Diesen Tempel baute Salomo als ein Zubehör zu seinem Palaste, denn auch er selbst wollte nicht mehr in der alten engen Burg auf dem Hügel der Davidsstadt wohnen, sondern statt dessen baute er sich ein großes neues Schloß auf dem Platze zwischen dem Altar Davids auf der Spitze des Berges und der Schlucht, die das Heiligtum von der alten Jebusiterveste trennte.

Salomos Tempel war nach unseren Begriffen ein plumper Bau von mäßigen Dimensionen: ein Steinkasten von dreißig Meter Länge und fünfzehn Meter Höhe bei gleicher Breite. In den hinteren Teil war ein ganz dunkler würfelförmiger Raum eingebaut, dessen Abmessungen nach jeder Richtung zehn Meter betrugen. Das war das Allerheiligste; hierher brachte Salomo auch die Lade Jahwehs aus der alten Davidsburg. Vor dem Tempel standen zwei hohe bronzene Säulen, die als Symbole der Gottheit gleichfalls dem phönikisch-kanaanäischen Kult entlehnt waren, wie auch phönikische Werkleute den Bau errichteten. Den Jähwehaltar auf dem Felsen umgab der Priestervorhof; in diesem stand noch ein gewaltiges metallenes Wasserbecken, von zwölf aus Bronze gegossenen Rindern getragen. Wer sich mit dem Rücken gegen den Felsen vor den Tempel stellte, erblickte gerade vor sich eine Vorhalle vor dem Tempeleingang und die beiden freistehenden großen Bronzesäulen. Priesterwohnungen und andere Gebäude umgaben den Vorhof auf den Innenseiten. Vom Altar zum Schloß des Königs und von diesem wiederum in die alte Davidsstadt stieg man hinab.

Der heilige Felsen zeigt heute noch deutliche Spuren seiner einstigen Bestimmung. In die Oberfläche ist eine

Rinne für den Abfluß des Opferblutes eingehauen und unter ihm befindet sich eine Höhle; ein rundes Loch etwa vom Durchmesser eines Menschenkopfs führt von oben dort hinein. Was unter dem platten Boden der Höhle steckt, weiß niemand; wenn man in der Mitte mit dem Fuße aufstampft oder klopft, so klingt es hohl. Die Moslems sagen, hier befinde sich der unergründliche Seelenbrunnen, in dem sich die Seelen der Verstorbenen versammeln, um zu beten. Andere behaupten, darunter liege der Eingang in die Hölle. Der aberwitzigen Sagen, die sonst noch bei Muhammedanern und Juden über den Fels erzählt werden, ist Legion.

Nach der Zerstörung des herodianischen Tempels stand hier mehrere Jahrhunderte hindurch ein von Hadrian — sicher auf den Fundamenten des Herodes — erbauter Jupitertempel, und neben dem Felsen des Altars die Reiterstatue des Kaisers. Julianus Apostata soll den Juden die Erlaubnis gegeben haben, den Tempel wieder aufzubauen; als man aber an die Aufräumung des unendlichen Schuttes ging, seien Feuerflammen aus dem Boden geschlagen und hätten das Arbeiten verhindert. Sicher ist, daß nichts Ernstliches aus diesem Versuch wurde. Als die Araber Jerusalem eroberten, war hier von den Christen, um die Juden zu beschimpfen, eine Abladestätte für Kehricht und sonstigen Unrat eingerichtet worden; der Tempel Hadrians muß also auch schon in Trümmern gelegen haben. Merkwürdiger Weise betritt kein Jude den Platz. Sie fürchten sich, unwissentlich auf die Stelle des D e b i r, des Allerheiligsten, zu treten, und das wäre ihrer Meinung nach eine schwere Sünde. —

Während wir in der Kubbet es-Sachra waren, wirkte zweierlei recht störend auf alle Versuche, sich zu sammeln

und eine für die unvergleichliche Bedeutung des Ortes rechte Stimmung eintreten zu lassen. Das Eine war das geräuschvolle Ausbreiten der Teppiche, die ausnahmsweise für den bevorstehenden Kaiserbesuch über den ganzen Boden der Moschee gelegt und mit viel unnützem Geschrei hin- und hergeschleppt wurden; das Andere war die Zudringlichkeit des Schechs, der durchaus Führer- und Erklärerdienste thun wollte und sich nicht vorstellen konnte, daß ich auch ohne ihn wußte, was es hier zu sehen gab. Für jeden Hinweis auf ein besonderes Mosaik oder eine schöne Säule krümmte er seine Hand und murmelte lauernd: Bakschisch! Bakschisch! Der Alte war unsagbar widerwärtig, zumal er immer erzählen wollte. Die muhammedanischen Legenden zeichnen sich ohnehin alle durch ihre Abgeschmacktheit aus — diejenigen aber, die von der Kubbet es-Sachra erzählt werden, sind sinnlos. Unser Schech führte uns mit geheimnisvollen Geberden an die nach Norden gehende Thür des Doms und zeigte auf eine in den Fußboden eingelassene kleine Jaspisplatte, indem er seine Augen dabei wie ein Verzückter verdrehte und unter ständigem Bakschischgewinsel sich wand und krümmte. Unser Konsulatskawaß stand dabei und raunte mir zu: „Nicht Bakschisch geben — ich besorge Alles! Wenn er etwas bekommt, kommen gleich noch drei andere dazu!" In dem Jaspis haben früher neunzehn Stifte aus Gold gesteckt. Diese soll Muhammed hineingeschlagen und gesagt haben, sie würden allmählich alle herausfallen, und wenn es mit dem letzten geschähe, dann sei das Ende der Welt da. Eines Tages kam der Satan in die Moschee und machte sich daran, die Stifte herauszuziehen. Mit fünfzehn war er fertig und den sechzehnten hatte er auch schon zur Hälfte heraus, da flog gerade der Engel Gabriel vorbei, sah den

Satan bei der Arbeit und verjagte ihn. Diese Geschichte wollte der Schech eben anfangen, aber nun hatte ich genug und ließ es ihn merken. Giftig knurrend verschwand er.

Als wir wieder auf den Haramplatz hinaustraten, blendete uns die plötzliche Helle des Sonnenscheins auf eine gute Weile, denn leider ist das Innere der Moschee so dunkel, daß man erst nach längerer Gewöhnung an das Dämmerlicht die Einzelheiten unterscheidet. Wer durch das Südportal tritt und die Stufe von der Plattform des Felsendoms hinunterschreitet, hat gerade die niedrige, weitläufig gebaute Aksa-Moschee vor sich, die ungefähr auf der Stelle des salomonischen Königspalastes steht. In den Felsboden zwischen ihr und der Kubbet es-Sachra ist unter der Oberfläche des Haramplatzes eine gewaltige Cisterne eingehauen, acht Mal mannstief und vierhundertfünfzig Schritt im Umfang. Stehengelassene Felsenpfeiler tragen die Decke des riesenhaften Gewölbes; einige Schöpflöcher sind oben sichtbar, durch die man an Stricken Wasser heraufziehen kann. Zur Zeit des herodianischen Tempels lag diese Cisterne unter dem großen Tempelvorhof; gefüllt enthielt sie soviel Wasser, daß hunderttausende von Menschen jahrelang daraus trinken konnten. Solche Anlagen gehörten dazu, um das sonst sehr wasserarme Jerusalem gegen lange Belagerungen zu verteidigen. Die Aksa selbst ist in ihrer jetzigen Gestalt wenig interessant; von der altchristlichen Basilika, deren Stelle sie einnimmt, steht fast nichts mehr.

Unmöglich ist es, sich auf einmal Rechenschaft davon zu geben, welch eine unabsehbare Menge welthistorischen Geschehens an den Heiligtümern des Haram und an dem Dasein der Stadt hängt, die den Platz mit ihren Mauern umschloß. Am Anfang aller Geschichte steht hier die Ge-

stalt Davids; Jerusalem ist so untrennbar mit ihm verknüpft, wie die Stadt am Bosporus mit Konstantin dem Großen und Athen mit Themistokles. Keine Figur aus dem alten Testament ist uns im Großen wie im Kleinen so deutlich vor Augen gemalt, wie die seine; dazu ist es bei keiner mit größerer Sicherheit möglich, all den Wust fortzuräumen, den die Bearbeitung der israelitischen Geschichte durch das nachexilische Judentum um die Könige und Helden seiner Vorzeit aufgehäuft hat.

Ein jugendlicher Kriegsheld, verwegen und verschlagen, kommt David durch sein Saitenspiel an den Hof des unglücklichen Königs Saul. Um eine unsagbar barbarische Probe kriegerischer Tapferkeit gewinnt er sich Sauls Tochter Michal zum Weibe; dann muß er vor des Königs Mißtrauen fliehen und wird Räuber im Südland, dann philistäischer Lehnsfürst an der Grenze Judas. Wie weit ist dieser David der Geschichte entfernt von dem psalmdichtenden und weihrauchduftenden Heiligen der Priesterfabel! Mit sechshundert losen Leuten, verwegenen Gesellen wie er selbst, schweift er in der Wüste Juda umher. Da erfährt er, daß ein reicher Grundbesitzer, Nabal, in der Nähe Schafschur hält und läßt ihm sagen: Du selbst bist wohlbehalten samt deiner Familie und deinem Besitz, und wir haben die ganze Zeit über in der Nähe deiner Hirten geweilt, ohne daß wir sie beschimpft oder geplündert haben. Gieb also deinem Sohne David, was du gerade zur Hand hast! Nabal wollte sich thörichter Weise dem Räubertribut entziehen und antwortete: Wer ist David? wer der Sohn Isais? Heutzutage giebt es genug Knechte, die ihrem Herrn davonlaufen! Zornig fährt David auf: Rein umsonst habe ich dem seine gesamte Habe in der Wüste behütet; nun vergilt er mir Gutes mit Bösem! Dies und

das thue Gott mir an, wenn ich jetzt noch etwas Männliches in seinem Hause am Leben lasse! Zweihundert Brote, zwei Schläuche mit Wein, fünf Schafe, fünf Maß geröstetes Getreide, hundert Traubenkuchen und zweihundert Feigenkuchen besänftigten dann Davids Zorn.

Nach Sauls Tode schwingt er sich mit List zum König von Juda und Kaleb auf und regiert sieben Jahre zu Hebron, während Sauls unmündiger Sohn Eschbaal von seinem Oheim Abner nach Machanaim jenseit des Jordans gebracht und dort zum König über Israel gemacht wird. Abner will das Gebiet von Juda für das Haus Sauls zurückerobern, aber am Teiche von Gibeon werden seine Leute geschlagen und er muß über den Jordan zurück. Zu Machanaim hatte er Sauls hinterlassene Nebenfrau Rizpa zu sich genommen und Eschbaal beschuldigt ihn darum, nach dem Königtum zu streben. „Bin ich ein judäischer Hundskopf?“ fährt Abner seinen jungen Herrn an und geht zu David über. Von da an war es um Sauls Geschlecht geschehen. Abner gewann den Adel Benjamins für David, dessen Heldenthaten aus den Philisterkriegen noch in aller Gedenken waren; auch ein Jahweorakel war vorhanden, das David große Dinge weissagte. Zwei benjaminitische Schechs beschlossen am Ende, sich Davids Dank zu verdienen, indem sie ihm Eschbaals Kopf nach Hebron bringen. Allerdings wurden sie dafür von David mit abgehauenen Händen und Füßen in den Teich von Hebron geworfen, aber das änderte nichts an dem Ergebnis der That. Nach Eschbaals Ermordung versammelten sich alle israelitischen Häuptlinge unter dem Jahwehbaum zu Hebron und wählten David zum Könige über ganz Israel.

Als das die Philister hörten, beschlossen sie, dem Feldzug zuvorzukommen, den David nun gegen sie eröffnen

mußte, um sich seine Krone nachträglich zu verdienen. Auf dem „Riesenfelde“ zwischen Bethlehem und Jerusalem werden sie geschlagen, dann nochmals bei Gibeon; im Rauschen der Bakabäume erkennt David, daß Jahweh selber vor ihm her gegen die Feinde ausgezogen sei. Darnach erobert er Jerusalem, verlegt seinen Königssitz auf den Zion und baut den Altar Jahwehs auf der Tenne des Ornan. Die Lade Jahwehs dagegen blieb in der Burg.

Weder zu Davids noch zu Salomos Zeit war das Jahwehheiligtum auf dem Zion etwas Anderes als der königliche Hoftempel. Später wurde es der Reichstempel von Juda, blieb aber auch dann nur eine Opferstätte von vielen und lange nicht die heiligste. Keinem Menschen in Juda und Israel fiel es nach der Gründung des Tempels ein, nun diesen für besser oder ein hier dargebrachtes Opfer für Jahweh wohlgefälliger zu halten, als die von den Vorfahren überkommenen Stätten und den Dienst dortselbst. Ihr kanaanitischer Ursprung war vergessen; die große Opferhöhe von Gibeon, das noch zu Sauls Zeiten eine Fremdstadt gewesen war, wird von Salomo benutzt, um bei seiner Thronbesteigung ein Jahwehopferfest von unerhörtem Glanz zu begehen. Das ganze Land war voll von solchen großen und kleinen Höhen, ja es mußte jede Ortschaft eine solche haben, wo die Leute opfern konnten, denn jede Schlachtung war ein religiöser Akt; mußte doch dabei das Blut des Tieres vergossen und damit angetastet werden, was Jahweh gehörte. Kein Rind, kein Schaf durfte im ganzen Lande geschlachtet werden, ohne daß sein Blut an einen Altar Jahwehs kam und Gott auf diese Art erhielt, was sein war. Fleisch von Herdentieren essen, in deren Körper das Blut geblieben war, galt als Frevel am Rechte Jahwehs, nur mit der Jagdbeute und den Tieren,

die nicht opferbar waren, durfte eine Ausnahme gemacht werden. War das die herrschende Vorstellung, so mußte es annähernd soviel Opferstätten im Gebiete Israels geben, wie Ansiedlungen, und so war es auch. Priesterschaften freilich bestanden nur bei den großen Heiligtümern; man bedurfte ja ihrer auch nicht zum Opfern.

Gleichzeitig mit dem Tempel baute Salomo auch den Göttern der Nachbarvölker Höhen bei Jerusalem, so dem Kemosch der Moabiter auf dem Oelberge östlich von Jerusalem, wegen der Weiber und Diener aus jenen Völkern, die in der königlichen Burg waren. Im Tempelbezirk selbst waren auch allerlei Zeichen kanaanitischer Durchtränkung der Jahwehreligion zu sehen, vor allem die Aschere, der heilige Pfahl neben dem Jahwehaltar, die beiden bronzenen Gottessäulen am Eingang des Tempels und ein bronzenes Schlangenidol, das später fälschlicher Weise auf Mose zurückgeführt wurde. Ihm wurde geopfert; wie man sich sein Verhältnis zu Jahweh dachte, ist nicht zu ermitteln. Ein wirkliches Jahwehbild, wie den Stier von Bethel, scheint es in Jerusalem nicht gegeben zu haben; statt dessen hatte man die Lade, in der Gott selbst gegenwärtig war. Dagegen werden wie in anderen israelitischen Tempeln so auch in Salomos Bau die Teraphim gestanden haben, menschenähnlich geschnitzte Holzfiguren, die Götter niederen Ranges darstellten. Sie galten vor allem als Hausgötter und bekannt ist ja die Erzählung, wie Davids Gattin Michal die von ihrem Vater Saul abgesandten Verfolger täuscht, indem sie statt ihres Mannes das Teraphimbild ins Bett legt und mit der Decke zudeckt — aber die Idole pflegten auch in den Tempeln zu stehen. Als nach Salomos Tode Jerobeam die Herrschaft über Israel an sich riß und dem Hause Davids

nur ein Fetzen Landes mit der neuen Hauptstadt darin verblieb, hatte es ganz und gar nicht mehr den Anschein, als ob die Tempelgründung beim Zion weittragende Folgen haben würde. Man diente dort dem Jahweh schlecht und recht, nicht anders und nicht besser, als zu Bethel oder sonst in Israel, und das judäische Kleinkönigreich hatte vor dem älteren und stärkeren Bruder, dem es oft genug dienst- und heerespflichtig war, nichts weiter voraus, als den Segen einer verborgeneren Existenz und der fester gewurzelten Dynastie. So sehr war selbst für das Bewußtsein der Judäer das Nordreich das eigentliche Israel und Ephraim Jahwehs Erstgeborener, daß Amos, der doch in Juda zu Hause war, nicht zu Jerusalem, sondern beim Tempel von Bethel mit seiner Drohrede über den Untergang des Staates und das bevorstehende Exil der Israeliten auftrat. Man hatte die Empfindung, daß mit dem Reich von Samaria Israels Dasein unter den Völkern überhaupt zu Ende sei.

Seit der Mitte des achten Jahrhunderts geht es in der That mit Israel zu Ende, und Juda und Jerusalem samt dem Tempel Jahwehs auf dem Zion treten in den Vordergrund der Ereignisse. Samarien und Israel fielen, um nicht wieder aufzustehen; mit ihnen der Gott von Bethel. Der Jahweh vom Zion ward sein Erbe.

Pekach ben Remalja, der vorletzte der Schattenkönige, die zu Samaria noch auf das Haus Jerobeams II folgten, verbündete sich mit Rason von Damaskus, um Juda zu bekriegen. König Ahas schickte sich an, Jerusalem in Verteidigungszustand zu setzen; dazu sandte er, um sicher zu gehen, all sein Silber und Gold an Tiglatpileser von Assyrien und ließ dem Großkönig sagen: Dein Knecht und Sohn bin ich, komm herauf und rette mich aus der Hand

des Königs von Aram und des Königs von Israel! Damals lebte in Jerusalem ein Mann aus vornehmem Geschlecht, der die Welt kannte und den Jahwehgeist besaß: Jesaia. Er sah den Untergang der Israeliten wie der Aramäer als von Jahweh beschlossen voraus und wollte Ahas davon abhalten, sich unnütz dem Assyrer in die Arme zu werfen. Am Fuß des Zionberges, wo der König persönlich die Arbeiten zur Wasserversorgung Jerusalems beaufsichtigte, für den Fall, daß es zu einer Belagerung kommen sollte, trat Jesaia auf ihn zu und redete ihn an: Hüte dich und halte Ruhe, fürchte dich nicht und verzage nicht wegen dieser beiden verkohlten Scheite, die nur noch rauchen, trotz des Zornes Rasons und der Aramäer und des Sohnes des Remalja! Der Herr Jahweh hat gesprochen: Es soll nicht geschehen und zu Stande kommen, was sie vorhaben. Glaubst du nicht, so bleibst du nicht! Erbitte dir ein Zeichen von Jahweh, deinem Gotte, tief unten aus der Unterwelt oder hoch oben aus der Höhe!

Ahas war entschlossen, es auf alle Fälle lieber mit dem Assyrer als mit Jahweh zu probieren und half sich dem Propheten gegenüber mit der Ausflucht: Ich will Jahweh besser nicht versuchen! Da rief ihm Jesaia im Zorne zu: Ist's euch nicht genug, ihr vom Hause Davids, Menschen zu ermüden, daß ihr auch meinen Gott ermüdet? Wohl, so wird euch Jahweh selbst ein Zeichen geben: Siehe, die junge Frau ist schwanger und gebiert einen Sohn, und nennt seinen Namen: Gott war mit uns! Denn bevor der Knabe lernen wird, das Schlechte zu verschmähen und das Gute zu wählen, wird

das Land verlassen sein, vor dessen beiden Königen dir graut.

Die Mutter, die heute noch in Angst das Kind unter dem Herzen trägt, wird den Geborenen schon nennen: Immanuel, und dieser Name der Rettung soll dem König dann ein Zeichen seiner Kleingläubigkeit sein!

Ahas blieb bei seinem Vorsatz und sandte seinen Schatz nach Ninive. Bevor aber die Assyrer heranrücken konnten, umlagerten Rason und Pekachja Jerusalem und bedrängten es so, daß der König in seiner Not dazu griff, seinen Sohn dem Jahweh zu opfern. Tiglatpileser rettete endlich die Stadt. Ahas selbst ging nach Damaskus, um sich bei dem Könige von Assyrien zu bedanken; dort erblickte er den großen Altar des Gottes Hadad, der ihm so gefiel, daß er den alten Jahwealtar Salomos von dem heiligen Felsen fortnehmen und einen neuen nach dem Muster von Damaskus aufbauen ließ. Zehn Jahre später war Samaria nicht mehr und die Blüte Israels wanderte in die Gefangenschaft über den Euphrat. Dort hat sie den Jahweh von Bethel und Dan vergessen und statt seiner den Göttern der Assyrer gedient.

Im Augenblick dieser Endkatastrophe, die das Israel Deborahs, Davids und Jehus für immer verschlang, tönte ein erschütternder Ruf zur Umkehr, eine bittere Straf- und Bußpredigt vom Berge des Tempels Jahwehs auch über Juda und Jerusalem hin, die Reste Israels. In Amos gewaltigen Spuren gehend, schildert Micha von Moreseth in machtvollen Worten den ganzen Schrecken der Zeit als das Strafgericht, zu dem Jahweh selber sich über das sündige Volk vom Zion her aufmacht. Indem er einhertritt:

„Da schmelzen die Berge unter ihm

Und die Thäler werden zerrissen —
Wie Wachs vor dem Feuer werden sie,
Wie Wasser, ausgeschüttet am Abhang.
Um des Abfalles Jakobs willen all dieses,
Um der Sünden des Hauses Israel willen!
Was ist der Abfall Jakobs? Ist es nicht Samarien?
Und was Judas Götzendienst? Ist es nicht Jerusalem?
Samarien mache ich zum Trümmerhaufen im Felde,
Zu Pflanzstellen für Rebberge;
Schüttele ins Thal seine Steine,
Lege bloß seine Grundmauern.
Alle seine Gottesbilder werden zertrümmert,
Alle seine Weihgeschenke verbrannt mit Feuer.
Deshalb will ich die Totenklage anheben und heulen,
Einhergehen barfuß und nackt,
Eine Totenklage halten wie die Schakale,
Eine Totentrauer wie die Strauße.
Unheilbar ist Samariens Schlag,
Und er kommt heran bis Juda,
Trifft bis zum Thore meines Volkes —
Bis Jerusalem!"

Micha erwartet Jerusalems Untergang durch die Assyrer dem Fall Samarias gleich, denn weder um den Kultus auf dem Zion noch um Recht und Gerechtigkeit im Lande stand es besser, als zu Dan und Bethel und im Reiche Ephraim. Hart und grimmig schildert der Prophet Jahwehs das Treiben der Großen im Lande und die Schandwirtschaft der Priester und Lügenpropheten beim Tempel — und dabei pochen sie noch darauf, daß sie ja hier auf dem heiligen Berge den Jahweh selber unter sich haben!

„Sie lassen das Gute dahinten und ziehen das Böse vor,
Reißen den Leuten die Haut vom Leibe und das Fleisch von den Knochen!
Sie nähren sich vom Fleisch meines Volkes;
Zerlegen sie wie einen Braten im Topf, wie Fleisch im Kessel!
So spricht Jahweh wider die Propheten, die das Volk in die

Irre geführt haben,
Die „Heil“ rufen, wenn ihre Zähne etwas zu beißen haben,
Und den Krieg erklären gegen den, der ihnen nichts in den Mund giebt:
Euch soll Nacht ohne Gesicht werden und Finsternis ohne Orakel;
Die Sonne soll den Propheten untergehen und der Tag sich ihnen verfinstern.
Da werden die Seher zu schanden werden und die Wahrsager sich schämen;
Sie werden alle ihren Bart verhüllen, denn die Antwort von Gott bleibt aus!
Zion baut man mit Blutvergießen und Jerusalem mit Frevel;
Seine Häupter sprechen Recht um Geschenke und die Priester erteilen Weisung für Lohn;
Die Propheten wahrsagen für Geld und verlassen sich dabei noch auf Jahweh, indem sie denken:
Wir haben doch Jahweh in unserer Mitte — wie kann uns da Unglück treffen!
Darum soll euretwegen Zion zum Feld umgepflügt und der Tempel zur Waldhöhe werden!“

Anders als Micha hat Jesaia in dieser Zeit geschwankt und viel Widersprechendes über das Schicksal Judas geweissagt. Ueberwiegend aber ist auch ihm damals die Zukunft dunkel erschienen. Wo tausend Weinstöcke im Wert von tausend Sekeln stehen, dort sagt er, wird der Jäger mit Pfeil und Bogen sich durch Dorngestrüpp den Weg bahnen, und auf den Bergen, die jetzt mit dem Karst behackt werden wie Gärten, werden Kinder Schafe weiden, wie in der Steppe!

Solche Bilder entsprangen nicht der Phantasie, sondern die Assyrerkriege lieferten Beispiele dafür, welch eine furchtbare Rute Jahweh über die Völker vom Euphrat bis Aegypten schwang, in schreckhafter Menge. Welche Feder könnte es dem Jesaia nachthun, wie er den Marsch der as-

syrischen Heere schildert, die Jahweh entbietet:

Ein Panier wirft er auf für ein fernwohnendes Volk; er zischt es herbei vom Ende der Erde und siehe, eilend schnell kommt es. Kein Müder und Strauchelnder ist unter ihm; nicht schläft noch schlummert es! Keinem löst sich der Gurt seiner Hüften, keinem zerreißt der Riemen der Sandale. Scharf sind seine Pfeile, leicht spannbar alle seine Bogen, gleich dem Kiesel die Hufe seiner Rosse und seine Kriegswagen wie der Sturmwind. Ein Gebrüll ist ihm wie der Löwin, und er selbst brüllt wie Jungleuen, er knurrt und faßt Beute, schleppt davon und niemand entreißt ihm ein Stück!

Wer ist es aber, der den Untergang des Volkes herbeizieht?

Wehe denen, die da Haus an Haus stoßen machen und Feld an Feld rücken, bis kein Platz mehr da ist! Vor meinen Ohren schwor Jahweh Zebaoth: Fürwahr, viele Häuser sollen zur Einöde werden, große und schöne — ohne Bewohner! Zehn Joch Weinland sollen einen Eimer tragen und ein ganzer Scheffel Aussaat eine Metze.

Wehe denen, die Frühmorgens aufstehen und dem Rauschtrank nachjagen, die in der Abendkühle sich verspäten, während Wein sie glühend macht, die bei Zither und Harfe, Pauke und Flöte ihre Gelage halten, aber das Werk Jahwehs nicht betrachten und das Thun seiner Hände nicht sehen!

Wehe denen, die herbeiziehen die Verschuldung an Stricken und wie an Wagenseilen Sündenschuld, die da sprechen: Wohl, es eile und beschleunige sich doch sein Werk, daß wir es sehen, und: Es nahe und komme doch der Ratschluß des Heiligen Israels, daß wir ihn kennen lernen; Deshalb macht die Unterwelt weit ihre Gier und sperrt

maßlos auf ihren Rachen, und es fährt hinab der Adel und der Haufe, alles was da tobt und fröhlich ist!

Michas und Jesaias Weissagungen über Land und Stadt und Tempel haben sich freilich nicht so erfüllt, wie sie zu der Zeit, da sie gesprochen wurden, gemeint waren. Jerusalem und der Jahwehberg wurden zu Trümmerhaufen erst über ein Jahrhundert nach dem Drohwort des Micha, und statt der Verwüstung durch die Assyrer folgte auf die Tributleistung des Ahas nach Ninive noch ein volles Menschenalter leidlicher Zeiten für die Judäer und den Jahweh vom Zion. Um so furchtbarer brauste die Kriegswoge heran, als Hiskia, der Sohn des Ahas, trotz dringender Abmahnung Jesaias den Tod des Königs Sargon als Anlaß nahm, von Assur abzufallen.

Sargons Nachfolger Sanherib führte ein Strafgericht über Judäa herauf, gegen das Samarias Schicksal milde erschien.

In einer seiner Königsinschriften erzählt er, daß er alle Städte des Landes erobert, zweihunderttausend Menschen deportiert und unendliche Beute gemacht habe. Der König Hiskia selber sei von ihm in der Stadt Jerusalem eingeschlossen worden wie ein Vogel im Käfig, zahlreiche Ortschaften habe er ihm fortgenommen und anderen Vasallen gegeben; endlich habe Hiskia einen ungeheuren Tribut bezahlt, alle seine Schätze alle seine Frauen ausgeliefert. Nach der Bezahlung des Tributs forderte der Assyrer schließlich doch noch vom Könige die Uebergabe von Jerusalem, die Hiskia mit so großen Opfern vermieden zu haben glaubte. Jetzt war es Jesaia, der widersprach! Nachdem das Unglück geschehen, der Frieden gebrochen und die schreckliche Zornrute Jahwehs über das Land hingegangen war, glaubte

er fest, daß nun Jahweh seinen Wohnsitz, den heiligen Tempelberg selber schützen werde. Bis hierher hatte er den Assyrer als sein Werkzeug gewähren lassen, nun aber, da der sich über die ihm gesteckten Grenzen erheben wollte, herrschte er ihn zornig an: Ich kenne wohl dein Stehen und dein Sitzen, dein Kommen und dein Gehen, und auch dein Toben gegen mich; *Meinen Ring lege ich in deine Nase und mein Gebiß in deine Lippen und führe dich zurück auf dem Wege, den du gekommen bist!* Jesaia verband den Glauben an Jahwehs Erhabenheit über die Völker und die Welt mit der Beschränktheit der Anschauung, daß er wirklich in Person auf dem Berge Zion wohne und Jerusalem als seine Stadt betrachte. Darum sagte er sich und traute darauf: *Jerusalem und der Tempel können und werden nie in die Hände der Feinde fallen!* Sein Zeitgenosse Micha dachte richtiger und weiter — aber gerade die Enge, die der Kreis der Gedanken Jesaias an dieser Stelle aufwies, ist es gewesen, die den Jahwehglauben gerettet hat! Als Hiskia das Schreiben Sanheribs erhalten hatte, das ihn aufforderte, Jerusalem bedingungslos zu übergeben, ging er in der Angst seines Herzens in den Jahwehtempel hinauf und breitete den Brief des Assyrers vor seinem Gotte aus, daß er ihn läse! *Laß dich nicht von deinem Gott bethören,* schrieb Sanherib, indem du denkst: Jerusalem wird nicht in die Gewalt des Königs von Assyrien überliefert werden! Du hast selbst gehört, wie die Königen von Assyrien mit allen Ländern verfahren sind, und da wolltest *du* entrinnen? Haben etwa die Götter der Völker, die von meinen Vätern vernichtet wurden, diese gerettet: Hosan und Harran und Rezeph und die Leute von Eden zu Thelassar? Wo ist denn der König von Hamath und

der König von Arpad und die Könige von Sepharwaim, Hera und Ida — wo sind sie?

Es war einer von jenen schicksalsvollen Momenten, da gleichsam die Weltgeschichte den Athem anhält. Draußen vor den Thoren hielt der Rabsake, der assyrische Offizier, der die Forderung der Uebergabe überbracht hatte, mit seinem Kommando und suchte die Krieger Hiskias, die auf der Mauer standen, durch Drohungen und Versprechnngen in ihrer Treue zu erschüttern. Laßt euch nicht von Hiskia bethören, schrie er hinauf, denn er vermag euch nicht zu retten! Laßt euch nicht auf Jahwe vertröſten, wenn euer König spricht: Jahweh wird uns sicherlich retten! So spricht der Großkönig, mein Herr: Macht Frieden mit mir und übergebt euch mir, so sollt ihr ein jeder von seinem Weinstock und Feigenbaum essen und ein jeder das Wasser seiner Cisterne trinken, bis ich komme und euch in ein Land hole, das eurem Lande gleicht, ein Land voll Korn und Most, ein Land voll Brot und Weinberge. Wo hat es denn bisher in den Ländern, die wir besiegt haben, solche Götter gegeben, die ihr Land vor uns errettet hätten, daß ihr glauben könntet, euer Gott Jahweh wird Jerusalem vor uns retten? Jahweh selbst hat uns geboten: Zieht wider dieses Land und verheert es! — Drinnen aber in dem finstern Tempel Salomos lag Hiskia mit dem Brief des Großkönigs vor Jahweh auf seinem Angesicht und betete zu seinem Gott in bangem Flehen: Neige, Jahweh, dein Ohr und höre doch! Oeffne, Jahweh, dein Auge und sieh! Höre die Worte Sanheribs, die er hergesandt hat, dich zu lästern!

Noch gehorchten die Krieger auf der Mauer dem Befehl, den Assyrern nichts zu antworten und sich auf kein

Gespräch einzulassen — wenn auch mit zitternden Herzen und angstvollen Mienen, denn wer war wie diese Feinde! Da kam Befehl aus der Königsburg: Weist sie ab — der König hat ein Wort von Jahweh erhalten, daß Jahweh die Stadt verteidigen wird! Jesaia hatte es dem geängstigten Hiskia sagen lassen:

„Er soll nicht in diese Stadt eindringen
Und keinen Pfeil darein schießen,
Er soll mit keinem Schilde gegen sie anrücken
Noch einen Wall gegen sie aufschütten.
Desselben Weges, auf dem er gekommen ist, soll er zurückkehren,
Aber in diese Stadt soll er nicht eindringen, ist der Spruch Jahwehs!“

Der Rabsake zog ab und ein assyrisches Heer schloß Jerusalem ein, während der Großkönig mit der Hauptmacht an der Grenze Aegyptens stand. Da rief man eines Tages in Jerusalem die Kunde auf den Gassen aus: Jahweh hat Sanheribs ganzes Heer mit einer schrecklichen Pest geschlagen und der König ist auf dem Wege zurück in sein Land! Jesaias Gott hatte gesprochen.

Unermeßlich ist die Bedeutung dieses Ereignisses. Jesaias Glaube, daß Jahweh um seiner selbst willen seine Wohnung auf Zion beschirmen werde, hatte die Zaghaftigkeit des Königs überwunden und Juda und Jerusalem noch eine Frist von mehr als hundert Jahren verschafft, bis es offenbar wurde, daß selbst das Heiligtum auf diesem Berge dem Brand und der Zerstörung anheimfallen könnte, ohne daß Gott sich erhob. Bis dahin reichte die Zeit hin, den Jahwehglauben soweit emporzuläutern, daß er selbst diesen Schlag überwand. Wäre Jerusalem damals dem Rabsake übergeben oder von San-

herib erobert worden, so hätte es samt dem Tempel schon damals das Schicksal erlitten, das ihnen später Nebukadnezar bereitete, denn Sanherib war entschlossen, die Judäer zu deportieren wie seine Vorfahren die Israeliten. Dann aber wären Namen und Gedächtnis des Gottes Israels heute dort, wo Kemosch und Milkom liegen!

Es ist ein merkwürdiges Gesetz geschichtlicher Notwendigkeit, daß die großen weltbewegenden Fortschritte im geistigen Leben der Menschheit nicht in gerader Linie empor und vorwärts gehen, sondern das Neue, Größere leuchtet für eine Weile in blitzähnlicher Klarheit auf und muß dann wieder hinab in die Tiefe. Dort aber bleibt es leben, und wenn nach Generationen oder Jahrhunderten neue Geister kommen und jenen in Verborgenheit geratenen Quell wieder aufdecken, daß die Welt von ihm trinken kann, so zeigt sich, daß alle die Zeit über Kräfte von ihm ausgegangen sind, die man als solche gar nicht erkannt hat, durch die aber der geistige Zustand, sei es der Menschheit, sei es eines Volkes, so umgestaltet worden ist, daß nunmehr jene so lange vorher geborene Idee in Manneskraft wiederkehrend als ein Held dasteht, dem die Welt gehorchen muß. Amos hatte dem Volke Israel sein Urteil gesprochen, daß es für Jahweh nicht mehr bedeute als die schwarzen Aethiopier oder die unbeschnittenen Philister. Er wird euch hinausstoßen aus diesem Lande; ihr werdet in die Verbannung müssen und damit ist es zu Ende mit euch, so gut wie es mit andern Völkern zu Ende gewesen ist! So spricht der echte Amos. Da ist kein Wenn und kein Aber dabei, keine Verheißung neben der Drohung; was doch so klingt, haben Spätere in das unerträglich harte Wort des alten Propheten eingeflickt. Schon Hosea

und noch vielmehr Jesaia lenken von dieser gewaltigen Höhe der Gottes- und Weltanschauung wieder ein Stück hinab in die Niederung des Volksglaubens, wenn auch nicht mehr im Sinne der sittenlosen Naturreligion und der naiven Interessengemeinschaft zwischen Jahweh und Israel, aber doch zurück zu der von Amos überwundenen Vorstellung, Israel sei das auserwählte Volk Jahwehs und Jahweh auf eine ganz besondere Weise sein Gott. Der Fortschritt in der Erkenntnis Jahwehs als des Weltgottes wird nicht wieder aufgehoben, aber der Gedanke des Amos verliert doch sehr viel von seiner herben Größe und Klarheit, indem er nun dahin umgebogen wird, daß sich die Idee des Weltgottes und die des Volksgottes nicht ausschließen, sondern miteinander vertragen, und daß der Gott, der über die Völker und über die Welt herrscht, indem er sie seinen Zwecken dienen läßt, sich mit alledem am letzten Ende doch nur um der Handvoll Menschen willen abgiebt, die auf dem Stückchen Erde wohnen, das Juda heißt. Es kam aber so, weil es nicht anders kommen konnte und darum sei es ferne, die Größe des Mannes zu verkennen oder mindern zu wollen, der auf diesem Platz gestanden und gesprochen und es durch seine Arbeit erst zuwege gebracht hat, daß wir überhaupt von Israel und Juda heute noch etwas mehr wissen, als was die Inschriften der assyrischen Regenten erzählen.

Jesaia ist aber nicht nur ein strafender Prediger des Zornes Gottes, sondern er kennt einen Idealzustand des Volkes, der dem Willen Jahwehs entspricht und der sich praktisch in den politischen und sozialen Zuständen Judas verwirklichen soll, nachdem ein furchtbares Gericht von Jahweh her alle die Elemente — es sind das die Mehrzahl — vernichtet hat, die sich nicht rechtzeitig haben zur

Umkehr rufen lassen. Ein Herrscher ist es aus Davids Stamm, der die glücklichen Tage der Zukunft heraufführen soll — der von Jahweh selber gesalbte König. Dieser sollte die Forderungen Jahwehs, wie sie schon Amos formuliert hatte, Recht und Gerechtigkeit, in idealer Weise zur Durchführung bringen. Diesen kommenden König schildert Jesaia mit vier Namen, und nichts giebt eine bessere Vorstellung als sie, wie er sich die Zukunft seines Volkes denkt. Er nennt ihn den Wunderrat, den Gotthelden, den Beutevater und den Friedensfürsten, d. h. bei seiner Regierung wird er Ratschläge voll wunderbarer Weisheit fassen; als ein Held von mehr als menschlicher Kraft wird er sich im Kampfe erweisen; Kriegsbeute wird er den Seinen in unendlicher Menge austeilen und alle Feinde niederschlagen, daß sein Volk steten Frieden hat. Andere Güter als diese weiß auch Jesaia nicht als Gotteslohn für Rechtthun zu nennen. Wenn ihr willig seid und gehorcht, so sollt ihr die Güter des Landes verzehren, aber wenn ihr widerstrebt, so werdet ihr das Schwert zu fressen bekommen — so läßt Jahweh ihn sprechen.

Jesaia begann nun, eine kleine Gemeinde persönlich von ihm Gewonnener als heilige Aussaat auf Hoffnung für das kommende Messiasreich zu sammeln. Die Masse des Volks, weissagte er, wird von den Assyrern vernichtet werden, ein Rest aber erhalten bleiben, sich bekehren und den Samen für das Messiasreich bilden. In Wirklichkeit freilich ist weder das furchtbare Gericht über Juda hereingebrochen, das er geweissagt hat, noch ist der Messias gekommen, den er für die Zeit seines Alters erwartete. Nichtsdestoweniger hat seit seinen Tagen der Glaube an das Endgericht und an den messianischen König so feste Wurzeln in der Gedankenwelt des jüdischen Volkes ge-

schlagen, daß er von Jahrhundert zu Jahrhundert immer neue und stärkere Triebe und Zweige entfaltete und weit über Juda hinaus zu einer Macht wurde, die im religiösen Leben der Menschheit noch die stärksten Wirkungeu ausgeübt hat, als der Gang der Geschichte schon längst erwiesen hatte, welch einem Traumbild Jesaia und die nach ihm Lebenden nachjagten.

Die lange Lebensdauer Jesaias, seine einflußreiche Stellung, die Pracht seiner Sprache und die gewaltige Energie seines Lebens und Thuns haben auf die Zeitgenossen und auf die Folgezeit einen mächtigen Eindruck gemacht, am stärksten aber wirkte das Eintreffen seines Wortes über die Rettung Jerusalems vor den Assyrern. Unter der Wucht dieses Ereignisses, in dem die Hand Jahwehs sich so greifbar zu offenbaren schien, erreichte es Jesaia, daß ein mächtiger Schritt vorwärts im reformatorischen Sinne gethan wurde: der Jahwehkultus wurde von den gröbsten Elementen der niederen Religion gereinigt. Hiskia entschloß sich, den Nechuschtan, das alte, bronzene Schlangenidol, das von Mose in der Wüste gefertigt sein sollte und im salomonischen Tempel verehrt wurde, zu zertrümmern; ebenso ergieng es den Ephoden, überhaupt den goldenen, silbernen und hölzernen Jahwehbildern, die Jesaia samt und sonders als nichts Besseres denn die Götzenbilder betrachtete.

Freilich kam sofort nach Hiskia und Jesaia noch ein Rückschlag gefährlichster Art gegen die prophetische Verinnerlichung und Versittlichung der Jahwehreligion. Es ist für uns heute nicht mehr leicht, sich vorzustellen, daß man Männer wie Jesaia und Amos im Namen der Religion bekämpft und ihr Thun als Beleidigung gegen die Gottheit angesehen hat — und doch ist es so

gewesen. Die Vertreter der Vulgärreligion, die Priester, Propheten und Seher alten Schlages und die Volksmassen, sahen in dem Kampf gegen die Gottesbilder nichts als einen Religionsfrevel, bei dem es ohne schweres Unheil von Seiten des erzürnten Jahweh nicht abgehen würde, und es war mit Sicherheit vorauszusehen, daß die Volksreligion sich nicht ohne heftige Gegenwehr ersticken lassen würde. Schon unter Hiskias Sohn Manasse, dem Könige, der am längsten unter allen Herrschern aus dem Hause Davids regiert hat, setzte die Reaktion des alten gegen den neuen Jahwismus mit aller Wucht ein. Die Gottesbilder wurden wieder hervorgeholt und unter den prophetischen Neuerern hielt das Schwert seine Ernte; außerdem drang jetzt das wirkliche gemeinsemitische Heidentum in breitem Strome ein. Eine oder die andere Entwicklung mußte der Jahwehglaube einschlagen: entweder aufwärts zu den Höhen des Prophetismus oder abwärts in das große babylonisch-syrische Gemenge hinein, das seit den Zeiten der assyrischen Weltherrschaft seine nivellierende Wirkung im ganzen vorderen Asien zu äußern beginnt. So ist es nur natürlich, daß man den Jahweh von Jerusalem in das assyrische Pantheon einordnet und assyrische Kulte in den Tempel Salomos aufnimmt; so geschah es auch, daß man Jahweh jetzt auf die Art zu verehren begann, wie die Nachbarn Judas dem Melech, dem großen Himmelsgotte, dienten: im Thale Tephat am Fuße des Zion errichtete man einen Altar, auf dem geschlachtete Kinder für Jahweh verbrannt wurden.

Und doch hatte Jesaia nicht vergeblich gelebt! Die prophetische Gemeinde der wahren Diener Jahwehs, die er gestiftet hatte, erhielt sich, und wie das in Zeiten der Verfolgung immer geschieht: der neue Glaube gewann um

so sicherer an Kraft und Geschlossenheit, je schwerer der äußere Druck auf ihm lastete. Ganz plötzlich wandte sich das Blatt, und genau hundert Jahre nach dem Untergang Samariens ging hier auf dem Tempelplatze zu Jerusalem vor aller Augen in wunderbarer Weise die Saat der wahren Propheteu Jahwehs seit den Tagen des Amos auf. Dem Manasse war sein Sohn Amon gefolgt; diesen erschlugen nach wenigen Jahren seine Diener, und Josia, sein Sohn, bestieg den Thron als achtjähriger Knabe. Siebzehn Jahre lang stand auch unter ihm alles so, wie es seit Hiskias Tode gestanden hatte, und der junge König samt seinem Volk dienten Jahweh nicht anders, als ihre Väter und Vorväter seit Manasse gethan hatten. Im Stillen aber bereitete sich jetzt der Umsturz vor. Unter der Regentschaft fehlte die Hand von Männern wie Manasse und Amon, die mit Schwert und Stock die prophetische Reformpartei niederhielten; daher konnten diese Kreise sich sammeln und ihren Plan entwerfen. Im achtzehnten Jahre des Königs Josia, erzählt das Königsbuch, da schickte der König den Kanzler Schaphan in den Tempel mit dem Auftrage: Steige hinauf zu Hilkia, dem Priester und versiegle das Geld, das im Tempel eingekommen ist. Man soll es den Werkleuten im Tempel Jahwehs geben, die Schäden auszubessern. Und Hilkia, der Priester, sprach zu Schaphan: Ich habe das Buch der Lehre im Tempel Jahwehs gefunden! Der Kanzler nahm das Buch aus der Hand des Priesters und las es im Tempel. Danach ging er zum König, berichtete ihm und sprach: Deine Knechte haben das Geld ausgeschüttet, das ich im Tempel fand und es den Werkleuten gegeben, die über den Tempel gesetzt sind. Ueberdies aber hat mir der Priester Hilkia ein Buch gegeben. Danach las Schaphan

das Buch, das er bekommen hatte, dem Könige vor. Als aber Josia die Worte des Buches der Lehre gehört hatte, zerriß er entsetzt seine Gewänder und befahl dem Priester Hilkia und dem Kanzler Schaphan und noch andern von den höchsten Beamten des Reiches Folgendes: Gehet hin und fragt Jahweh für mich und für das Volk wegen dieses Buches, das gefunden worden ist, denn groß ist der Grimm Jahwehs, der wider uns entbrannt ist, da unsere Väter nicht gehört haben auf die Worte des Buches, zu thun, was in ihnen geschrieben steht. Da gingen sie zur Prophetin Hulda, dem Weibe des königlichen Kleiderhüters Schallum zu Jerusalem, und befragten sie um den Willen Jahwehs, ob Jahweh alle die Drohungen, die in dem Buch geschrieben standen, wahrmachen würde oder ob es noch ein Mittel gäbe, dem Zorne Jahwehs zu entrinnen.

Was Hulda den Abgesandten des Königs geantwortet hat, steht jetzt nicht mehr zu lesen, aber man kann es aus dem ersehen, was der König that. Er sandte Boten aus und versammelte alle Geschlechtshäupter des Volks samt den Priestern und Propheten auf dem Tempelplatz, befahl ihnen, das von Hilkia aufgefundene Buch vorzulesen und verpflichtete sie alle durch einen feierlichen Eid an der Jahwehsäule vor dem Tempel, die Gesetze Jahwehs, die in dem Buch geschrieben standen, fortan unverbrüchlich zu halten, sie und ihre Kinder für alle Zeit.

Das war die Geburtsstunde der Religion des Gesetzes Moses. Hilkias Buch gab sich als Moses Vermächtnis, das er den Kindern Israel hinterließ, als er von ihnen scheiden mußte. Es ist so wenig von Moses Hand geschrieben, und stammt so wenig aus Moses Zeit, wie irgend ein anderes Stück in den Büchern, die Moses Namen tragen, oder sonst eine Zeile im alten Testament: es ist

ein Werk Hilkias und seiner Freunde. Seit Jesaia war im Kreise der Frommen die neue Lehre durchgedrungen, daß Jahweh der Gott Himmels und der Erde im Tempel zu Jerusalem wohne und über Jerusalem seine Hand halte. Dem entspricht es, wenn wir jetzt der schroffen Forderung begegnen, an allen Jahwehstätten außerhalb Jerusalems solle jeglicher Gottesdienst abgeschafft und statt dessen der ganze Kultus am Altar und Tempel auf Zion in einen Mittelpunkt zusammengezogen werden! Für das Empfinden der Masse war das eine religiöse Vergewaltigung ohne Gleichen, denn sie bedeutete nichts weniger, als daß dem Volke für sein tägliches Leben die Gemeinschaft mit seinem Gotte geraubt wurde. Alle Gottesgemeinschaft bestand im Opfer; ein Opfer aber brachte man ja Gott jedesmal dar, wenn man schlachtete. Indem Jahweh seinen Anteil erhielt und seine Verehrer sich vor ihm zum Mahle niedersetzten, vollzog sich die Kommunion mit Gott in einer greifbaren, sinnlichen Form, und das war es, was die Leute begehrten. Das Buch der Lehre machte kurzen Prozeß mit diesem Glauben und erklärt einfach: Schlachte wo und wieviel du willst und iß Fleisch soviel dich gelüstet; Jahweh erlaubt es dir. Eine Opferschlachtung aber darfst du nur am Altar Jahwehs zu Jerusalem vornehmen und sonst nirgends! Das war die notwendige Konsequenz des jesaianischen Gedankens vom Wohnen Gottes auf dem heiligen Berge. Wenn Jahweh nur den Zion als Wohnsitz erwählt hat — und was sprach deutlicher dafür, als die Verwüstung ganz Judäas, während Jerusalem und der Tempel erhalten blieben! — dann wollte er auch keine Opfer auf den Höhen weit und breit im Lande, sondern nur hier sollten sie gebracht werden,

wo er seine Majestät offenbarte.

Wie aber diese Neuerung aus einer Ueberzeugung Weniger zu einem anerkannten Gemeingut des Volkes machen? Was würden wohl die Bauern und die Bürger der Landstädte sagen, wenn man von der Hauptstadt aus Miene machte, ihnen solcherart mit einem Schlage ihre Altäre, ihren Gottesdienst und ihre Feste zu nehmen? Nur dann konnte man hoffen, die Sache durchzusetzen, wenn es gelang, sie nicht als Neuerung, sondern als Wiederherstellung des Alten auftreten zu lassen. So griff die Prophetenpartei zu dem Mittel, ihr Reformwerk durch den Mund Moses einzuführen. Wahrscheinlich waren sie überzeugt davon, daß Mose der Knecht Jahwehs, nicht anders gedacht habe, als sie und soweit sie etwa nicht dieses Glaubens lebten, ließen sie den Zweck das Mittel heiligen. Den jungen König kannte man. Er muß ein empfängliches Herz und religiösen Sinn gehabt haben, ohne fest gewordene Anschauungen; einem Herrscher vom Schlage Manasses oder Amons hätten Hilkia und Schaphom schwerlich mit dem Buch der Lehre kommen dürfen.

Der Weg zum geistigen Monotheismus hat nun einmal, wie die Dinge lagen, diese merkwürdige Krümmung machen müssen. Das heidnisch-sinnliche Element, der Anteil der Naturreligion am Jahwismus, war nicht anders zu entfernen, als durch das Verbot alles Opferns auf den Höhen im Lande, wo die kanaanitisch gearteten Ausschreitungen nach Art des Baalskultus doch unausrottbar waren. Es hieße aber, das Wesen der Reform in ungerechter Weise verkennen, wenn man die Hauptsache bei ihr auf kultischem Gebiete sucht. Sie hat noch eine zweite Seite: die ethisch-religiöse, und diese stammt unmittelbar aus jenem Prinzip der Prophetie seit

Amos, daß Recht und Gerechtigkeit unter den Menschen der wahre Gottesdienst sei. Man kann nicht kürzer und schlagender das Wesen des Fortschrittes von der kultischen Religion zur Religion des Sittengesetzes kennzeichnen, als dadurch, daß man die beiden verschiedenen Ueberlieferungen über die Gebote, die Jahweh auf die beiden Gesetztafeln des Mose geschrieben haben soll, nebeneinander stellt. Die erste Fassung stammt aus den Anschauungen, welche die vorprophetische Zeit von den Dingen hat, auf die Jahweh den meisten Wert lege; die zweite aus dem Buch der Lehre Hilkias, und sie steht im Deuteronomium. Es heißt hier und dort:

„Du sollst keinen fremden Gott anbeten. Gegossene Götter sollst du dir nicht machen. Das Massothfest sollst du halten. Alle Erstgeburt ist mein. Sechs Tage sollst du arbeiten und am siebenten Tage ruhen. Das Fest der Wochen sollst du halten und das Fest der Lese, wenn das Jahr um ist. Dreimal im Jahre sollen alle deine Männer vor Jahweh, dem Gotte Israels erscheinen. Du sollst nicht mit Saurem das Blut meines Opfers vermischen. Das Fett meines Festes soll nicht zum andern Morgen übrig bleiben. Das Beste der Erstlinge deiner Flur sollst du zum Hause Jahwehs, deines Gottes, bringen. Du sollst das Böcklein nicht in der Milch seiner Mutter kochen."

Dagegen hieß es im Buch der Lehre folgendermaßen: „Ich bin Jahwe, dein Gott; du sollst keinen andern Gott haben neben mir. Du sollst dir keinen Götzen verfertigen, irgend ein Abbild von dem, was droben im Himmel oder unten auf der Erde, oder im Wasser unter der Erde ist. Du sollst den Namen deines Gottes nicht freventlich aus-sprechen. Beobachte den Sabbathtag, daß du ihn heilig haltest. Sei ehrerbietig gegen deinen Vater und gegen

deine Mutter, wie dir Jahweh, dein Gott, befohlen hat, damit du lange lebest und es dir wohl gehe auf dem Boden, den dir Jahweh, dein Gott, zu eigen geben wird. Du sollst nicht morden. Du sollst nicht ehebrechen. Du sollst nicht stehlen. Du sollst gegen deinen Nächsten nicht als falscher Zeuge aussagen. Du sollst nicht Verlangen tragen nach deines Nächsten Weibe, noch sollst du Verlangen haben nach dem Hause deines Nächsten oder nach seinem Felde, seinem Sklaven, seiner Sklavin, seinem Ochsen oder Esel oder irgend etwas, das deinem Nächsten gehört."

Hier also, im Haram auf den Zion, sind die Zehn Gebote verkündet worden, nicht auf dem Sinai. Nicht aus der Zeit Moses stammen sie, sondern aus den Tagen Josias, des Königs von Juda; nicht Gottes Finger hat sie in steinerne Tafeln gegraben, sondern der Priester Hilkia hat sie in das Buch der Lehre geschrieben. Nicht ohne bewußten Gegensatz zu jenem älteren, kultischen Dekalog kann dieser jüngere, ethische, entstanden sein. Er ist ein erster Versuch, die im Geiste des Amos geschaute Offenbarung des Willens Gottes aus dem Zustande prophetischer Verkündigung überzuführen in die Sätze des geltenden Rechts. Nur zu sehr ein Versuch! Was steht denn schließlich in diesen zehn Geboten Gottes? Daß der Israelit keinen Götzendienst treiben, Jahwehs Namen nicht zu verbotenen Beschwörungen mißbrauchen, den Sabbath beobachten und seine Eltern ehren soll! Daß es ihm verboten ist, seinen Volksgenossen zu morden, mit Ehebruch und Diebstahl gegen ihn umzugehen, falsches Zeugnis gegen ihn abzulegen und ihn mit List oder Gewalt um sein Weib, sein Haus oder sein Vieh zu bringen! Das ist alles. Wer erkennt in diesem Spiegel nicht Zug um Zug die Sünden wieder, wegen derer Amos und Hosea, Micha und Jesaia

ihr Volk geißeln? Aber wie kalt, wie dürftig und wie trocken nehmen sich die Gebote neben dem glühenden, machtvollen Schwung der Prophetenrede aus!

Um jenen Felsen mit dem Altar Jahwehs, den heute die Säulenkuppel Abd el-Meliks überdacht, standen die Judäer und Jerusalemiten, die Unterthanen König Josias, und hörten der Vorlesung des Buches zu, in dem die Gebote standen. Für sie war die Schrift berechnet; in dem barbarischen Wust ihrer Vorstellungen von Religion und Sitte sollte mit diesen groben Axthieben die erste Lichtung vorgenommen werden. Ist es wohl glaublich, daß in unsern Schulen und Kirchen noch heutigen Tages die Bergpredigt Jesu als ein Kommentar zu den Sätzen des Priesters Hilkia behandelt wird? Das Gebet des Herrn und Hilkias Dekalog stehen als gleichwertiges Gotteswort in der Christenlehre nebeneinander. Wie wahr ist es doch: Weh dir, daß du ein Enkel bist!

Josias und der Priester und Propheten von Jerusalem Reform ist aber doch ein ewig denkwürdiger Vorgang in der Religionsgeschichte. Noch nie war so wie hier das auf göttlicher Autorität ruhende Sittengesetz zur verpflichtenden Grundlage für das Zusammenleben einer Gemeinschaft von Menschen gemacht worden. Es ist der unlösbare, tief innerliche und wesenhafte Zusammenhang zwischen dem Religiösen und dem Sozialen, den die Propheten entdeckt haben und der nun zum ersten Male den Versuch zeitigt, die Erreichung des religiösen Ideals dadurch zu gewährleisten, daß man die Pflichten gegen Gott und den Nächsten nebeneinanderstellt und sie sowohl in das bürgerliche als auch in das religiöse Recht aufnimmt. Zum ersten Male taucht keimhaft die Idee des Reiches Gottes auf Erden auf!

Wir werden nicht daran denken dürfen, daß es auch nur annähernd gelang, selbst die bescheidenen Ideale Hilkias in Juda Wirklichkeit werden zu lassen. Die alte naturhafte Volksreligion hat ungebrochen weiterbestanden und der Skepticismus wie die Gewalthätigkeit der Mächtigen werden ihre Krallen höchstens zur Zeit etwas eingezogen haben. Dazu kam ein politischer Schlag, so furchtbar, daß darunter all die Voraussetzungen der Männer, die mit der Einführung des neuen Gesetzes Jahweh befriedigt zu haben glaubten, auf einmal zusammenbrachen. Josia stellte sich bei Megiddo dem Pharao Necho von Aegypten entgegen, der mit Heeresmacht an den Euphrat zog, sich sein Teil an der Erbschaft des stürzenden Assyrerreiches zu sichern. Vielleicht gedachte der König von Juda sich von Jahweh eine Bestätigung darüber zu holen, daß er nun zufriedengestellt sei. Necho besiegte ihn aber und nur seine Leiche wurde nach Jerusalem gebracht. Nie war ein solches Unglück dem Volke begegnet, solange Manasse und Amon dem Jahweh der Propheten Hohn gesprochen und ihrem Gotte gedient hatten, wie es *ihnen* recht schien. Wie anders sollte man das verstehen, als daß Jahweh selbst gesprochen hatte: Nicht Josias Gott bin ich, sondern Manasses!

Ein, zwei Jahre waren vergangen. Necho hatte sein Heer fernhin an den Euphrat weggeführt und der erste Schrecken war wieder vergessen. Ueber Juda regierte Jojakim als ein Vasall Aegyptens und aus Jerusalem wie aus dem ganzen Lande strömte das Volk auf den Tempelplatz, dem Jahweh ein Fest zu feiern. Da erging das Wort Jahwehs an den Propheten Jeremia: Tritt auf im Vorhof des Tempels und rede zu den Bewohnern von

allen Städten Judas, die hereingekommen sind, anzubeten, alle die Worte, die ich dir befohlen habe:

Hört das Wort Jahwehs, ihr Judäer alle, die ihr in diese Thore eintretet, um Jahweh anzubeten! So spricht Jahweh Zebaoth, der Gott Israels: Haltet euch an guten Wandel und gute Thaten, so will ich euch an dieser Stätte wohnen lassen! Setzt aber euer Vertrauen nicht auf trügerische Reden: Der Tempel Jahwehs, der Tempel Jahwehs, der Tempel Jahwehs ist das! Nur wenn ihr ernstlich nach dem Rechte fragt beim Streit eines mit dem andern, wenn ihr Fremdlinge, Waisen und Wittwen nicht bedrückt, unschuldiges Blut nicht vergießt an dieser Stätte und fremden Göttern nicht nachwandelt, dann will ich euch an dieser Stätte wohnen lassen von Ewigkeit zu Ewigkeit.

Ihr aber setzt euer Vertrauen auf Trugreden! Wie? Erst stehlen und morden und ehebrechen und falsch schwören, dem Baal räuchern und fremden Göttern nachlaufen — und dann kommt ihr und tretet vor mich hin in diesem Hause und sprecht: Geborgen sind wir? Ist denn in euren Augen dies Haus, das nach meinem Namen genannt ist, zur Räuberhöhle geworden? Geht doch hin an meine Wohnstatt in Silo, wo ich in früheren Tagen meinen Namen wohnen ließ, und seht hin, wie ich mit ihr ob der Bosheit meines Volkes Israel verfahren bin! Nun aber, weil ihr einst gehört habt als ich mit euch redete und nicht geantwortet habt, obschon ich euch rief, so will ich mit diesem Hause thun wie ich mit Silo gethan habe und will euch fortstoßen wie ich eure Brüder aus Ephraim von mir gestoßen habe, und diese Stadt da will ich bei allen Völkern der Erde dem Fluche preisgeben!

So spricht Jahweh Zebaoth, der Gott Israels: Fügt

nur eure Brandopfer zu euren Schlachtopfern und eßt das Fleisch davon! *Nichts habe ich euren Vätern, als ich sie aus Aegypten wegführte gesagt und nichts ihnen geboten über Brandopfer und Schlachtopfer, sondern das habe ich ihnen befohlen: Gehorcht meinen Befehlen, so will ich euer Gott sein und ihr sollt mein Volk sein!*

Als aber die Priester und die Propheten und das ganze Volk den Jeremia so beim Tempel Jahwehs reden hörte, da ergriffen sie ihn mit dem Rufe: *Du mußt sterben!* Weshalb hast du im Namen Jahwes geweissagt! Diesem Tempel soll es ergehen wie dem zu Silo und diese Stadt da soll entvölkert werden? Darüber kamen die königlichen Beamten aus dem Palast auf den Tempelplatz herauf und ließen sich im Thore des Vorhofes zum Gericht nieder; Jeremia aber rechtfertigte sich vor ihnen: Sofern ihr mich tötet, so bringt ihr unschuldiges Blut über euch und diese Stadt, denn Jahweh hat mich in Wahrheit zu euch gesandt, alle diese Worte laut vor euch zu verkünden. Da hörten sie auf ihn und einige sprachen zu dem Volk: hat nicht Micha von Morescheth in den Tagen Hiskias geweissagt: Zion wird zum Feld umgepflügt und der Tempelberg eine Waldhöhe werden? Haben ihn etwa Hiskia, der König von Juda, und ganz Juda getötet? Hat man sich nicht vielmehr vor Jahweh gefürchtet und Jahweh zu begütigen gesucht, sodaß sich Jahweh des Unheils, das vor ihnen angedroht, gereuen ließ?

Es war der letzte Kampf zwischen dem alten und dem neuen Jahweh. Prophet stand gegen Prophet wie zu den Zeiten Ahabs und Elias. Wie, fragte das Volk, sollen wir wissen, zu wem in Wahrheit Gott geredet hat.

Chananja von Gibeon weissagte gegen Jeremia, daß Jahweh das Joch des Volkes zerbrechen würde, und Jeremia entbot ihm dafür von Jahwe den Tod in Jahresfrist. Mit Jeremia hob sich die wahre Prophetie wieder hoch über den Standpunkt Jesaias hinaus, der es nicht hatte fassen wollen, daß Jahweh seinen Wohnsitz preisgeben könnte. Gerade die Rettung Jerusalems vor Sanherib wurde der Stadt jetzt zum Verhängnis. Josias Tod bei Megiddo hatte die Propheten, die immer nur drohten, Umkehr forderten und den Zorn Jahwehs verkündeten, um allen Kredit gebracht. Im Toben des Aufruhrs gegen den König von Babel ward Jeremias Stimme verschlungen; man warf ihn in die große Zisterne unter dem Tempelplatz, und nur ein äthiopischer Sklave rettete ihn. Nebukadnezar umlagerte die Stadt einmal und zum zweiten male. Nur wer hinausgeht und sich den Chaldäern ergiebt, verkündete Jeremia, wird am Leben bleiben, denn Jahweh hat die Stadt und den Tempel verlassen im Zorn über den Ungehorsam des Volks. Auf siebzig Jahre habe Jahweh das Volk ins Exil nach Babel dahingegeben. Je düsterer Jeremias Worte klangen, desto heftiger eiferten die falschen Patrioten und Propheten gegen ihn; sie forderten seinen Tod, weil er das Volk entmutige. Im Juli des Jahres 586 brachen die Chaldäer auf der Nordseite durch eine Bresche in die Stadt. Bis zum letzten Augenblick hatten die Einwohner auf Jahwehs Eingreifen vom Himmel herab gehofft. Nun war es zu Ende. Alle Vornehmen und Grundbesitzer samt den Priestern wurden nach Babel deportiert, wie es den Israeliten durch die Assyrer geschehen war. Im ganzen war Nebukadnezar milde, nur wenige ließ er hinrichten. Der Stadt aber wurde das Urteil gesprochen: sie fiel samt dem Jahwehtempel und der Königsburg so

nur eure Brandopfer zu euren Schlachtopfern und eßt das Fleisch davon! Nichts habe ich euren Vätern, als ich sie aus Aegypten wegführte gesagt und nichts ihnen geboten über Brandopfer und Schlachtopfer, sondern das habe ich ihnen befohlen: Gehorcht meinen Befehlen, so will ich euer Gott sein und ihr sollt mein Volk sein!

Als aber die Priester und die Propheten und das ganze Volk den Jeremia so beim Tempel Jahwehs reden hörte, da ergriffen sie ihn mit dem Rufe: Du mußt sterben! Weshalb hast du im Namen Jahwes geweissagt! Diesem Tempel soll es ergehen wie dem zu Silo und diese Stadt da soll entvölkert werden? Darüber kamen die königlichen Beamten aus dem Palast auf den Tempelplatz herauf und ließen sich im Thore des Vorhofes zum Gericht nieder; Jeremia aber rechtfertigte sich vor ihnen: Sofern ihr mich tötet, so bringt ihr unschuldiges Blut über euch und diese Stadt, denn Jahweh hat mich in Wahrheit zu euch gesandt, alle diese Worte laut vor euch zu verkünden. Da hörten sie auf ihn und einige sprachen zu dem Volk: hat nicht Micha von Moreschcheth in den Tagen Hiskias geweissagt: Zion wird zum Feld umgepflügt und der Tempelberg eine Waldhöhe werden? Haben ihn etwa Hiskia, der König von Juda, und ganz Juda getötet? Hat man sich nicht vielmehr vor Jahweh gefürchtet und Jahweh zu begütigen gesucht, sodaß sich Jahweh des Unheils, das vor ihnen angedroht, gereuen ließ?

Es war der letzte Kampf zwischen dem alten und dem neuen Jahweh. Prophet stand gegen Prophet wie zu den Zeiten Ahabs und Elias. Wie, fragte das Volk, sollen wir wissen, zu wem in Wahrheit Gott geredet hat.

Chananja von Gibeon weissagte gegen Jeremia, daß Jahweh das Joch des Volkes zerbrechen würde, und Jeremia entbot ihm dafür von Jahwe den Tod in Jahresfrist. Mit Jeremia hob sich die wahre Prophetie wieder hoch über den Standpunkt Jesaias hinaus, der es nicht hatte fassen wollen, daß Jahweh seinen Wohnsitz preisgeben könnte. Gerade die Rettung Jerusalems vor Sanherib wurde der Stadt jetzt zum Verhängnis. Josias Tod bei Megiddo hatte die Propheten, die immer nur drohten, Umkehr forderten und den Zorn Jahwehs verkündeten, um allen Kredit gebracht. Im Toben des Aufruhrs gegen den König von Babel ward Jeremias Stimme verschlungen; man warf ihn in die große Zisterne unter dem Tempelplatz, und nur ein äthiopischer Sklave rettete ihn. Nebukadnezar umlagerte die Stadt einmal und zum zweiten male. Nur wer hinausgeht und sich den Chaldäern ergiebt, verkündete Jeremia, wird am Leben bleiben, denn Jahweh hat die Stadt und den Tempel verlassen im Zorn über den Ungehorsam des Volks. Auf siebzig Jahre habe Jahweh das Volk ins Exil nach Babel dahingegeben. Je düsterer Jeremias Worte klangen, desto heftiger eiferten die falschen Patrioten und Propheten gegen ihn; sie forderten seinen Tod, weil er das Volk entmutige. Im Juli des Jahres 586 brachen die Chaldäer auf der Nordseite durch eine Bresche in die Stadt. Bis zum letzten Augenblick hatten die Einwohner auf Jahwehs Eingreifen vom Himmel herab gehofft. Nun war es zu Ende. Alle Vornehmen und Grundbesitzer samt den Priestern wurden nach Babel deportiert, wie es den Israeliten durch die Assyrer geschehen war. Im ganzen war Nebukadnezar milde, nur wenige ließ er hinrichten. Der Stadt aber wurde das Urteil gesprochen: sie fiel samt dem Jahwehtempel und der Königsburg so

vollständiger Zerstörung anheim, daß nur Trümmerhaufen ihre Stelle bezeichneten. Jeremia wurde von einer Schar flüchtender Juden mit nach Aegypten geschleppt. Dort machte er ihnen Vorwürfe, daß sie immer noch in ihrem Götzendienste fortfahren und der Himmelskönigin opferten. Hätten wir ihr nur, antworteten sie ihm, fleißiger geopfert, solange Jerusalem noch stand — es wäre uns besser ergangen, als uns jetzt geschieht! Das ist der Schluß, den die eine Hälfte des Volkes aus dem Fall des Tempels auf dem Zion zieht. Die andere saß in der Fremde und weinte an den Wassern von Babel. Sie blieb bei Jahweh, indem sie sich zu dem Glauben aufschwang, daß ihr Gott sie züchtige, weil er es gut mit ihnen meinte, sie gedachten an Jerusalem und hofften auf eine Rückkehr:

An den Strömen Babels, da saßen wir und weinten, wenn wir Zions gedachten.
An den Weiden, die dort waren, hingen wir unsere Zithern auf.
Denn dort begehrten, die uns gefangen geführt, Lieder von uns und unsere Peiniger Fröhlichkeit.
Wie könnten wir die Jahwehlieder singen auf dem Boden der Fremde!
Wenn ich deiner vergesse, Jerusalem, so schrumpfe meine Rechte ein.
Es klebe meine Zunge an meinem Gaumen, wenn ich deiner nicht gedenke.
Gedenke, Jahweh, den Edomitern den Tag Jerusalems, die da riefen: Nieder, nieder bis auf den Grund mit ihr!
Tochter Babel du, Verwüsterin, wohl dem, der dir vergilt, was du uns angethan!
Wohl dem, der deine kleinen Kinder packt und an den Felsen schmettert.

Einundfünfzig Jahre nach der Verbrennung Jerusalems durch Nebukadnezar und der Zerstörung von Tempel und Altar lagerte die Schar der Zurückgekehrten wieder auf den Trümmern der Stadt, und die Opferstätte Jahwehs

auf dem heiligen Felsen wurde wieder aufgebaut. Das Haus Gottes selbst blieb noch lange in seinem Schutte liegen, bis man endlich dazu schritt, es neu zu errichten. Eine Weile flog die Erwartung hoch; Propheten und Volk träumten von dem baldigen Auftreten eines königlichen Messias aus Davids Geschlecht. Er kam nicht, und die Verhältnisse in der Gemeinde der Heimgekehrten gestalteten sich stets ärmlicher und trauriger. Mit welchen Hoffnungen waren sie aus Babel ausgezogen! Welch ein glänzendes Zukunftsbild des neuen, von Gott begnadigten und Gott wohlgefälligen Israel hatte ihnen vorgeschwebt! Alles, alles würde sich nun wenden — als ein heiliges Volk im heiligen Lande gedachten sie fortan zu leben, ohne Tadel vor Jahweh. Und ich will euch sammeln aus den Völkern und zu Hauf bringen aus allen Ländern, wohin ihr verstreut worden seid, und ich will euch geben das Land Israel. Und sie sollen dorthin kommen und wegthun aus ihm alle seine Scheusäler und alle seine Greuel, und ich will ihnen ein neues Herz und einen neuen Geist geben in ihr Inneres und entfernen das steinerne Herz aus ihrer Brust und ihnen ein fleischernes Herz geben, auf daß sie in meinen Satzungen gehen und meine Rechte hüten und sie thun. So schildert Ezechiel den Zustand des Volkes nach der Rückkehr, die Jahweh ihm gewähren würde. Statt dessen fehlte nicht viel daran, daß die Gemeinde der Zurückgekehrten im Laufe der nächsten Generationen zu Grunde ging und sich sang- und klanglos mit den im Lande Zurückgebliebenen und während der Fremdherrschaft noch weiter herabgekommenen Volksgenossen, ja sogar mit den fremden Umwohnern, vermischte. So wenig Aufhebens machten um jene Zeit die Nachbarn von der kleinen Kolonie der Zurückgewanderten, daß Herodot, als er des

Weges kam, nicht einmal ein Wort von ihnen gehört hat.

Erst mit Esra und Nehemia, in der zweiten Hälfte des fünften Jahrhunderts, kommt die wirkliche Entscheidung über Sein oder Nichtsein für Israel. Die Ausscheidung der Fremden und des Fremden gelingt; das Judentum konstituiert sich als heilige Gemeinde Jahwehs. Jahwehs Altar und der Tempel sind jetzt wirklich der unbestrittene Mittelpunkt des Kultus, die Religion der starrste Monotheismus. Jetzt werden die Schriften der Propheten gesammelt, die Gräber der Männer gebaut und geschmückt, die das alte Israel geschlagen und verfolgt hatte. Freilich waren die Nachkommen immer noch nicht so sehr viel besser als die Vorfahren. Nicht das war im neuen Israel verwirklicht, was die Propheten im alten gepredigt hatten, und die Lehre, daß Barmherzigkeit besser sei als Opfer, fand nach dem Exil die Herzen nicht offener als vorher. Aus der ganzen furchtbaren Lehrzeit vom Untergang Samariens bis zur Rückkehr aus Babel, zweihundert Jahre lang, hatten sie am letzten Ende doch nichts weiter begriffen, als daß sie Jahweh beleidigt hatten, indem sie, sein auserwähltes Volk und sein Erbe, sich mit fremden Kulten nach der Weise der Völker abgaben, die Jahweh nicht erwählt hatte. Nun nahmen sie sich vor, rein zu bleiben von allem Fremden, aber sie suchten die Reinheit in dem, was in den Menschen hineingeht, nicht darin, was von ihm ausgeht. Die ganze Reform nach dem Exil ist kultisch. Man wollte sich durch strenge Schranken im äußeren Beiwerk des Gottesdienstes von allem Nichtjüdischen abgesondert erhalten, und es gelang auch, aber um teuren Preis. Von den religiösen Errungenschaften der prophetischen Zeit war nur eine einzige zum wirklichen Besitztum der Volksreligion geworden: daß Jahweh allein Gott ist,

der Schöpfer und Regierer der Welt. Das war etwas Großes, aber es machte allein die Religion noch lange nicht zu dem was sie sein sollte.

Jeder Gedanke, ja jedes Abbild und jeder Schatten eines Gedankens daran, daß kultische Handlungen von Einfluß auf die Beziehungen zwischen Gott und Mensch sein könnten, ist nichts Anderes als das nackte, bare Heidentum. Die Grundvoraussetzung des ganzen israelitischen Kultuslebens ist in der nachexilischen Epoche immer noch derselbe heidnische Begriff, der Heiligkeit wie vorher. Kleider, Schuhe, Werkzeuge, Speisen, Gebäude, Bücher können auf der Erkenntnisstufe einer wahrhaft geistigen Religion niemals heilig sein, und es ist Unfug, wenn unter Christen von heiligen Geräten oder Orten die Rede ist. Dem semitischen Heidentum aber ist dieser äußere, dingliche Heiligkeitsbegriff ureigen; Gott verlangt es hier als sein Recht, daß die Menschen sich und alle Dinge, die zum Kultus gehören, kultisch heiligen. Diese Heiligung ist aber eine rein äußerliche Sache und hat mit der Herzensbeschaffenheit derer, die sich Gott nahen, nichts zu thun. Das Salböl und das Räucherwerk für den Gottesdienst pflegten aus verschiedenen Stoffen nach bestimmtem Verhältnis der Bestandteile zubereitet zu werden, und weil sie im Tempel vor Gott gebraucht wurden, so waren sie heilig. Daher durfte es auf keines Menschen Leib gegossen werden, noch in gleichen Mischungsverhältnissen für jemand anderes als für Jahweh zubereitet werden. Desgleichen hieß es von dem Räucherwerk: Es ist Jahweh geheiligt und sollte jemand seinesgleichen bereiten, um sich selbst an seinem Geruch zu ergötzen, so soll er hinweggetilgt werden aus seinen Volksgenossen! Für die Priester stand ein kupfernes Waschbecken vor dem Tempel; darin

mußten sie sich jedes Mal Hände und Füße durch Waschen heiligen, bevor sie hineingingen — wo nicht, so drohte ihnen der Tod von Jahweh wegen der Mißachtung seiner Heiligkeit.

Solcher Sinn ist bei den Worten, mit denen im Gesetz den Israeliten fort und fort eingeschärft wird, sie sollten ein heiliges Volk sein. All dies Waschen und Räuchern und Salben und Heiligen galt als geoffenbarter Wille Gottes, und die Erfüllung dieser Gebote war zur Befriedigung Gottes nötig. Das war die eine große und starke Wurzel, die sich bis auf die Tage Jesu aus dem Judentum ins Heidentum zurückerstreckte. Im tiefsten Grunde, so schien es, hatte alle Kritik der Propheten am Kultus doch nichts genützt. Der ganze Tempeldienst war seinem innersten Wesen nach heidnisches Erbe. Hier half kein Reformieren; die Sache selbst mußte mit der Wurzel ausgeschnitten und ausgebrannt werden. Gerade dadurch, daß man die Erkenntnis von der Erhabenheit und Ueberweltlichkeit Gottes in immer schrankenloseren Prädikaten zum Ausdruck brachte, mußte sich die alte Heiligkeitsvorstellung in der Praxis des Gottesdienstes als um so fratzenhafter werdendes Zerrbild offenbaren. Der Gott, auf dessen Wink die Welt ward und alles, was darinnen ist, hat Verordnungen darüber getroffen, was für Troddeln an den Rücken der Priester hängen sollten, damit ihr Dienst ihm wohlgefällig sei!

Ein zweiter starker heidnischer Rückstand erhielt sich in dem schon von Amos überwundenen Glauben, daß der Gott der Welt und der Weltgeschichte noch im besonderen der Gott des jüdischen Volkes sei. Der Begriff der Volksreligion ist an sich ein heidnischer; das Heidentum ist endgültig erst an dem Punkte überschritten, wo die Volksreli-

gion Weltreligion wird. Darum ist auch der Buddhismus kein Heidentum. Der Gedanke, daß Gott alle Völker der Welt in Bewegung setzt, um seine Ziele speziell mit den Juden zu erreichen, enthält keinen geringeren inneren Widerspruch, als die Zusammenkoppelung des geistigen Monotheismus mit einem religiösen Ceremonialgesetz.

Trotzdem daß auf diese Weise scheinbar so wenig von dem religiösen Gut des Prophetismus durchgedrungen ist, sind die Propheten es doch gewesen, die die Religion gerettet haben. Selbst wenn nach dem furchtbaren Zusammenbruch des alten Israel vor Assur und Babel nichts mehr sich in die nachprophetische Zeit hinüberrettete, als das Bewußtsein: das alles hat Gott dem Volke wegen seiner Sünden durch die Propheten vorher verkündigen lassen, und darum müssen wir glauben, daß nichts Anderes geschehen ist, als Gottes eigener Wille — so war es genug! So beschränkt die Vorstellung vom Weltengott als jüdischem Volksgott auch ist, so notwendig war diese widerspruchsvolle Synthese als eine Durchgangsstufe zu Höherem. Auch die Verwechslung zwischen dem Gotteswillen und dem Ritus war insofern eine Notwendigkeit, als das jüdische Volkstum, auf dem doch nun einmal die Zukunft der Weltreligion beruhte, in den Jahrhunderten nach dem Exil noch ein viel zu gebrechlicher und widerstandsunfähiger Körper war, als daß es sich ohne den starren Knochenpanzer des alles Nichtjüdische als „unheilig“ ausschließenden Ceremonialgesetzes bis auf bessere Zeiten hätte erhalten können.

Von welcher Seite aber man den Stand der jüdischen Religion in der Zeit zwischen dem Exil und dem Auftreten Jesu auch betrachten mag — überall bietet sie

das Bild starker und unausgleichbarer innerer Widersprüche. Die prophetischen Gedanken haben die alte, zwar barbarische, aber in sich einheitliche und geschlossene Volksreligion gesprengt. Das Meiste vom Prophetismus ward dann unter dem Schutt des zusammenbrechenden altisraelitischen Volkstums begraben; nur das, was für die Stimmung der Zeit die Hauptsache davon war, wurde in die religiöse und nationale Neugründung der jüdischen Gemeinde nach dem Exil herübergenommen: damit aber war dem Judentum ein Keim eingeimpft, dessen Weiterleben früher oder später den verschärften Wiederausbruch der alten Krisis, des Kampfes zwischen dem ethischen Gottesglauben und der Ritualreligion, herbeiführen mußte. Rein geschichtlich betrachtet, mußte die innere Entwicklung der Dinge seit dem Wiederaufbau des Tempels und der endgiltigen Rettung des Judentums durch Esra und Nehemia an zwei Punkten zu einer Katastrophe der jüdischen Religiosität führen: erstens in der Frage nach dem Verhältnis der Gnade Gottes zum Kultus; zweitens über dem Problem: Volksreligion — Weltreligion.

An diesen beiden Stellen setzt das Christentum ein, zunächst an der ersten, in kürzester Frist aber auch schon an der zweiten. Allerdings sind es von Amos achthundert und von Jeremias sechshundert Jahre bis auf Jesus. So langsam vollziehen sich die großen Entwicklungsprozesse in der Geschichte! Ihre Langsamkeit ändert aber nichts an ihrer Folgerichtigkeit. Noch heute kann weitaus der größte Teil der Christenheit bei Amos in Betreff der Bedeutung von Kultushandlungen für den Gottesdienst in die Schule gehen. Nach der Zusammenpfropfung der heidnisch-rituellen und heidnisch-nationalen Elemente des israelitischen

Gottesglaubens mit dem prophetischen Edelreis des geistigen Monotheismus konnte nichts weiter mehr kommen, als entweder die Ausrottung des Judentums — oder das Evangelium.

Unter Antiochus Epiphanes ging es zum letzten Mal um Sein oder Nichtsein für die Juden und ihre Religion. Auf dem heiligen Felsen wurde ein Altar des Zeus errichtet und Schweine wurden darauf geopfert. Der Befehl des Griechenkönigs lautete ohne Umschweife auf Abschaffung des Gesetzes, das Esra und Nehemia aufgerichtet hatten. Im übrigen brachte das Edikt nicht den Untergang, sondern die Rettung der Religion: viel gefährlicher als die syrischen Folterwerkzeuge war dem Judentum schon lange die Zersetzung von innen heraus durch den eindringenden Hellenismus. Die offene Verfolgung entfachte erst wieder das Feuer des alten religiösen Nationalismus, der sonst still ausgebrannt wäre, zur hellen und um sich fressenden Flamme. Nach achtundzwanzigjährigen, wechselvollen Kämpfen zog der dritte der makkabäischen Brüder, Simon, als Sieger in die alte Davidsburg unterhalb des Tempels ein. Ein Jahr später errichtete er jene berühmte Säule auf dem Zion, deren Inschrift mit den stolzen Worten begann: Im dritten Jahr des Hohenpriesters Simon — kein Zwingherr war da über das Volk Gottes! Der Altar Jahwehs wurde neu gebaut; von neuem floß das Blut der Rinder und der Böcke in Strömen und bergehoch türmte sich die Asche der verbrannten Tiere dem Gott zu Gefallen, der schon vor so vielen Jahrhunderten von keinen andern Opfern hatte wissen wollen, als dem einfältigen Thun und Trachten gerechter und demütiger Herzen. Noch immer war die Form nicht reif, zerbrochen zu werden; doch die Fülle der Zeiten nahte. Schon zuckte

in der danielischen Weissagung vom fünften Weltreich im Bilde des Menschensohnes der erste Strahl des heraufziehenden Wetters weithin über alles jüdische Land. Die alte Messiashoffnung wachte auf und verdichtete sich zum Glauben an den bevorstehenden Anbruch des Gottesreichs. Dann sollte dieser Felsen, der den Altar Gottes trug, der einzige Wallfahrtsort werden für alle Völker und die Reichtümer der Erde würden sich um ihn häufen als den heiligen Mittelpunkt der Welt!

Die jüdische Sage erzählt, daß auf dem Felsen der unaussprechliche Name Gottes geschrieben stand, dessen Kenntnis Macht über alle Kräfte der Natur verlieh; Jesus habe ihn gelesen und in seiner Kraft die Wunder gethan, die von ihm berichtet sind. In einer Höhle unter dem Fels soll Jeremias auch die Bundeslade verborgen haben, als der Tempel Salomos verbrannte. Auch hier haben die Muhammedaner den Faden ihres jüdischen Erbgutes weiter gesponnen, wenn sie glauben, daß am jüngsten Tage die Kaaba von Mekka in den Haram von Jerusalem wandern und sich unter die Kuppel neben den Felsen setzen werde.

Noch ist die Geschichte dieses Heiligtums nicht zu Ende. Wohl sind die Tage gezählt, da noch der Halbmond auf der morschen Kuppel des Ommaijadenbaues sitzt — aber was wird dann kommen, wenn sein fahles Licht über Jerusalem verlischt? Wir Christen haben kein Interesse an dem düsteren Platz und seinem Heiligtum. Die Geschichte unserer Religion führt hier auf ihrer orientalischen Vorstufe ohnehin durch Tiefen, in denen es dem Abendländer nie heimisch sein kann und die ihm nur das Licht der Forschung erhellt, bis er sie glücklich durchschritten hat und in das Licht der Zeitenfülle und Menschheitsreligion emportaucht.

7.

Josaphat

Wir reiten gegen Abend durch das Jafathor aus Jerusalem. Bab el-Chalil nennen die Eingeborenen diese Pforte, weil hier die Straße von Hebron mündet, der Stadt, die auf arabisch „Freund“ genannt wird, nach Abraham, dem Freunde Gottes. Um der Verteidigung willen ist der innere Thorweg im Winkel angelegt; daher können Wagen nicht hindurchfahren und für den Einzug des deutschen Kaiserpaares wird eben ein Stück der Stadtmauer daneben niedergelegt. Beim Jafathor beginnt das Wadi el-Mes, das obere Hinnomthal. Wir folgen der Bethlehemstraße; links über uns jenseits des Grabens erhebt sich der alte Herodesturm Hippikus — mit seinem östlichen Nachbarn Phasael der letzte Ueberrest der antiken Befestigung Jerusalems. Titus soll die beiden Steinmassen stehen gelassen haben, um der Nachwelt noch zu zeigen, wie fest die Stadt war, die das römische Heer erobert hatte. Einige hundert Schritt weiter nach südwärts biegt die heutige Umfassungsmauer Jerusalems nach Osten um. Dadurch bleibt das ganze südliche Drittel des Rückens zwischen dem Kidron- und dem Hinnomthal außerhalb der Befestigung. Die alte Stadt erstreckte sich viel weiter nach Süden bis un-

mittelbar an den Rand des Plateaus; die beiden Thäler waren ihre natürlichen Gräben. Uebrigens ist der Mauerumfang Jerusalems schon bei dem Wiederaufbau der Stadt als Aelia Capitolina unter Kaiser Hadrian so vermindert worden.

Bald biegt der Weg nach Hebron und Bethlehem rechtwinklig nach Osten ab, um auf einem breiten steinernen Damm das Hinnomthal zu überschreiten. Dieser Damm war dazu bestimmt, das winterliche Regenwasser im oberen Teil des Thales festzuhalten; er bildet die südliche Mauer eines großen rechteckigen Bassins, das der Sultansteich heißt, nach Soliman dem Prächtigen, der die Anlage zum letzten Male wiederherstellen ließ. Das Becken stammt aus dem hohen Altertum und hat damals den steinigen Boden des Thales Hinnom bewässern sollen; jetzt ist kein Wasser mehr darin, obwohl es eine kleine Mühe wäre, es wieder in Stand zu setzen und eine Reihe blühender Gärten unterhalb des Dammes zu schaffen. Die Anlage des Sultansteiches ist darum interessant, weil sein jetziger Zustand zeigt, daß an dieser Seite verhältnismäßig nur wenig Schutt auf den Boden des Thales herabgefallen sein kann; sonst wäre das Ganze lange bis an den Rand zugeschüttet.

Unser Weg führt auf dem Boden des Hinnomthales weiter. Hier lag oben auf dem Plateau die Südwestecke der alten Ummauerung; man hat auch einige Fundamente des Mauerlaufs dort gefunden. Nun beginnt die Region des Schuttes. Das alte Jerusalem liegt buchstäblich auf dem Grunde der Thalschluchten, die im Süden und Osten sein einstiges Weichbild umgeben. Viele Trümmer sind natürlich auch oben liegen geblieben, und die Dicke der Schuttlage, auf der die heutige Stadt steht, schwankt je

nach der Oertlichkeit von einfacher bis zu fünffacher Manneshöhe: der Boden der Thäler aber ist stellenweise bis gegen dreißig Meter durch die hinuntergestürzten Steinmassen erhöht worden!

Das untere Ende des Thals Ben Hinnom war zur Zeit Manasses die Kultstätte des Jahweh-Melech, wo nach phönikisch-kanaanitischem Brauch dem Gotte Israels Kinder verbrannt wurden, nachdem sie vorher geschlachtet worden waren. Daß diese Sitte in den Tagen des ausgehenden judäischen Königtums geübt worden ist, kann keinem Zweifel unterliegen. Vielleicht ist die Erzählung von Abraham und Isaak auf Morija gerade durch den Protest der prophetischen Richtung gegen das Kinderopfer veranlaßt und soll zum Ausdruck bringen, daß Jahweh diese schreckliche Art von Verehrung nicht begehre. Ahas wie Manasse haben aber selber jeder einen Sohn im Tophet, der Brandstätte im Hinnomthal, geopfert und Ezechiel bezeugt mit klaren Worten, daß der Jahwehdienst wirklich in diese Verirrung verfallen war. Es wird wohl auf jene Zeit zurückgehen, wenn die Stelle an der Vereinigung des Kidron- und Hinnomthales heute noch das Feuerthal heißt. Gehinnom und Gehenna ist nach der Erinnerung an jene furchtbaren Opferfeuer bis heute bei Juden und Muhammedanern der Name der Hölle; ja ursprünglich, als die Vorstellung von einem Strafort der Verdammten aufkam, dachte man sich dieses Thal selbst als den Ort der Feuerpein für die Sünder.

Wir ritten weiter an der linken Thalwand entlang bis dahin, wo die Süd- und die Ostschlucht, die Jerusalem umgeben, im rechten Winkel zusammenstoßen. Gerade gegenüber auf der Südseite des Wadi erhebt sich eine hohe und steile Bergkuppe, Dschebel abu Tor genannt, auch

Gräber- oder Blutackerberg, nach der Sage, die hier das Feld sucht, welches Judas um den Preis seines Verrats erstand. Die Araber erzählen, daß Leichen, die hier begraben werden, schneller als anderswo verwesen. Der ganze Abhang ist eine Nekropole mit zahlreichen und weitverzweigten, in den Fels gehauenen Grabanlagen. Viele der Kammern sind zugänglich; in manchen haben während der christlichen Zeit Einsiedler gehaust. Die linke Seite des Thales, an der unser Weg entlang führte, muß im Altertum sehr viel steiler gewesen sein. Auf ihrer Höhe stieg die mächtige Südmauer von Jerusalem empor, die gegen den Schluß ihres Laufes das breite und tiefe Thal Tyropoeon übersetzte. Auch diese Senkung, die einst die beiden Hauptteile Jerusalems von einander schied, ist jetzt durch den Schutt so unkenntlich geworden, daß man ihre letzte Spur nur noch gewahr wird, wenn man von der Höhe eines Turmes herab das Bodenrelief der Stadt überblickt.

Kurz hinter der Vereinigung der Thäler, schon ein wenig aufwärts am Abhang des Kidronthals, liegt der einstige Siloahteich, der früher sein Wasser durch einen langen Felsentunnel von einer weiter nordwärts gelegenen Quelle erhielt. Diese Quelle ist der alte Gichon, ein intermittierender Sprudel, der sein Wasser stoßweise ein bis fünf Mal des Tages tief aus dem Innern des Felsbodens heraufsendet. Ebenso oft strömte es dann durch jene künstliche Röhre mit plötzlichem Schwall in den Siloahteich, vielleicht durch einen auf dem Boden des Bassins angebrachten Ausfluß. Auf diese Anlage wird wohl die Erzählung vom Bethesdateich zurückgehen, in dem zu Zeiten ein Engel das Wasser aufrührte, sodaß es für den Augenblick heilkräftig war. Jetzt sickert in das zerstörte Becken

nur noch spärliche Feuchtigkeit, die einen eigentümlich salzigen Geschmack aufweist. Auf dem Boden des einstigen Teiches arbeiteten Leute vom Dorf Siloah in ihren Krautgärten. Mauerwerk aus dem Altertum war keines zu sehen; die massenhaften, aber schon fast unkenntlich gewordenen Trümmerhaufen um das Bassin herum scheinen aus dem Mittelalter und aus neuerer Zeit zu stammen. Vom Siloahteich den steilen Weg nach Norden zur heutigen Haram-Mauer hinaufreitend, hat man einen besonders deutlichen Eindruck von der unbeschreiblichen Menge alten Schuttes, der auf diesem südlichen Teile des Plateaus von Alt-Jerusalem liegt. Hier hat die Jebusiterfestung Zion gestanden, die David eroberte und nach seinem Namen benannte; hier muß auch in Wirklichkeit sein Grab gesucht werden, nicht auf dem fälschlich Zion genannten Westhügel bei Nebi Daud, wohin die Muhammedaner es verlegen.

Die Dunkelheit begann sich zu nähern, und wir lenkten die Tiere von der Höhe unter der Mauer wieder zurück ins Thal Kidron.

Ein kühler Lufthauch blies die lange Schlucht herunter. Wir ritten an der Quelle am Fuß des alten Zionberges vorbei, dem einstigen Gichon. Hier wurde Salomo auf Befehl Davids an demselben Tage mit der Königswürde bekleidet, da Adonja eine Viertelstunde weiter thalabwärts sein Opferfest und Königsmahl feierte. Als die Kunde von Salomos Erhebung zu den an der Rogelquelle Schmausenden hinabgelangte, verließen den Adonja alle seine Anhänger und der enttäuschte Prinz flüchtete auf den Zion, um die Hörner des Altars zu fassen, der dort oben vor dem Zelt der Lade Jahwehs stand. Da mußte ihn Salomo wohl oder übel leben lassen, bis sich eine geeignetere Gelegenheit bot, ihn umzubringen. Heute wissen die Leute

vom Gihon nichts weiter zu erzählen, als eine alberne Legende, wonach Maria hier die Windeln des Jesuskindes gewaschen haben soll.

Gleich hinter der Quelle steigt der Weg an der Thalwand empor bis hart unter die Südostecke des Haram. Hier haben Nachgrabungen gezeigt, daß man erst durch fünfunddreißig Meter Schutt hindurch bis auf den ursprünglichen Felsboden gelangt. Die Trümmer des alten Jerusalem liegen hier also in Wirklichkeit turmhoch. Ungeheure Fundamente tragen in der Tiefe die Mauer des Tempelplatzes, von der hier ebensoviel unter der Oberfläche des Bodens steckt, wie darüber hervorragt. Was heute über der Erde zu sehen ist, stammt aus dem Mittelalter; die letzte durchgreifende Renovierung der ganzen Ringmauer von Jerusalem soll im 16. Jahrhundert unter Sultan Soliman geschehen sein.

Bald hinter der Ecke des Haram gewahrt man, ein Stück unterhalb des Zinnenkranzes, der die Mauer krönt, das runde Ende eines hineinverbauten Säulenstumpfes wagerecht aus der Wand hervorragen. Die lange steinerne Trommel reicht quer durch die ganze Dicke der Mauer; über dem anderen Ende, das auf der Innenseite des Haramplatzes zu sehen ist, steht eine kleine muslimische Kapelle. Von dieser Säule wissen die Muhammedaner eine bedeutsame Geschichte zu erzählen. Wenn die Posaune des jüngsten Gerichts ertönt und die Toten auferstehen, dann, heißt es, würden sie sich allesamt im Kidronthal zwischen dem Oelberg und dem Berg des Heiligtums versammeln, und die beiden Berge würden auseinanderrücken, um der Menge der Herbeikommenden Platz zu machen. Dann setzen sich Muhammed und Jesus jeder auf einen der beiden gegenüberliegenden Gipfel zum Weltgericht nieder.

Um das Ende der eingemauerten Säule wird ein Seil geschlungen und über die Schlucht hinübergespannt, das andere Ende wird oben auf dem Oelberg befestigt. Jeder Mensch muß zum Erweis, ob er im Leben Gottesfurcht geübt hat, über das Seil gehen. Die Frommen können es, denn Engel stützen sie; die Gottlosen stürzen beim Versuch und fallen in den unten geöffneten Schlund der Hölle.

Die Legende von der Frömmigkeitsprobe stammt aus der masdajasnischen Religion: Das Seil über dem Kidronthal ist die Brücke Tschinvat aus dem Avesta, über die alle Diener Ahuramasdas am jüngsten Tage gefahrlos hinübergelangen, während die Ahrimansgenossen in den Abgrund stürzten. Anders steht es mit dem Glauben, daß hier der Ort des Weltgerichts ist; er ist jüdisch. Im Buch des Propheten Joel steht jene berühmte Stelle vom Weltgericht zu lesen: Siehe, in den Tagen, wenn ich die Gefangenschaft Judas und Jerusalems wenden werde, will ich alle Völker zusammenbringen und will sie in das Thal Josaphat hinabführen, und will dort über sie Gericht halten wegen meines Volkes und meines Erbteils Israel, weil sie es unter die Völker zerstreut und sich in mein Land geteilt haben. Dieser Name Josaphat bedeutet „Jahweh richtet“ und soll gar keine bestimmte Oertlichkeit, sondern ganz allgemein die Stätte des Gerichts bezeichnen. Schon in vorchristlicher Zeit aber wurde wie die Hölle im Gehinnom so auch der Ort des Weltgerichts im Kidronthale festgesetzt und auf dieses der Name Josaphat übertragen. Von den Juden gelangte der Glaube wie so viele andere legendarische Stücke ähnlicher Natur zu den Muhammedanern. Schon Muhammed selbst hat

außer einer Masse alttestamentlichen Stoffes eine große Menge derartiger spätjüdischer Ueberlieferung in den Koran aufgenommen, und auch nach seiner Zeit ist noch manches dazu gekommen.

Beide Wände des Thales, namentlich der östliche Abhang, sind mit zahllosen Grabsteinen bedeckt. Auf der Seite des Tempelberges begraben die Muhammedaner ihre Toten, gegenüber am Oelberge die Juden, damit sie im Augenblick der Auferstehung beim ersten Posaunenstoß zur Stelle sein können. Von weit her werden die Leichname gebracht, um oft erst viele Jahre nach dem Tode hier in einem kleinen, in den Fels gehauenen, Troggrabe beigesetzt zu werden. Da die Sitte sehr alt ist, so kommt es häufig vor, daß Grabhöhlungen, deren Inhalt zerfallen und deren Denkstein zerbrochen oder verwittert ist, zum zweiten und öfteren Male benutzt werden. Die muhammedanischen Gräber drängen sich hart unter der hohen Mauer des Haram zu beiden Seiten des seit Alters zugemauerten goldenen Thores in dichter Masse zusammen. Hart an ihnen vorüber zwischen den bleichen Leichensteinen führte unser Weg. Drüben auf der andern Seite des Thales waren die jüdischen Begräbnisplätze nur noch undeutlich zu erkennen. Die Menge der niedrigen, weißlichen Grabmäler bedeckte die Thalwand so, daß es in der Dämmerung aussah, als sei ein heller Stoff dort weithin über den Erdboden ausgeschüttet. Im Weiterreiten durch das dunkle Kidronthal wirkten diese Gräbermassen mit eigentümlicher Gewalt auf die Vorstellungskraft ein, und ich empfand ihren Anblick als ein merkwürdiges und lebhaftes Zeugnis für jene Wendung in der jüdischen Religionsgeschichte, als deren verkörperter Ausdruck eben die Gräber dieses Thales

erscheinen: das Aufkommen des Auferstehungsglaubens.

Dem alten Testamente ist die Vorstellung, daß die Toten dereinst auferstehen würden, überhaupt die Idee der menschlichen Unsterblichkeit, bis auf wenige Spuren in den jüngsten Büchern des Kanons fremd. Noch zur Zeit Jesu war die Frage nach der Auferstehung selbst auf dem Boden jüdischer Schriftgelehrsamkeit ein strittiges Problem. Die Pharisäer behaupteten die Auferstehung, die Sadducäer leugneten sie, aber dabei stand es keineswegs so, daß die Einen Hüter des alten Glaubens, die Andern liberale Skeptiker gewesen wären; vielmehr war die pharisäische These unfraglich die religiöse Neuerung.

Geschichtlich angesehen ist der Auferstehungsglaube ein Produkt der jüdischen Zukunftshoffnungen und der inneren Fortentwicklung des religiösen Bewußtseins. Das alte Israel besaß keine einheitlich durchgebildete Vorstellung vom Schicksal des Menschen nach dem Tode. Einerseits dachte man sich die Toten als kraft- und freudlose Schatten, versammelt in der Unterwelt, der finsteren Scheol, andererseits schrieb man ihnen ein unsichtbares Fortleben in der Nähe ihrer im Leben weilenden Angehörigen zu, dazu übermenschliche Macht über die Geschicke der Lebenden. Die Vernichtung des altisraelitischen Volkstums und der Zusammenbruch des primitiven Jahwehglaubens schärften dann eine Reihe bisher nicht zur Empfindung gelangter religiöser Probleme. Man begann nachzudenken über den Zusammenhang zwischen dem sichtbaren Weltlauf und dem Walten Jahwehs; bald schritt man dazu fort, das menschliche Einzelschicksal und die Idee der göttlichen Gerechtigkeit fragend gegeneinanderzuhalten. Mit aller Mühe gelangte das Judentum dabei doch nicht weiter, als bis zu der These, daß es

notwendiger Weise dem Frommen gut, dem Gottlosen schlecht gehen müsse. Dem aber widersprachen Ergebnisse handgreiflicher Wirklichkeit auf die Dauer doch viel zu schroff, als daß es möglich gewesen wäre, sich einfach bei dem Behaupten der Thatsache zu beruhigen. Das Hiobbuch ist ein ergreifendes Denkmal dafür, in wie quälender Weise dies Problem, wieso es möglich sei, daß den Redlichen das Schicksal des Gottesverächters ereilen kann, einem tieferen Gemüte zu schaffen machte. Die Antwort im Hiob ist schließlich keine andere, als der Rat, bedingungslos zu resignieren. Die Weisheit, d. h. die Einsicht in den inneren Plan und Zusammenhang der Weltregierung, hat Gott sich allein vorbehalten, während er zum Menschen sprach: Furcht des Herrn soll deine Weisheit sein, und das Böse meiden, achte als Verstand. Warst du dabei, als ich den Weltlauf in Gang brachte, daß du jetzt mein Thun meistern willst? Das ist die ganze Antwort Gottes auf Hiobs Klage und Herausforderung.

Drängte so die innere religiöse Entwicklung von selber zu allerlei Versuchen, sich einen Ausweg aus dem Problem zu eröffnen, so kam es zur Findung einer wirklich befreienden Lösungsformel aus Anlaß der mächtigen Wiederbelebung der jüdischen religiösen Zukunftserwartungen in den Religionskriegen der Makkabäerzeit. In den Kämpfen gegen die Syrer fiel bei allen Erfolgen der Patrioten doch eine große Anzahl von Kämpfern für die Sache Gottes, bevor sie das Kommen des Gottesreiches erlebt und seine Freuden genossen hatten. Nach der geltenden Anschauung stand dies Schicksal im schneidendsten Widerstreit zu dem Anrecht, das sie durch ihr Verhalten auf eine Belohnung von Gott her erworben hatten: war doch nach jüdischer Ueberzeugung Langlebigkeit und Genuß der Güter dieses

Lebens in der Furcht Jahwehs der einzige Lohn des Frommen.

Hier ist der Punkt, wo der Glaube an die Auferstehung als eine Erlösung aus religiöser Not einsetzt. Gott wird die gefallenen Kämpfer, die ihr Leben um seinetwillen dahingegeben haben, auferwecken und sie am Genuß der Herrlichkeit seines Reiches teilnehmen lassen! Dadurch war mit einem Mal die ganze peinigende Schwierigkeit gehoben und ein Ausgleich zwischen Schein und Wirklichkeit in den Thaten Gottes auf eine ebenso faßliche, wie befriedigende Weise gegeben. Es ist der stärkste Beweis für die unzerstörbare Diesseitigkeit und Sinnlichkeit des jüdischen Religionsideals, daß sich der Glaube nicht der Idee der Unsterblichkeit im griechischen Sinne, dem „jenseitigen Leben", zukehrt, sondern auf diese singuläre Wendung des Unsterblichkeitsgedankens verfällt, die Toten würden wiederkehren, Fleisch und Blut wieder erhalten uud ein neues irdisches Leben beginnen! Allerdings dachte man dabei noch lange nicht an eine allgemeine Auferstehung, sondern nur die Märtyrer und die Gerechten aus Israel die dahingegangen waren, ehe sie den Tag Jahwehs geschaut hatten, die würde Gott auferwecken. Noch bei Paulus scheint nur die Auferstehung der Gerechten die Voraussetzung seines religiösen und theologischen Denkens in dieser Frage zu bilden. Andere schritten dann bald dazu fort, als Gegenstück zu der Belohnung der Guten auch noch die Bestrafung der Sünder und daher auch für diese eine Auferstehung zum Gericht zu fordern.

Unermeßlich ist die Bedeutung, die der Auferstehungsglaube für die Entwicklung der Religion um die Zeit der Wende vom Juden- und Griechentum zu Christus und weit darüber hinaus gewonnen hat. Ursprünglich ist er

nichts als eine religiöse Hypothese, um einen Ausweg aus dem ohne dieses Mittel unlösbaren Konflikt zwischen Glauben und Wirklichkeit zu finden. Und wie anfechtbar ist die historische Voraussetzung für seine Entstehung: der Satz, daß Wohlergehen und langes Leben auf Erden die einzige und endgültige Probe auf die Zufriedenheit Gottes mit einem Menschenleben ist! Trotzdem kam es in Kürze so, daß sich an diesem Punkte die Geister, auf deren Seite das Weiterleben der Religion lag, von den Vertretern einer entwicklungsunfähigen, absterbenden Richtung schieden. Bei jener Lücke sich beruhigen und für das gute Recht dieser Haltung sich auf das formale Einverständnis des Schriftenkanons berufen, wie die Sadduzäer in der Auferstehungsfrage thaten, das vermochten nur im letzten Grunde religiös indifferente Leute. Was in der jüdischen Religion an Leben und Leidenschaft vorhanden war, das ging ein enges Bündnis mit dem Glauben an die Auferstehung ein und zog aus ihm einen ununterbrochen strömenden Zufluß machtvoll forttreibender Kräfte an sich.

Insbesondere verband sich die Erwartung der bevorstehenden Gottesherrschaft fest mit der neuen Lehre. Lange und langsam hatte bisher die Flamme der Hoffnung auf das Kommen des messianischen Reiches hingeschwält; nun schlug sie mächtig wieder empor und erhielt fort und fort die Nahrung zugeführt, deren sie bedurfte, um nicht wieder zu verlöschen. Jene national-jüdischen Zukunftserwartungen sind die Form gewesen, in der die prinzipiell neue, alle alten Religionen überwindende und vernichtende Wendung in der Geschichte durch Jesus Christus zuerst zur Gestaltung gelangt ist. Die Form ist bald zerbrochen worden und auch der alte materialistisch-jüdische Auferstehungsglaube mit seiner naiven Vermengung von Sinnlichem und

Geistigem, von kindlichen und fortgeschrittenen Elementen der Gotteserkenntnis, ist in Stücke gegangen. Das ändert aber nichts an dem was sein einstiges Aufkommen und seine Selbstdurchsetzung für die Erreichung der Höhe des religiösen Besitzstandes von heute bedeutet.

Wir hatten das Stephansthor erreicht und die Straße senkte sich von der Ringmauer gegen die Sohle des Thales. Gen Süden zurückschauend vermochte das Auge nur noch die Umrißlinien der Berge, die lange Flucht der gegen den helleren Westhimmel sich abhebenden Mauer und die spärlichen Sträucher und Bäume als dunkle Flecken in dem ausgedörrten Thalgrunde zu erkennen. Weit dahinten in der Finsternis verschwand der Vereinigungspunkt der beiden Schluchten im Feuerthal. Gehinnom und Josaphat — Hölle und Auferstehung! Beide haben in der Vorstellung der Menschheit ihren Ursprung, zum mindesten die Kraft der Anschauung, mit der sie auf das Gemüt der ältesten Gläubigen wirkten, aus diesen beiden Thälern im Süden und Osten von Jerusalem gewonnen. Hier am Fuß des heiligen Tempelberges, glaubten die Gottes- und Vaterlandskämpfer der Makkabäerzeit, würde Jahweh die auferstandnen Helden versammeln — von hier aus würde er in das wogende Völkermeer der Heidenwelt den Posaunenstoß seines Gerichts gellend und furchtbar hineindröhnen lassen. Dort an der alten Schreckensstätte im Hinnomthal, wo auf den Feueraltären des Melech der Brand der Menschenopfer geraucht hatte, auf dem grausigsten, unreinsten Fleck des Landes, würde der Haufe der Sünder zur Pein im Feuerpfuhl zusammengebracht werden. Man schaudert bei dem Gedanken, daß sich dieses Volk, zur Augenweide für die Gerechten, den Ort der ewigen Qual der Sünder unter den Mauern der Gottesstadt und des Mittelpunktes

seiner erträumten Herrlichkeit vorzustellen im Stande gewesen ist!

Es ist ein weiter Weg von der jüdischen Gehenna und dem Thal des Richtens Jahwehs bis zu uns in die deutschen Wälder, und fast will es unbegreiflich scheinen, daß so wenig von dem alten Gut des Makkabäerglaubens auf ihm verloren gegangen ist. Es hat damals so kommen müssen, und uns fiel die Aufgabe zu, jenes fremde Erz zu läutern und für uns umzuprägen. Ach könnten wir doch die Schlacken, die noch bei uns liegen, wegschaffen und sie ausschütten, wo sie hingehören — nach Gehinnom und Josaphat!

8.

Nazareth

Unter den Orten des Andenkens Jesu giebt keiner eine so schwere Kette von Gedanken zu tragen auf, wie Nazareth. Du kannst dich hinversetzen, wo du willst: an den Jordan, an den See von Tiberias, zum Brunnen Jakobs, auf den Tempelplatz, auf den Oelberg — überall ist es möglich, wenn man die Evangelien kennt, Jesus wie seine Freunde und Feinde im Lichte bestimmter Ereignisse, bekannter Szenen und Worte, sich vorzustellen. Man wird im einzelnen Fehler machen, aber die Hauptlinien des Bildes sind immer dadurch gegeben, daß ein bekannter Erzählungsstoff, bekannte Vorfälle und Aussprüche an den einen bestimmten Ort geknüpft sind. Was sich aber in Nazareth während der ganzen Zeit, die der öffentlichen Wirksamkeit Jesu vorausging, zugetragen hat, das ist zunächst für uns nichts als eine lange Reihe von weißen Blättern, auf denen einmal zwar etwas geschrieben stand, aber in einer für alle Zeiten verblaßten und unsichtbar gewordenen Schrift, die niemand mehr wahrzunehmen, geschweige zu entziffern vermag. Nur die letzten Seiten im Buche des Lebens Jesu sind für uns noch bis zu einem gewissen Grade lesbar. Zwar sind auch auf ihnen viele und große Stellen ver-

wischt, verschwunden, vielfach radiert und überschrieben, zwei, drei und mehrmals, wieder anderes durchstrichen, aber es steht doch noch so viel auf den Blättern, daß man es wagen kann, zwar nicht eine Geschichte dieser letzten Periode des Lebens Jesu, aber doch ein Bild seiner Persönlichkeit danach zu entwerfen. Wir wissen nicht, wie lange das Leben Jesu in der Verborgenheit zu Nazareth gedauert hat; vielleicht waren es wirklich nur dreißig Jahre, wie im Lukasevangelium erzählt wird, vielleicht auch vierzig und mehr — aber über dem Raum dieser Jahrzehnte, die doch sicher eines reichen und wunderbaren Inhalts voll gewesen sind, steht für uns nichts als eine Ueberschrift, die keinen Text mehr unter sich hat: Nazareth.

Der Weg von Tiberias nach Nazareth führt über das Dorf Kenna, vielleicht das alte Kana. In der griechischen Kirche dort stehen einige steinerne Krüge; der Priester schämt sich nicht, den Besuchern zu erzählen, sie stammten von der Hochzeit zu Kana. Mitten im Dorf ist ein großer Brunnen mit einem Sarkophag von Stein als Trog daneben. Man brachte uns Wasser von dort, aber es war so trübe, daß wir nicht trinken mochten und lieber von den Kaktusfeigen aßen, die uns ein Bauer mit seinem Stock von einer riesenhaften, stachelstarrenden Hecke herunterschlug. Die Früchte sind gerade kein Genuß, zumal im Spätherbst, wenn sie überreif sind, aber immerhin noch wohlschmeckender als die faden Granatäpfel, die von den Leuten hier überall in Menge verzehrt und uns fortwährend als Geschenk angeboten wurden. Während die Pferde ausruhten, ging ich selbst an den Brunnen. Ein paar Frauen schöpften Wasser in großen Thonkrügen, die sie auf dem Kopfe herzu- und davontrugen. Aus diesem Wasser soll also Jesus Wein gemacht haben! Mir ist, seit ich die Evangelien mit

Nachdenken lese, dieses Stück als das anstößigste und am unzweifelhaftesten apokryphe unter allem, was von Jesus erzählt wird, erschienen. Jesus in der Rolle eines Zauberers, wie er hier erscheint, zu denken, streift für mein Gefühl an Lästerung. Selbst die verwandte Legende von Buddha auf der Hochzeit zu Jambunada steht an religiösem Gehalt noch über Joh. 2, 1—11.

Es dunkelte bereits stark, als wir den letzten Hügelrücken vor Nazareth erreicht hatten und von der Höhe auf die vielen Lichter der Stadt herabsehen konnten. Man erkannte noch gerade die Lage in einem länglichen Thalkessel, der einen Ausgang nach Osten und einen nach Westen hat, und dessen nördliche Wand erheblich höher aufsteigt, als die übrigen Seiten. Die heutige Stadt liegt fast ganz auf dem Grunde der Senkung; die alte hat sich wahrscheinlich den Abhang nach Norden hinaufgezogen, vielleicht bis zum Gipfel, denn im Lukasevangelium ist ausdrücklich von dem Berge die Rede, auf den die Stadt gebaut war.

Um zu dem deutschen Gasthaus in Nazareth zu gelangen, muß man durch den ganzen Ort bis ans äußerste Westende reiten. Unterwegs kamen wir am Ain Mirjam vorüber, der Marienquelle. Eine Menge Frauen holten Wasser und zankten sich laut. Es ist die einzige Quelle aus alter Zeit, die in dem Städtchen sprudelt; von ihrem Wasser haben Joseph und Maria, Jesus und seine Brüder und Schwestern getrunken; an ihr hat Maria Tag für Tag mit ihrem Krug gestanden. Die Einwohner von Nazareth gelten heute allesamt als Hitzköpfe; die Frauen stehen im Ruf der Schönheit. Ob es wahr ist, weiß ich nicht, denn wir haben es geflissentlich vermieden, bei Tageslicht in die Stadt zu gehen, um nicht jede Spur von Stimmung über dem ekelhaften Gewerbe zu verlieren, das die ver-

schiedenen christlichen Konfessionen an jeder Straßenecke und in jedem Hofraum mit ihren aberwitzigen Lügen über „Heiliges“ aus der Zeit Jesu treiben. Es ist unglaublich, mit welcher Unverfrorenheit hier auf die Leute spekuliert wird, die nicht alle werden. Man zeigt die Verkündigungskapelle und darin zwei Säulen als Gabriels- und Mariensäule. An der einen habe der Engel Gabriel bei der Verkündigung der Geburt Jesu gestanden, an der Stelle der anderen Maria. Der Altar dahinter trägt die ruchlose Inschrift: verbum caro hic factum est. Außerdem giebt es den mit Marmor überkleideten Felsen zu sehen, auf dem bis zum 10. Mai 1291 das Haus Marias gestanden hat. An jenem Datum trugen es Engel fort, erst nach Dalmatien, dann nach Loreto bei Ancona. Von dem Kalkstein des Untergrundes in Nazareth wie von den Hausmauern in Loreto sind Proben chemisch analysiert und die Beschaffenheit des Gesteins als identisch befunden worden. Man kann sich auch die Küche Marias, die Werkstatt Josephs nebst Hobelspähnen von seiner Arbeit und den steinernen Tisch Christi, an dem er mit seinen Jüngern vor und nach der Auferstehung gegessen hat, zeigen lassen, falls man an den erwähnten Proben von dieser Sorte Christentum noch nicht genug hat.

Die Unterkunft im deutschen Gasthause ist wohlthuend, zumal es außerhalb der Stadt liegt. Gerade über ihm erhebt sich der Dschebel es-Sich, der höchste Berg in der unmittelbaren Nähe von Nazareth. Wir beschlossen, am nächsten Morgen hinaufzusteigen; vielleicht würde es dort oben glücken, sich den ganzen heutigen Jammer fortzudenken.

Es ist doch etwas Besonderes, in der Stadt Jesu einzuschlafen. Wer in Nazareth ist, kann nicht anders als

auch an Bethlehem denken und an die Frage der Geburt Jesu. Wo ist denn Jesus geboren? In Nazareth oder in Bethlehem? Manchem giebt schon die Frage einen Stich durchs Herz, aber es ist nun einmal nichts daran zu ändern, daß die Wahrscheinlichkeit für Bethlehem gering, ja weniger als das ist. Bethlehem ist uns als Geburtsort Jesu überliefert im Zusammenhange mit einer Erzählung, die geschichtlich falsch und sachlich unmöglich ist; dazu lesen wir noch den ausdrücklichen Vermerk, Jesu Geburt gerade an diesem Ort sei noch besonders ein Erweis der Behauptung, daß eine Reihe seiner äußeren Lebensumstände den von der spätjüdischen Theologie geforderten Kennzeichen der Person des Messias entsprochen hätten. Wenn die Gesetze historischen Urteilens und Erkennens auch auf die Berichte über das Leben Jesu Anwendung finden sollen, so ist damit die Geschichtlichkeit der Geburt in Bethlehem auf die denkbar stärkste Weise in Frage gestellt, ja man wird diese Erzählung mit keinem andern Maßstabe messen dürfen als die von der Flucht nach Aegypten, die der Ueberzeugung ihren Ursprung verdankt, daß sich die Stelle: „Aus Aegypten habe ich meinen Sohn gerufen" im Leben Jesu bewahrheitet finden müsse. Die Vorstellung, die der Bericht bei Lukas enthält, daß die ganze Einwohnerschaft Palästinas zum Zweck der Eintragung in die römischen Steuerlisten die Orte habe aufsuchen müssen, wo ihre Vorfahren zur Zeit Davids ansässig waren, wird man würdigen, wenn man sich heute bei einer Volkszählung den Befehl an alle Einwohner Deutschlands erlassen denkt, jedermann habe sich *an den Wohnsitz seiner Vorfahren zur Zeit Karls des Großen* zu begeben! Ich habe selbst in der Grotte zu Bethlehem vor dem goldenen Stern auf dem Boden gestanden, der

die Inschrift trägt: Hic de virgine Maria Jesus Christus natus est, und ich habe mich dort der Stimmung, die von den Worten des Weihnachtsevangeliums ausgeht, weder entziehen wollen noch können. Ich erkenne auch an, daß die einzelnen Züge der Erzählung von der Geburt des Kindes auf dem Hofe des Chans unter den Eseln und Kameelen, die für die Nacht im Freien stehen, die Futterkrippen dazwischen, während die Kammern rundum von den Reisenden und Karawanentreibern überfüllt sind, den Stempel wirklicher Erinnerung an sich tragen, aber das braucht darum mit Bethlehem doch nichts zu thun zu haben. Maria kann auch in der galiläischen Heimat unterwegs von ihrer Stunde überrascht worden sein. Jesus ist ein Galiläer gewesen; in Galiläa ist er geboren, und in Galiläa hat er gelebt, bis er in die Oeffentlichkeit hinaustrat.

Gut. Mag man sich darüber schnell oder langsam beruhigen — um so unausweichlicher erhebt sich die zweite, größere Frage, was es denn mit der Art seines Eintritts in die Welt, über dem die urchristliche Erzählung den Schleier des Wunderbaren, Uebernatürlichen ausgebreitet hat, für eine Bewandtnis hatte. Ich habe selbst viel Arbeit daran gewendet, das was hierüber geschrieben und gedacht worden ist, zu überdenken, und ich konnte nie zu einem anderen Schlusse gelangen, als daß die älteste Christenheit nichts von einer übernatürlichen Geburt gewußt hat. Immer aber verblieb mir dabei etwas wie ein Rest von Unbehagen und ein gewisser Zweifel übrig, nicht etwa an der Notwendigkeit und Unvermeidlichkeit des kritischen Standpunkts, aber doch an dem Recht, dem Glauben an die übernatürliche Geburt entschlossen und mit aller Schärfe entgegenzutreten, wo es angeht. Nun ritt ich durch Na-

zareth; der Hufschlag unserer Pferde traf den Boden, auf den Joseph sein Haus gegründet hatte und die Straße, auf der Maria jeden Tag das Wasser vom Brunnen nach Hause trug; nun legte ich mich an dem Orte schlafen, wo s i e gekocht, gewaschen und gebacken hat vom Tage ihrer Verheiratung bis zu dem Morgen, da ihr Sohn fortging zu Johannes an den Jordan; an dem Ort, wo Joseph seine Axt schwang und den Hobel führte und seinen Aeltesten sein Handwerk lernen ließ, damit er sich dereinst sein Brod verdiene — und nun stand es mir klarer denn je vor der Seele, daß jenes falsche Stück Ueberlieferung fort muß aus unserem Glauben an Christus und daß es nicht aus dem Geist heraus geboren ist, der von ihm her zu uns gekommen ist. Nicht gläubige Frömmigkeit oder himmlische Poesie oder was man sonst vorbringt, führt hier das Wort in den Evangelien, sondern ein schillernder Ausläufer des christentumsfremden Mythenwesens der alten Menschheit. Theologische Phantasieen des späten Judentums und unbewußte Nachklänge aus der heidnischen Naturreligion haben zusammen den Nährboden dafür abgegeben, daß nach dem Aussterben der ersten Generation Christgläubiger die Verehrung Jesu als des Herrn diesen starken Legendensproß hervortrieb — eines der wenigen Stücke im neuen Testament, von denen man zugeben muß, daß ihr Vorhandensein der inneren Erhabenheit des Christentums zu nahe tritt, indem für den Erweis des göttlichen Ursprungs der Religion Jesu die Krücke des Mirakels herbeigezogen wird. Die ältesten Gemeinden waren so weit davon entfernt, für ihren Glauben an Jesus als den Christus der wunderbaren Geburt zu bedürfen, daß sie vielmehr durch einen Stammbaum seine väterliche Abstammung von David zu erhärten versuchten — als Kenn-

zeichen und Gewähr, daß er auch nach dieser Richtung hin den Anforderungen der messianischen Dogmatik genüge. Jesus selbst hat es freilich bestritten, daß die Davidssohnschaft und das Messiastum etwas mit einander zu thun hätten, aber die älteste Gemeinde der Gläubigen mußte trotzdem solange sie mit dem Judentum noch vom Boden gemeinsamer Voraussetzungen aus verhandeln wollte, Jesu davidische Abstammung beweisen können. Da man in ihm ohne Frage den verheißenen Messias zu besitzen überzeugt war, so verstand es sich von selbst, daß er auch Davids Sohn war, so gut wie daß er in Bethlehem geboren und zu einer Zeit seines Lebens aus Aegypten gekommen sein mußte. So sind die beiden (einander ausschließenden) Geschlechtsregister bei Matthäus und Lukas entstanden, als nachträglicher Beleg für eine schon vorher gewisse Sache. Ursprünglich haben beide auch mit Joseph als dem Vater Jesu geschlossen.

Was soll man denn weiter dazu sagen, daß Maria selber von der Weissagung über ihr angeblich so wunderbar erzeugtes Kind nichts weiß? Und als Jesus im Mannesalter mit seiner Predigt hervortritt, da ist auch seine Mutter unter denen, die kommen und ihn als einen geistig Gestörten nach Hause bringen wollen, um ihn unschädlich für sich selbst und andere zu machen! Diese und andere noch unverwischte Züge der ältesten Erzählung zeigen deutlich, daß man in der ersten Generation der Gläubigen nichts von Jesu übernatürlicher Geburt gewußt hat, sondern noch die richtige Erinnerung daran bewahrte, wie ahnungslos selbst seine nächsten Angehörigen in Betreff des Lebenswerkes waren, dem er still in ihrer Mitte entgegenwuchs. Jesus Christus, Sohn Davids nach dem Fleisch, Sohn Gottes nach dem Geist — so schreibt Paulus zwanzig Jahre nach dem Tode Jesu;

so und nicht anders glaubten es alle, die noch aus der Zeit stammten, da Jesu Jünger mit ihm gegessen und getrunken hatten. Weder Vater, noch Mutter, noch sonst jemand in der Nähe und Ferne haben, als dieses Kind geboren wurde, eine Vorstellung davon gehabt, daß jetzt etwas Anderes geschehe, als daß eine galiläische Zimmermannsfrau dem Manne, der sie gewählt hatte, den Erstgeborenen ihrer Ehe schenkte.

Es hängt viel daran, daß die evangelischen Christen diese Einsicht ertragen lernen. Nichts ist schlimmer für eine große und gute Sache, als wenn der Wahn um sich gefressen hat, sie stehe und falle mit einer Meinung, die ihrer Begründung nach den Zweifel derer hervorruft, die ihr Urteil allein auf Kenntnisse und Unbefangenheit gründen. Die Frage selbst, ob Jesus übernatürlich erzeugt sei oder nicht, verschwindet mit ihrem Schwergewicht hinter der Gefahr, die dem Christentum daraus droht, daß ein Ja oder Nein zum Losungswort für die Entscheidung: hie Glaube! hie Unglaube! wird. Es steht hier ähnlich wie mit dem sogenannten mosaischen Schöpfungsbericht. Wer nicht bereit ist, dieses Stück hebraisierter babylonischer Mythologie ohne Vorbehalt als das anzuerkennen, was es ist, der trägt das Seine dazu bei, daß die Ehre und der Fortschritt der christlichen Sache vermindert wird. Nichts kann den offenen und versteckten Gegnern unserer Religion die Waffen ihres Angriffs besser schärfen, als wenn sie offensichtlich mit ihrer eigenen Sache irgendwie auch die des urteilenden Verstandes und der wissenschaftlichen Wahrheit gegen Unklarheit des Denkens und Verworrenheit des Empfindens führen. Jesus hat sich die Wahrheit genannt und nicht die Gewohnheit; er hat auch gesagt, daß man Lichter nicht dazu hat um sie unter den Scheffel zu stellen,

sondern damit sie leuchten allen, die im Hause sind. Der Mensch wird sich verantworten müssen über jedes unnütze Wort, das er geredet hat, aber nicht minder über jedes nützliche, das er hätte reden sollen, und das hinter seinen Lippen blieb. Je höher und einflußreicher, je angesehener bei Welt und Menschen einer dasteht, desto entschiedener lastet die Pflicht auf ihm, wenn es um die Sache der Religion geht, ein deutliches Panier für alle diejenigen aufzupflanzen, die wissen wollen, wo die Führer stehen und wo es sich zu sammeln gilt. Politik ist die Sache, in der man so kann und anders auch; Religion aber verträgt keine Diplomatie. Wer es hier über sich bringt, ja und nein zu gleicher Zeit zu sagen, mit einer Hand zu geben und mit der andern wieder zu nehmen, über dessen Lebensarbeit wird die Welle aus der Tiefe, wenn sie einmal doch kommt, zerstörend und begrabend hinweggehen.

Es war ein heißer Weg in der brennenden Vormittagssonne auf den Berg über Nazareth hinauf. Wenn man oben ist, hat man einen hübschen Blick auf die langgestreckte Stadt mit ihren vielen Türmen und Minarets; den Abhang bedecken meist Gartengrundstücke, von Kaktushecken und Mauern eingefaßt. Ein schöner großer Baum steht ungefähr auf dem höchsten Punkte; nicht weit davon, gegen Osten ein weißes muhammedanisches Weli. Zuerst scheint die Aussicht nach Norden und Nordwesten die interessantere zu sein. Man sieht das Meer zwischen Akkon und Haifa und die Ruinen von Sepphoris, der alten Hauptstadt Galiläas, dahinter die Ebne el-Battof und die mannigfaltigen Bergformen des obergaliläischen Hochlandes. Das weiße Safed auf seinem hohen Berge beherrscht auch hier den Nordosten; weit dahinter steigt der große Hermon auf.

Ganz anders ist der Blick nach Süden. Die Land-

schaft erscheint lange nicht so mannigfaltig, aber in geschichtlicher Hinsicht giebt es wenige Punkte in der Welt, von denen eine solche Reihe denkwürdiger Plätze sichtbar werden. Man sieht den Berg Tabor, Nain und Endor, Megiddo und das Feld der Deboraschlacht, den Karmel und den Kison, el-Muhraka auf der vorspringenden Südostecke des Gebirges gerade gegenüber, die Jesreelebene von ihrem Westende bis an den Fuß des Gilboa. Die Jordankluft und der See von Tiberias sind verborgen, aber dahinter erhebt sich in der Ferne, in blauem Duft verschwimmend, wie eine unregelmäßige Wand das östliche Bergland.

Es war ein Sonntag und die Glocken in den vielen Kirchen und Kapellen der Stadt waren in Bewegung. Merkwürdig, wie wenig dies Geläute doch in den Orient paßt! Der Ruf des Muezzins zum Gebet von der Höhe der Minarets ist stimmungsvoll und gehört hierher; vielleicht hätte auch der mächtige und majestätische Klang einer Riesenglocke das Gefühl der Abneigung überwunden, aber dieses Gebimmel von zwanzig verschiedenen dünnen Stimmchen durcheinander entweihte die Stadt Jesu. Um den großen Baum lag eine Menge halb und ganz bearbeiteter Bausteine; es sollte wohl ein Haus hier errichtet werden, aber da es Sonntag war, hatten die Werkleute die Arbeit verlassen. Ein kleiner Knabe kletterte in den Aesten umher und zwei, drei Gefährten liefen und sprangen schreiend um den Stamm. Sie bettelten nicht um Bakschisch, und ich war ihnen dankbar, als sie sich nach einer Weile entfernten.

Seltsam! Ich sage es mir einmal und abermals: Hier unten, wo die weißen Häuser stehen, ist Jesus Kind gewesen und Mann geworden aber es klingt fremd: un-

faßlich, unglaublich! Ich habe ein unbestimmtes Gefühl davon, daß im Seelenleben eines Menschen eine unvergleichliche Macht von der Stunde ausgehen müßte, da er an dieser Stelle sitzt, aber die Kluft zwischen damals und heute, zwischen Palästina und Deutschland, ist in Zeit und Raum und Denken so unermeßlich groß, daß es dem Wanderer im Geiste ergeht, wie einem Vogel, dessen Flug noch nicht geübt ist und der am Rande einer weiten Tiefe immer von neuem sich duckt und einen Ansatz zum Auffliegen nehmen will, aber er wagt nicht, der Tragkraft seiner Flügel zu trauen, und läßt die schon ausgebreiteten flatternden und schlagenden Schwingen erfolglos wieder sinken. Es ist das Gefühl, von dem ich im Anfang sprach: die lange Reihe weißer Blätter im Buch des Lebens Jesu, Kindheit, Jugend, Mannesalter, von denen wir nichts wissen, was darauf gestanden hat! Der Jesus von Gethsemane und der Jesus von Kapernaum — er steht uns nahe; zu jeder Stunde unseres Lebens können wir ihn rufen, sein Bild vor uns aufsteigen lassen, aber der Jesus von Nazareth — wo ist er? wer erzählt uns von ihm? wen frage ich danach, was er gethan, gedacht, erlebt, gesprochen hat?

Auf diesem Berge über seiner Vaterstadt hat er sicher gesessen. Die Landschaft, die wir jetzt sehen — auf ihr hat auch sein Auge geruht. Wenn er hinübersah zur Spitze des Karmel, wo die weiße Kapelle auf der Muhraka steht, so hat auch er an Elia und seinen Kampf für Jahweh gegen den Baal gedacht; wenn sein Blick sich von dort hinabsenkte in die Ebene am Kison, so sind auch vor seinem Geiste die Zeiten der Deboraschlacht aufgestiegen. Aber näher als Elia und Debora lag ihm seine eigene Zeit; sie war es, unter deren Eindrücken sein Geist sich bildete,

seine Seele sich formte. Joseph und Maria hatten viele Kinder; Jakob und Joses, Judas und Simon werden uns als Brüder Jesu genannt, dazu noch Schwestern, zum wenigsten sieben Geschwister. Der Vater Joseph wird nicht viel daheim gewesen sein. Er war ein Wanderhandwerker wie die Zimmerleute in Palästina noch heute. Im Frühling, wenn die Regengüsse vorbei waren, zog er mit Richtmaß, Axt und Säge aus, um Häuser zu bauen, wo man sein Können begehrte, hin und her in den Flecken und Dörfern der Umgegend. Ein Zimmermann im Morgenlande ist ein Hausbaumeister; er stellt das Pfahl- und Balkenwerk hin und baut das Dach. Jesus hat seines Vaters Handwerk gelernt; auch er heißt in unserm ältesten Evangelium einfach der Zimmermann, und als er heranwuchs, wird ihn Joseph mitgenommen und bei sich gehabt haben, bis sie im Herbst mit dem Jahreserwerb im Beutel wieder nach Hause zurückkehrten. Dann muß der Vater gestorben sein, denn in der evangelischen Erzählung ist nach den Kindheitsgeschichten nie mehr von ihm die Rede, und wo die Familie Jesu vorkommt, da sind es bloß Mutter, Brüder und Schwestern. Als der älteste unter den Söhnen wurde Jesus nun das Haupt der Familie; seine Mutter und seine Schwestern werden bei ihm gewohnt haben und er unterhielt den Hausstand mit dem Handwerk seines Vaters. Studiert im Sinne der damaligen Zeit, d. h. als Schüler eines Schriftgelehrten, hat Jesus nicht, denn seine Gegner bezeugen es ihm nachher, daß er nach ihren Begriffen die Schrift nicht gelernt hat. Gelesen hat er sie fleißig, aber in der Synagogengemeinde ist er nicht als Sprecher am Sabbath aufgetreten, wiewohl er im wöchentlichen Gottesdienst das auf ihn entfallende Stück der Thora oder Prophetenlektion so gut vorgelesen

haben wird, wie jedes andere erwachsene Gemeindeglied.

Das und noch Einiges der Art wird man ohne viel Bedenken von Jesu Leben in Nazareth sagen können. Wer den Orient kennt, wird sich die schmalen Umrisse dieses Bildes auch leicht etwas farbig ausmalen können: das kleine Haus in Nazareth mit dem Gehöft dahinter, die Wände von Holz und Lehm, das Dach aus querübergelegten, runden Balken, Erde darauf geschüttet, und das Obergemach, der Söller, am einen Ende; eine leichte Holztreppe von außen hinaufführend. Drinnen im Hause wird es schwerlich mehr als einen Raum gegeben haben; darin das Lager mit Kissen und Pfühlen, eine Anzahl Decken und vielleicht auch ein grobgewebter Teppich auf dem Fußboden aus Lehmschlag, thönerne Wasserkrüge und ein kupferner Kessel am Herd, eine Reihe großer Behälter für Weizen, Feigen, Rosinen, Mehl und Oel längs der Wand; dazu ein Scheffelmaß und eine Handmühle, ein paar Schemel und ein hohes Leuchtergestell, um des Abends die mit Oel oder Fett genährte thönerne Lampe mit Henkel und Schnabel, aus dem der Docht hervorbrannte, daraufzustellen. Was nützt es aber, solche kleine Züge zu häufen! Was hilft es, zu wissen, wie Jesus gewohnt und sich gekleidet, gegessen und getrunken hat! Ueber all das führt doch kein Weg zur Antwort auf die Frage: Was hat er gedacht? Worüber hat er Freude, worüber Schmerz empfunden? Was hat er geschafft, wonach gestrebt, und was hat er zu den Dingen gesagt, die in Welt und Zeit um ihn herum geschahen? Welche Fragen erheben sich allein, wenn wir daran denken, daß Jesus so viele Jahre seines Lebens in einer Kleinstadt unter Kleinstädtern zugebracht hat! Da gab es arme und wohlhabende, leichtsinnige und ehrbare, streit- und klatschsüchtige und ordentliche, ruhige Leute, aber

doch alles Menschen von engem und engstem Gesichtskreis. Er hat unter ihnen gelebt und mit ihnen verkehrt, er ist in ihre Häuser gegangen und sie sind in sein und seiner Mutter Haus gekommen. Er ist am Sabbat in die Synagoge gegangen und hat sich am Ende der Woche von seinen Arbeitgebern seinen Lohn auszahlen lassen, um den sie eins geworden waren; man hat ihn für sein Werk einmal gelobt, ein anderes Mal getadelt, hier freundlich und dort rauh behandelt. Wer vermöchte zu glauben, daß diese Dinge zwanzig, dreißig Jahre lang sein Leben ausgefüllt haben? Was ist während der langen Zeit in ihm vorgegangen, bis der Ruf des Täufers Johannes nach Galiläa drang und er sich aufmachte an den Jordan, um das Wort vom Himmel herab zu hören, das sein Leben wandte: Du bist mein lieber Sohn, an dem ich Wohlgefallen habe?

So saß ich und sann und fragte — fragte und sann. Am Himmel segelten helle Wolken, die warfen eilende Schatten auf das Thal von Nazareth und die Hügel um die Stadt. Im englischen Mädchenwaisenhaus sangen die Kinder zur Sonntagsandacht einen Choral; langsam und ein wenig steif zog die fremde Melodie vom Ostwind getragen über die Berge fort. Mir war zum Seufzen zu Muth: Nazareth, Nazareth, wenn ich doch eine Stunde in dir leben könnte, die du damals warst, ein einziges Wort nur an ihn selber richten, den Zimmermann, Josephs Sohn! Suchend flog der Blick in die Ferne, die wechselvolle Linie des gekrümmten Horizontes entlang: da blieb er ferne im Osten auf den blauen Bergen jenseits des unsichtbaren Sees haften. Dscholan! Gaulonitis! Judas der Gaulonite, Judas von Gamala! Als das Wort über meine Lippen war, hatte ich gefunden, was ich suchte — den Faden, der von der Gegenwart zurückführte in die Vergangenheit.

Jesus war ein Knabe von zwölf Jahren. Ueber Galiläa und Peräa regierte Herodes Antipas, über den Dscholan und Hauran Philippus, über Judäa Archelaus, die Söhne des großen Herodes. Da schickten einige von den Unterthanen des Archelaus eine Gesandtschaft nach Rom zum Kaiser Augustus, um sich über die Mißwirtschaft ihres Fürsten zu beklagen und seine Absetzung zu erbitten. Die Adelspartei und die Frommen, Sadducäer und Pharisäer, haßten ihn in gleicher Weise; diese weil er sich nicht um das Gesetz kümmerte, jene wegen seiner tyrannischen Gewaltthätigkeit. Der Kaiser fand wirklich Ursache, ihm das Land zu nehmen; er verbannte ihn nach Gallien und schlug seine Herrschaft zur römischen Provinz Syrien. Publius Sulpicius Quirinius, Legat von Syrien, kam nach Jerusalem und brachte den ersten römischen Prokurator von Judäa mit, Coponius. Gleichzeitig erließ er Befehl, das ganze bisher von Archelaus besessene Gebiet in die Steuerverfassung des Reichs einzugliedern. Dazu mußten die Bewohner des Landes gezählt und eingeschätzt werden. Das war eine natürliche Sache vom Standpunkt der Römer, aber etwas Schreckliches für rechtgläubige Juden. Nach ihrer Meinung durfte allein an Gott gesteuert werden, d. h. in Wirklichkeit nur an den Tempel, denn wer die Steuer erhebt, der ist der rechtmäßige Landesherr. Als solcher aber galt niemand anderes, als Gott selbst. Forderte ein jüdischer Fürst Abgaben, so half man sich mit der Annahme, daß er von Gott mit der Regierung beauftragt sei; den heidnischen Staat aber durch die Entrichtung der Steuer als die wahre Obrigkeit anzuerkennen, bedeutete Preisgabe, Verleugnung, Verrat der Sache Gottes! Die Eiferer gingen noch einen Schritt weiter und sagten: Hier ist eine Probe, auf die Gott uns stellt, ob

wir ihm treu bleiben oder nicht. Wer jetzt abfällt, verscherzt Hoffnung und Heil; wer zu den Waffen greift, thut es für Gott. Gott wird uns helfen, wenn wir ihm vertrauen und nur erst selbst einen Anfang machen; der Herr wartet ja darauf, daß wir Mut und Glauben beweisen und offen gegen seine Feinde losschlagen!

Judas, genannt der Gaulonite oder Galiläer, von Gamala am Ostufer des Sees Genezareth, erhob die Fahne des Aufruhrs und Tausende von jungen Männern strömten ihm zu. Er war ein wilder Mensch, eines hasmonäischen Freiheitskämpfers Sohn, voll glühender Leidenschaft und dämonischem Fanatismus. Gerade heraus sagte er es denen, die zu ihm kamen: Siegen wir, so kommt das Gottesreich durch uns, gehen wir unter, so wird uns Gott bewahren als die Ersten und Geliebten für die Zeit, des Messias; dann wird er uns eine Krone unvergänglicher Herrlichkeit geben. Die alte Losung des Makkabäers Simon, die in dem Befreiungskriege gegen die Syrer auf dem Zion geschrieben stand, flog wieder durch das Land: Kein Herr über das Gottesvolk! Judas überfiel die Burg von Sepphoris, raubte Waffen und Geld für seine Scharen aus den von Herodes dort aufgespeicherten Vorräten und begann auf den Besitzungen der Römerfreunde, der abtrünnigen Volksgenossen, die sich dem Census fügten und Gott beleidigten, zu brennen und zu verwüsten — aber noch ehe es zu einer wirklichen Revolution im großen Stil gekommen war, erstickten die Behörden den Brand: der Galiläer fiel, und massenweise wurden die ihm gefolgt waren, ans Kreuz geschlagen. Dieser Mann ist es gewesen, der in Wahrheit Jerusalem und den Tempel zerstört und das Volk der Juden auf dem Erdkreis heimatlos gemacht hat!

Von seinen Tagen an kam die unter der Asche glühende Erregung in Palästina nicht mehr zur Ruhe, und seiner Lehre, die er mit seinem Blute besiegelt hatte, hing die Jugend an. Sein Grundsatz, Gott werde helfen, sobald das Volk nur erst seinen Glauben an die Verheißung bewähre und entschlossen daran gehe, sich selber zu helfen, wurde Anfang und Ende des religiösen wie des politischen Glaubens bei den Eiferern und Entschlossenen im Lande — nirgends aber brannte die Glut so heiß, wie in Galiläa. Sechzig Jahre später, als der große Krieg ausbricht, ist Menahem, der Sohn des Judas, unter den Ersten, die zu Jerusalem losschlagen; Johannes von Gischala und Simon bar Giora, die beiden letzten und wütendsten Führer im Kampf, sind Galiläer, und während schon die Hungersnot gräßlich wütet, die halbe Stadt ein Trümmerfeld ist und die Mauern des Tempels unter dem Stoß der Widder wankten, antwortete Johannes in glühendem Glauben an die Verheißungen des Judas, zum letzten Male zur Uebergabe aufgefordert: Ich fürchte keine Eroberung, denn die Stadt ist Gottes!

Unter solchen Menschen wuchs Jesus vom Knaben zum Jüngling heran. Die ganze furchtbare Erregung in der Zeit des Römercensus, die Empörung und den Sturz des Gauloniten hat er mit durchgemacht. In seinem Elternhause, in seiner Freundschaft und Verwandtschaft, in Nazareth und in ganz Galiläa, ist damals kein Herz ruhig geblieben. Des Judas Losung: Fürs Gottesreich! wühlte alle Tiefen des Glaubens und Hoffens auch bei denen auf, die nicht selber auf den Ruf seiner Posaunen mit Schwert und Brandfackel zu ihm geeilt waren, und bebend vor Erwartung bangte alles, was Atem hatte, dem Ausgang des Unternehmens entgegen. Da saßen sie zu

Hause beieinander, die Mutter mit all ihren Kindern: der Vater war auf der Arbeit und die Nachbarinnen kamen und erzählten, was an Gerüchten draußen umlief: wie Judas die Gottesfeinde und Verleugner zu Paaren triebe. Und des Abends kommt Joseph nach Hause und bringt die Kunde: Es ist alles zu Ende! Sie haben ihn erschlagen, und wer ihm zufiel, muß es mit dem Leben bezahlen.' Wie leidenschaftlich erregte was geschah des Knaben Gemüt. Wie zog sich sein junges Herz vor Kummer zusammen, als der Gotteskämpfer fiel, auf den sie hofften — bis dann dem Heranwachsenden das Urteil reifte. Das Gottesreich für die Frommen — das war das Ein und Alles, um das sich der Glaube drehte. Alle Gesetzeserfüllung, alle Frömmigkeit des täglichen Lebens, alle Predigt und Lehre, alles Studium der Schrift — Ziel und Ende hatten sie doch in nichts Anderem, als in dem zukünftigen Leben der Gerechten im Reiche Gottes. Mögen es, wie sicher bei der Mehrzahl der damaligen Juden, phantastische Vorstellungen eines sinnlichen Herrlichkeitszustandes gewesen sein, oder mag ein wahrhaft religiöses Idealbild sittlich-geistiger Vollkommenheit das Bewußtsein der Hoffenden erfüllt haben — wer immer und überhaupt noch am Judentum im Sinne der Väter, am alten Gottesglauben und an der Zuversicht selbst ein Glied des Gottesvolkes zu sein, festhielt, der konnte nicht anders, als die Gegenwart für das Vergängliche und Traurige, das Kommende aber für das Wahre und Beglückende halten.

Wer könnte daran zweifeln, daß Jesus von dem Alter an, wo ihm religiöse Eindrücke zugänglich und die Reden der Erwachsenen verständlich wurden, mit aller Hingebung seines Gemüts in der Glaubenshoffnung seines Volkes, in der Sehnsucht nach dem Kommen des Reiches, mitgelebt

hat! Seine Altersgenossen teilten den Glauben des Judas an die Herbeizwingung der Gottesherrschaft durch die That — sollte er in den Jahren, da das menschliche Herz am heißesten schlägt und niemandem rascher zujauchzt als dem, der zum Thun aufruft, nicht ebenso gedacht haben wie jene Jünglinge? Sicher hat er es gethan; schon was er später den Jüngern über seine Versuchung erzählt hat, bejaht die Frage.

Seit den Tagen, da das Leben des alten Königs Herodes zu Ende ging, hatte sich das Harren auf das Kommen des Gottesreichs zu der bestimmten Erwartung gesteigert, der Tag des Herrn werde in kürzester Frist erscheinen. Von der Reichshoffnung unzertrennlich war der Messiasglaube. Plötzlich sollte der von Gott gesalbte König des Volks aus der Verborgenheit hervortreten, Schwert und Scepter ergreifen, den Thron Davids besteigen und ein jüdisches Weltreich aufrichten. Die Schriftgelehrten hatten auf mancherlei Weise ausgerechnet, daß nun die Zeit erfüllt sei. Von drei Perioden des gegenwärtigen Weltlaufs wußten sie zu sagen, jede zu zweitausend Jahren. Die erste umfaßte die Zeit ohne Gesetzeskunde bis auf Abraham, der das Gebot der Beschneidung empfing; die zweite die Zeit unter dem Gesetz, die dritte das messianische Reich. Danach hätte der Messias schon da sein müssen. Was war es denn aber, das ihn aufhielt? Als Antwort auf diese Frage gaben die gesetzestreuen Frommen ein bedeutsames Wort aus: Er kann erst kommen, wenn das Volk umkehrt und das Gesetz ganz und gar erfüllt! Das Gottesreich ist nahe herbeigekommen; nur eure Ungerechtigkeit hält es noch auf! Darum bekehrt euch von ihr, thut Buße und wendet um von eurem Wandel, indem ihr fortan den Wil-

len Gottes thut! Das war ein Text, über den in jenen Tagen so oft und an so vielen Stellen gepredigt wurde, als es Sabbate und Synagogen gab. Freilich, was die Gesetzeslehrer unter der Buße und Bekehrung verstanden, das stand auf einem andern Blatt geschrieben, als im Evangelium. Auch Jesus ist in seiner Kindheit und Jugend gar reichlich Buße und Gerechtigkeit gelehrt worden, und oft genug wird er den klagenden Ruf und zornigen Gram der Eiferer in den Schulen und auf dem Markt wie im Gespräch von Mund zu Mund gehört haben: Eure Sünden, eure Sünden sind es, die das Reich Gottes aufhalten; kehrt um und wendet euch zum Thun des Gesetzes Gottes, so wird er seinen Sohn, den König Messias, hervortreten lassen in Kürze! Je schlimmer die Zustände im Lande wurden, je härter und gewaltsamer der Druck der Prokuratorenwirtschaft auf Judäa lastete, je herausfordernder Herodes Antipas sein gesetz- und sittenloses Regiment auf Galiläa und dem Ostjordanlande lasten ließ, desto heißer und fester wurden die Sehnsucht und der Glaube im Volke: Sicher steht der Anbruch des Gottesreichs vor der Thür und jeder Tag kann uns die Zeichen der Ankunft des Messias bringen!

* * *

Wir hatten unser Neues Testament aufgeschlagen und lasen unter dem Baume mit einander die Geschichte vom zwölfjährigen Jesus: Mein Kind, warum hast uns das gethan! Siehe, dein Vater und ich haben dich mit Schmerzen gesucht. Und er sprach zu ihnen: Warum habt ihr mich denn gesucht? Wußtet ihr nicht, daß ich sein muß in dem, was meines Vaters ist? Sie aber verstanden es nicht, was er ihnen sagte! Und er ging mit ihnen nach Nazareth zurück und war

hat! Seine Altersgenossen teilten den Glauben des Judas an die Herbeizwingung der Gottesherrschaft durch die That — sollte er in den Jahren, da das menschliche Herz am heißesten schlägt und niemandem rascher zujauchzt als dem, der zum Thun aufruft, nicht ebenso gedacht haben wie jene Jünglinge? Sicher hat er es gethan; schon was er später den Jüngern über seine Versuchung erzählt hat, bejaht die Frage.

Seit den Tagen, da das Leben des alten Königs Herodes zu Ende ging, hatte sich das Harren auf das Kommen des Gottesreichs zu der bestimmten Erwartung gesteigert, der Tag des Herrn werde in kürzester Frist erscheinen. Von der Reichshoffnung unzertrennlich war der Messiasglaube. Plötzlich sollte der von Gott gesalbte König des Volks aus der Verborgenheit hervortreten, Schwert und Scepter ergreifen, den Thron Davids besteigen und ein jüdisches Weltreich aufrichten. Die Schriftgelehrten hatten auf mancherlei Weise ausgerechnet, daß nun die Zeit erfüllt sei. Von drei Perioden des gegenwärtigen Weltlaufs wußten sie zu sagen, jede zu zweitausend Jahren. Die erste umfaßte die Zeit ohne Gesetzeskunde bis auf Abraham, der das Gebot der Beschneidung empfing; die zweite die Zeit unter dem Gesetz, die dritte das messianische Reich. Danach hätte der Messias schon da sein müssen. Was war es denn aber, das ihn aufhielt? Als Antwort auf diese Frage gaben die gesetzestreuen Frommen ein bedeutsames Wort aus: Er kann erst kommen, wenn das Volk umkehrt und das Gesetz ganz und gar erfüllt! Das Gottesreich ist nahe herbeigekommen; nur eure Ungerechtigkeit hält es noch auf! Darum bekehrt euch von ihr, thut Buße und wendet um von eurem Wandel, indem ihr fortan den Wil-

len Gottes thut! Das war ein Text, über den in jenen Tagen so oft und an so vielen Stellen gepredigt wurde, als es Sabbate und Synagogen gab. Freilich, was die Gesetzeslehrer unter der Buße und Bekehrung verstanden, das stand auf einem andern Blatt geschrieben, als im Evangelium. Auch Jesus ist in seiner Kindheit und Jugend gar reichlich Buße und Gerechtigkeit gelehrt worden, und oft genug wird er den klagenden Ruf und zornigen Gram der Eiferer in den Schulen und auf dem Markt wie im Gespräch von Mund zu Mund gehört haben: Eure Sünden, eure Sünden sind es, die das Reich Gottes aufhalten; kehrt um und wendet euch zum Thun des Gesetzes Gottes, so wird er seinen Sohn, den König Messias, hervortreten lassen in Kürze! Je schlimmer die Zustände im Lande wurden, je härter und gewaltsamer der Druck der Prokuratorenwirtschaft auf Judäa lastete, je herausfordernder Herodes Antipas sein gesetz- und sittenloses Regiment auf Galiläa und dem Ostjordanlande lasten ließ, desto heißer und fester wurden die Sehnsucht und der Glaube im Volke: Sicher steht der Anbruch des Gottesreichs vor der Thür und jeder Tag kann uns die Zeichen der Ankunft des Messias bringen!

* * *

Wir hatten unser Neues Testament aufgeschlagen und lasen unter dem Baume mit einander die Geschichte vom zwölfjährigen Jesus: Mein Kind, warum hast uns das gethan! Siehe, dein Vater und ich haben dich mit Schmerzen gesucht. Und er sprach zu ihnen: Warum habt ihr mich denn gesucht? Wußtet ihr nicht, daß ich sein muß in dem, was meines Vaters ist? Sie aber verstanden es nicht, was er ihnen sagte! Und er ging mit ihnen nach Nazareth zurück und war

ihnen unterthan; seine Mutter aber behielt den Vorgang in ihrem Herzen. Und Jesus nahm zu an Weisheit und Alter und Gnade bei Gott und den Menschen!

Es wird wohl für immer vergebene Mühe bleiben, darnach zu forschen, wie in aller Genauigkeit das Wort des Knaben gelautet hat, das dieser wunderbar schönen, geheimnisvoll einfachen Erzählung zu Grunde liegt. Eins aber zeigt sie mit aller Klarheit: *Joseph und Maria haben ihren Sohn nicht verstanden.* Daß uns das noch unbefangen erzählt wird, ist ein Zeugnis dafür, daß hier ein Stück vom höchsten Alter, eine wirkliche Erinnerung aus der Kindheit Jesu in Nazareth, erhalten ist. Nicht ohne tiefe Bewegung werden wir uns sagen müssen: Es kann wohl nicht bei diesem einen Male im Nichtverstehen zwischen ihnen geblieben sein. Sie haben ein von einander verschiedenes inneres Leben geführt: das Kind und später der Knabe und Jüngling, und seine Eltern. Wer menschliche Art kennen gelernt hat, dem wird es nicht schwer fallen, das Wesen dieser Verschiedenheit sich vorzustellen. Vater und Mutter rechtschaffene und fleißige Menschen, kleine Leute, an Gesichtskreis und Gedanken, an Empfinden und Urteil geartet wie die Vielen. Den Glauben und die Hoffnung der Volksgenossen und Mitbürger teilen sie in gleicher Weise; was den Nachbarn interessiert, das interessiert sie auch; wovon die Leute sprechen, erscheint auch ihnen des Redens wert. Die Schriftkundigen und Gesetzeslehrer in der Synagoge erzählen diesen Leuten von Nazareth vom Gottesreich, legen die Weissagungen der Propheten aus, wühlen in alten und neuen Offenbarungen und deuten die Zeichen der Zeit. Da sitzen sie alle, die Handwerker und Ackerbürger, die Weinbauer und Krämer des Städtchens mit ihren braunen,

gefurchten Gesichtern, mit harten, abgearbeiteten Händen und hören von der Herrlichkeit, die da kommt, an der sie teilhaben sollen: Wie die Römer und Fürstenknechte aus dem Lande gejagt werden, wie der Messias seine Getreuen belohnen wird, wie Gott in seinem Reiche Tenne und Kelter segnen wird, wie die Heiden ihnen dienen und in Demut zu des Herrn Tempel kommen werden. Ach, wenn wir es doch bald erlebten, seufzen sie und denken an die Steuern des Tetrarchen, an die Frohnden zu Mauerbau und Kriegsläuften, an ihren sauern Schweiß und ihren gekrümmten Rücken bei der Arbeit mit Hacke und Karst auf dem Feldstück am Berge. Sie denken an den Statthalter des Cäsars in Jerusalem, wie sie ihn beim Passahfest in den Straßen gesehen haben, hochmütigen Blicks, von Beilen und Ruten geleitet; sie sehen wieder die Speere der römischen Soldaten auf der Burg über dem Tempel blitzen und hören den ehernen Tritt der heidnischen Kohorte in den Gasse nder Gottesstadt dröhnen. Die Fäuste ballen sich, die Augen blitzen: Warten, noch eine kleine Weile nur warten, und dann . . . dann kommt unsere Stunde! Sie sind alle einer wie der andere; was sie erregt und beruhigt, was sie ergreift und was sie abstößt, das sind die Begegnisse des harten, arbeitsreichen Werktags, der ihr Leben ausmacht. Sie wissen nichts von jenen Höhen und Tiefen, zu denen die menschliche Seele nur dann gelangt, wenn sie die verborgenen Regungen der großen Fragen des Daseins kennt, die unter der Oberfläche des Tages liegen!

Jesus besaß dies höhere Leben jenseits des Heute und Morgen von Kindheit auf. Es ist das Leben vor dem Angesichte Gottes, das Leben, dem die Dinge nicht das sind, was sie dieses Tages sind, sondern was sie in Ewig-

keit sein werden. Da vertauschen das Große und das Kleine den Platz; was hier den Gesichtskreis eines Menschen erfüllt hat bis an den äußersten Rand, sodaß daneben gar nichts mehr Platz hatte, das schrumpft dort zu einem Aschenstäubchen zusammen, vom Hauch des Mundes fortgeweht, und Fragen, die hier einem kleinen Wölkchen gleich, kaum sichtbar fern am Horizont geschwebt haben, die werden sich dort wie Berge vor dir erheben, deren Gipfel in die Wolken reicht. Gott und die Seele! Des Menschen Thun und Gottes Wille! Des Daseins Ziel und der Lebensweg! Das, nicht Essen und Trinken, Kleider und Wohnen, Hausstand, Reichtum, Ehre, Amt und was dem gleich ist, sind die Wirklichkeiten des Lebens, das ein religiöses zu heißen verdient. Wir Armen spüren nur in wenigen und kurzen Augenblicken unseres Daseins etwas vom Hauche dieses ewigen Lebens. Menschen, die er je und je durchweht, nennen wir Propheten Gottes. So müssen wir uns den Jesusknaben vorstellen seit seine Seele erwachte: Was auf Gott Bezug hatte, das war seine Wirklichkeit, in der er lebte; die Dinge, bei denen die Andern schon am Ende ihres Denkens waren, rühren nicht einmal an die Tiefen seines Empfindens.

Auf dem Berge hier, wo wir sitzen und das Buch seines Lebens in der Hand halten, hat er auch gesessen. Es giebt keinen Platz bei Nazareth, der besser für eine Menschenseele geeignet wäre, die mit sich und ihren Gedanken allein sein will. Hier hat er in den Schriften gelesen, in denen vom Reiche Gottes geschrieben stand. Von früh auf hat er sich vertraut gemacht mit allem, was im Gesetz und in den Propheten enthalten war. Wir dürfen ihn uns vorstellen, wie er einsam hinaufgeht auf den Berg,

von wo er über Land und Meer hinschauen und so viele von den Stätten der großen Thaten Gottes in Israel erblicken konnte. Er hat auch später die Berge und die Einsamkeit geliebt. Ein Buch war es vor allen, das den Grund alles Denkens und Hoffens für die Zukunft des Gottesvolks bildete. Oft, oft wurde über seine Worte in den Synagogen gepredigt! Darin stand jene berühmte Stelle von den Weltreichen und vom Gottesreich geschrieben:

„Ich, Daniel, schaute des Nachts in meinem Traumgesicht, wie auf einmal die vier Winde des Himmels losbrachen gegen das große Meer und vier gewaltige Tiere aus dem Meere heraufstiegen. Das erste glich einem Löwen und hatte Adlerflügel, und ihm wurden die Flügel ausgerissen. Darauf erschien ein zweites Tier, das glich einem Bären; nach der einen Seite war es aufgerichtet und hielt drei Rippen im Maule zwischen seinen Zähnen, und also ward ihm befohlen: Auf, friß viel Fleisch. Darauf schaute ich hin, da erschien ein anderes Tier. Das glich einem Panther und hatte vier Vogelflügel auf seinem Rücken; auch vier Köpfe hatte es, und ihm war Macht verliehen. Danach schaute ich, wie ein viertes, fürchterliches, schreckliches und sehr starkes Tier erschien. Das hatte gewaltige eiserne Zähne; es fraß und zermalmte, und was übrig blieb, zertrat es mit seinen Füßen. Es war von allen vorherigen Tieren verschieden und hatte zehn Hörner.

In einem fort schaute ich, und Thronsessel wurden hingestellt, und ein Hochbetagter ließ sich nieder, dessen Gewand war weißglänzend wie Schnee, und sein Haupthaar rein wie Wolle. Sein Thron bestand aus Feuerflammen und hatte Räder von flammendem Feuer. Ein Feuerstrom ergoß sich weit und breit von ihm aus; tau-

sendmal Tausende bedienten ihn und zehntausendmal Zehntausende standen zu seinen Diensten da. Das Gericht ließ sich nieder, und die Bücher wurden aufgethan, und ich schaute in einem fort: Da ward das Tier getötet, sein Leichnam vernichtet und dem Feuer zur Verbrennung überliefert. Auch den übrigen Tieren wurde ihre Macht entrissen und ihnen auf Zeit und Stunde bestimmt, wie lange sie bleiben sollten. Ich schaute weiter hin im Nachtgesicht. Da kam einer, wie eines Menschen Sohn mit den Wolken des Himmels heran, gelangte bis zu dem Hochbetagten und wurde vor ihn gebracht. Dem ward nun Macht, Ehre und Herrschaft verliehen: alle Völker, Nationen und Zungen müssen ihm dienen; seine Macht soll ewig und unvergänglich sein und sein Reich niemals zerstört werden!"

Das war das Urbild aller Weissagungen vom Gottesreich von den Tagen des Wiederauflebens der großen Zukunftshoffnungen Israels in den Freiheitskämpfen gegen die Syrer bis auf die Zeit, da Jesus im Buche Daniel las. Unter dem Namen des alten Weisen aus der Chaldäerzeit war im Augenblick der höchsten Not während der Religionsverfolgung des Antiochus Epiphanes von unbekannter Hand die mächtige Mahn- und Trostschrift ausgegangen, die sich als Weissagung all der durchlebten Schrecknisse und Offenbarung des unmittelbar bevorstehenden Eingreifens Gottes in den Weltlauf zur Rettung seines Volkes gab. Unabsehbar ist die Kette von Erzeugnissen dieser Schriftgattung, die mit der Daniel-Apokalypse anheben und im Stile einer Enthüllung göttlicher Geheimnisse und Offenbarung der Endzeit allen gläubigen, hoffenden, sehnsüchtigen Gemütern Trost und Mut in der Trübsal bringen wollen, indem sie immer von neuem verkünden: Nur noch eine kleine, eine ganz kleine Weile, dann ist das

Ende da! Von ihnen nährte sich der Glaube der Menge mehr, als von Gesetz und Propheten; sie liefen im Volke zahlreich um, bei hoch wie bei niedrig; sie wurden bearbeitet, ergänzt, korrigiert, wie Zeit und Umstände es verlangten, und in den Resten, die auf unsere Zeit gekommen sind, finden sich merkwürdige Beispiele ausschweifender und ungebildeter Thorheit neben Proben wahrhaft erleuchteten prophetischen Geistes. Weitaus die meisten dieser Erzeugnisse mußten sich damit begnügen, ein Sonderdasein außerhalb des Kreises der anerkannten heiligen Schriften zu führen; nur das Danielbuch kam noch, wenn auch an letzter Stelle, in den Kanon, und zur Zeit Jesu war es die Lieblingsschrift aller derer, die auf das Reich Gottes warteten.

Die vier Tiere aus dem Meeresabgrund waren die vier Weltreiche, die bis zur Makkabäerzeit in den Gesichtskreis des Judentums getreten waren: das assyrische, das babylonische, das persische und das griechische. Die drei waren vergangen und das vierte sollte in Kürze fallen — so glaubte der Schreiber des Buches. Alle waren sie heidnisch gewesen, widergöttlich und Dränger des Gottesvolks; nun aber war die Zeit erfüllt, die Gott für sie vorgesehen hatte und das fünfte Reich stand vor der Thür: das Reich der Weltherrschaft Gottes! Das sollte nicht einer Tiergestalt gleichen aus der Tiefe, mit schrecklichen Hörnern und Klauen, sondern dem Bild eines Menschen. Der danielische Menschensohn ist das Gottesreich; Gott selbst, der Alte der Tage, unterwirft ihm die Nationen des Erdkreises. Die Gottesherrschaft ist aber untrennbar verbunden mit der Herrschaft des Volkes Gottes! Darum ist der Menschensohn auch das stolze Abbild Israels gegenüber den wilden, barbarischen Tier-

gestalten der Assyrer, Chaldäer und Perser und der griechischen Diadochen.

Der Menschensohn! Ihm ward gegeben Macht, Ehre und Herrschaft — alle Völker und Zungen müssen ihm dienen — seine Macht soll ewig sein und sein Reich niemals zerstört werden! Das sind wir, du Gottesvolk! Hört es, Same Abrahams, das sind wir, denen dies Reich bereitet ist von Anbeginn der Welt! Höre es, Gemeinde des Herrn! Gewiß ist dies Wort, und ganz nahe die Verheißung Gottes — nur eure Sünden lassen ihr Kommen säumen. Umkehr, Umkehr! Wenn ganz Israel nur einen Tag lang gemeinsam Buße thäte, so würde die Erlösung durch den Messias dasein! Wenn nur zwei Sabbate überall dort, wo Söhne der Verheißung wohnen, so gehalten würden, wie es sich gebührt, so würde Israel sofort erlöst sein und das Scepter der Welt in unsere Hände übergeben werden — wehe dann den Gottlosen! So sprachen die Schriftgelehrten in Jerusalem, so sprachen der Rabbi und die Frommen in der Synagoge von Nazareth. Wie war es doch? Gott sollte die Herrschaft haben und Israel die Früchte davon genießen? Und weil sie das Gesetz Gottes nicht erfüllten, darum verzögerte Gott den Augenblick, wo er selbst seine Ehre in der Welt herstellte und sich vor allen Heiden zu dem Volk seiner Wahl bekannte? Umkehren! Nur einen Sabbat so halten, wie sichs gebührt! Aber kann denn Gott daran liegen, daß niemand am Sabbat seine Lampe auslöscht, damit am verlöschenden Docht keine Kohle bereitet und des Tages Heiligkeit entweiht werde? Kann Gott wirklich zornig darüber werden, wenn die Speise, die den Sabbat über warm bleiben soll, weiter zu sieden beginnt, weil sie in feuchte Wollflocken gesetzt ist? Verbot über Verbot, Gebot

über Gebot. Wie soll ein einfacher Mensch die lange, lange Reihe der Aufsätze kennen, die ans Gesetz gehängt sind? Das Alles soll Gottes Gesetz selber sein, und wer Eins davon nicht hält, der ist das Ganze schuldig. Wenn Gottes Gebot so ist, dann kann kein armer und kein ungelehrter Mensch den Willen Gottes thun; allein zu behalten, was rein und unrein ist an Gefäßen und Speisen, kostet ja fast die Arbeit eines Lebens! Eine Last hat Gott dann den Menschenkindern aufgebunden, so schwer, daß keiner sie jemals zu tragen vermöchte.

Wie wenig kennt doch solche Art den Geist Gottes! Welch eine Verirrung ist der Gedanke, Gott begehre von uns, daß wir um seinetwillen Schüsseln waschen oder den Eimer am Brunnen des Sabbats mit dem Leibgurt anbinden anstatt mit einem Stricke! Es war der alte Irrtum der Israeliten, gegen den schon Amos und Jesaia gekämpft hatten: als ob der Mensch Gott etwas anderes schenken könne, als sein Herz. Schon in den Tagen Assurs und Babels rief die Stimme Jahwehs dem Volke zu:

„Womit soll ich vor Jahweh treten, mich beugen vor dem Gott in der Höhe?
Soll ich etwa mit Brandopfern vor ihn treten, mit einjährigen Kälbern?
Gefallen Jahweh etwa Tausende von Böcken, unzählige Bäche Oels?
Soll ich ihm etwa meinen Erstgebornen als Sühne für mich geben, meine Leibesfrucht als Buße für mein Leben?
Er hat dir gesagt, o Mensch, was frommt! Was fordert denn Jahweh von dir,
Außer Recht thun und Liebe üben und demütig wandeln vor deinem Gott!"

Nun waren es nicht mehr Opfer, mit denen allein man Gott ermüdete, sondern dazu der Aberwitz der Gesetzesknechtschaft. Sie dachten sich Gott wie einen pedantischen Schulmeister,

der seinen Kindern eine lange und verwickelte Aufgabe gestellt hat, mit hundert verborgenen Fußangeln und Fallgruben, und der nun sitzt und aufpaßt, welche Fehler gemacht werden. Jede Flüchtigkeit, jedes übersehene Zeichen, jede entschlüpfte Zahl kostet den Missethäter ein Anfangen von vorne, und wer sich nie versieht, wer am unfehlbarbarsten zur lebendigen Rechenmaschine wird, der ist der vorbildliche Fromme, der Mann nach dem Herzen Gottes! Wenn sie auch nur einen Tag lang alle so gewesen sein würden, daß beim Abfragen kein einziger selbst nur um eine Ziffer oder einen Buchstaben von der Musterlösung abwich — dann wollte Gott das Aufgabenbuch zumachen und sie auf den ersten Platz unter den Völkern setzen!

Sie schreckten nicht davor zurück, den Tagelöhner, der im Kampf um das tägliche Brot nicht einmal die Kenntnis von ihren Spitzfindigkeiten erwerben, geschweige denn daß er sich sonst an sie kehren konnte, als einen Verfluchten zu bezeichnen, für den Gottes Verheißungen nicht daseien, weil er das heilige Gesetz nicht kenne. Um Händewaschen und Kümmelverzehnten hofften sie die Weltherrschaft im Reich des Menschensohnes zu erben, aber die Not ihres Nächsten an Leib und Seele sahen sie nicht an.

Das ganze Verhältnis zwischen dem Menschen und Gott war in der Vorstellung der Rechtgläubigen beherrscht von der seelenmörderischen Idee: Leistung um Leistung. Gott hat dies und das von uns zu fordern; erhält er, was ihm zukommt, so hat er dies und das dafür zu geben. Was er zu fordern hatte, das war von den Gesetzesgelehrten unter mehr als 600 Nummern in ein langes Verzeichnis von Geboten eingeordnet worden, vom Größten bis zum Kleinsten, und ein Verstoß gegen einen dieser Punkte wog genau soviel wie die Verletzung

des andern. Die Frömmigkeit war ein Gelehrtenwerk geworden; in dem verzwickten Opferritual der Tempelpriesterschaft von Jerusalem und in den haarspaltenden Definitionen der Schriftkundigen mußte man stöbern und suchen, um ein gutes Gewissen vor Gott zu haben und sein Teil dazu beizutragen, daß das Reich Gottes komme. Darüber vergaßen sie alle, wofür schon die Propheten gekämpft hatten, deren Gräber sie schmückten: Daß dem Menschen kein anderer Gottesdienst geboten sei, als sich seinem Mitmenschen zu erzeigen, wie es Gottes ewigem Recht entspricht, und daß Gott nichts begehre als die rechte Gesinnung des Herzens gegen Sich und den Nächsten, mit dem er dir zu leben gesetzt hat!

Wie oft, wie oft mag Josephs Sohn in Mittagsstille und Abendfrieden von dieser Höhe herab auf Nazareth geblickt und sein Herz sich vor bitterem Weh zusammengezogen haben, wenn er es bedachte: Sie, sie sind es selber, die mit ihrer Lehre und mit ihrem Thun das Kommen des Reiches aufhalten, denn ihre Herzen sind ferne von Gott!

Wer unter ihnen war wohl, der so heiß und sehnend der Gottesherrschaft entgegenverlangte, wie Jesus? Wie tief und innig begriff er das Reich im Bilde des Menschensohnes als schrankenlose Wirklichkeit des Gotteswillens in allem Geschehen auf Erden! Den Juden erschien die Knechtung des Gottesvolks und der Triumph der Heiden als der stärkste der Widersprüche, die der gegenwärtige Weltlauf gegenüber der Verwirklichung des Willens Gottes aufwies — für Jesus war die schlimmste der Gott feindlichen Gewalten sicher nicht der Kaiser Tiberius samt seinem Prokurator und den Beilen der Liktoren in Jerusalem, sondern er ging mit seinen Gedanken viel tiefer.

Die Herrschaft des Bösen, das war das Eine — die Unkenntnis des wahren Willen Gottes, das war das Andere, was Jesus gewahrte und was ihm ans Herz griff; Not und Tod, Sünde, Elend, Armut, Krankheit und alle Uebel im Gefolge dieser — sie waren die eigentlichen Beweise dafür, daß in der Welt die Dinge nicht standen, wie sie stehen sollten. Sicher aber würde sich nichts daran ändern, solange die Lehre der Frommen galt, daß der Weg zu Gott durch sechshundertdreizehn Gebote und zwanzigerlei Arten von Opfern ging. Wie stand doch im Psalmbuch zu lesen?

„Herr, öffne mir die Lippen, damit mein Mund deinen Ruhm verkünde!
Denn Schlachtopfer begehrst du nicht, sonst wollte ich sie geben, und an Brandopfern hast du nicht Wohlgefallen.
Die ersten Schlachtopfer für Gott sind ein zerbrochener Geist, ein zerbrochenes und zerschlagenes Herz wirst du, Gott, nicht verschmähen!“

Wo blieb vor diesem Wort der ganze Dienst im Tempel? Und wo blieb das Treiben der Schriftgelehrten vor dem anderen Wort das im Gesetz zu lesen stand: Nicht übersteigt das Gebot, das ich dir gebe, deine Kräfte oder ist für dich unerreichbar! Nicht im Himmel ist es, daß du sagen könntest: wer steigt hinauf, es uns herabzuholen und es uns zu verkünden, damit wir danach thun? Auch ist es nicht jenseit des Meeres, daß du sagen könntest: wer fährt hinüber und holt es uns herbei und verkündigt es uns, daß wir danach thun? Vielmehr ganz nahe liegt dir das Wort; in

deinen Mund und dein Herz ist es gelegt, sodaß du danach thun kannst!

* * *

Ueber Nazareth lag das Dunkel des Abends und Gottes Sterne leuchteten über Rom und Jerusalem und dem verborgenen Winkel zwischen den Bergtriften Galiläas. Drunten in der Stadt löschten sie jetzt in ihren Häusern ein jeder das Licht seiner Lampe und suchten die Lagerstatt auf, müde von des Tages Hitze und Last. Der Töpfer ließ seine Krüge und seinen Thon auf dem Hofe, der Zimmermann seine Balken und sein Richtscheit auf dem Bauplatz, der Rabbi that seine Buchrolle fort und der Kelterer ging von der Presse. Die Menschen ruhten von ihrer Arbeit und ihre Werkzeuge lagen still bis zum andern Morgen. Auch in Josephs Häuschen gingen sie zur Ruhe, Vater, Mutter und Geschwister. Nur Jesus war nicht da; er saß allein auf dem Berge und betete zu Gott: Dein Reich komme zu uns, bald in Eile, in unsern Tagen!

Er kannte sie alle im Städtchen, der Mann auf dem Berge, alt und jung. Wie ein offenes Buch lag ihr Leben vor seinem Auge da, alles was sie hofften und begehrten und wovor ihr Herz erschrak, denn seit seiner Kindheit hatte er als ein Sehender unter ihnen gelebt. Er wußte von jedem Mann, von jeder Frau dort unten, mit welcher Sorge der und die jetzt schlafen ging und mit welcher Hoffnung sie des Morgens wieder aufstanden. Er wußte, wieviel davon Ewigkeitsgedanken waren und wieviel nichtige Plage des Tages, der heute ist und morgen nicht mehr. Hier ein Körnlein und dort ein Körnlein Saat vom Acker Gottes, aber wie verschwand das unter der Spreu und den

15*

Disteln! Nicht anders als hier sah es in den übrigen Städten und Dörfern des Landes aus, von Jerusalem angefangen bis zum letzten Weiler im Gebirge und in der Wüste. Das wußte Jesus wohl. Ein einziges Wort kennzeichnete sie alle: *Ferne von Gott, ferne von Gott!* Sie aber hoffen auf das Reich Gottes. Da es nicht kommt, fangen sie an zu fragen: Was fehlt, daß Gott verzieht, uns zu erlösen? — und ihre Lehrer antworten ihnen: Ihr thut das Gesetz Gottes nicht! Aber der Weg, den jene weisen, führt nur immer weiter von Gott ab, statt zu ihm hin. Die Herzen bleiben hart und eng, die Geister dumpf und voll Irrens bei aller Qual und Plage mit Sabbaten und Reinigungen, mit Opfern, Gelübden und Zehnten. Der Tempel füllt sich mit Gaben und die Schriftgelehrten machen viele Schüler, aber im Lande Goktes hungert die Waise und der kranke Bettler liegt vergessen vor der Thür des Reichen. Nur ein Tag nach dem Gesetz und ihr werdet leben! Aber Jesus weiß, daß auf diese Art den Seelen der Menschen auch noch der letzte Ausblick zu dem Gott genommen werden wird, dessen Gnade sie suchen. Sie meinen, sie dienen Gott und dabei zählen sie die Stunden, bis der Tag vorbei ist, an dem sie Gott geben müssen, was Gottes ist und bis sie wieder vor den Richter gehen können, dem Nächsten zu nehmen, was des Nächsten ist. Sie wollen Gottes Gebote halten und wissen nicht, daß das Gesetz und die Propheten in zwei Worten hangen: Gott sollst du lieben über alles und deinen Nächsten als dich selbst!

Wahrlich, nicht nahe kommt das Reich Gottes auf diese Weise, sondern ferner rückt es von Tag zu Tage. Wohl ist die Zeit erfüllt, die Tage des Menschensohnes sind vor der Thür, aber wenn dieses Geschlecht nicht um-

kehrt von seinem Wege, so wird keiner von ihnen den Tag des Herrn schauen! Giebt es etwas Schrecklicheres, als ein Sehender unter Blinden zu sein, die in die Irre gehen? Sie mühen sich um den Weg, sie suchen und straucheln; ihre Zunge lechzt nach Erquickung und ihr müdes Herz nach dem Ziel des langen Wanderns, aber ihre Augen sind gehalten und sie sehen es nicht, daß sie stets weiter von der rechten Straße abkommen, immer rettungsloser in die Dornen und den dürren, toten Sand der Wüste hinein, und daß eines Tages ihre Gebeine dort bleichen werden in Windeswehen und Sonnenschein!

So war Jesus unter seinen Landsleuten, inmitten seiner Verwandten und seines Volks. Er war ein Knabe und er begriff nicht, wie seine Eltern ihn schelten konnten, daß er im Hause Gottes geblieben war, um zu lernen, was Gottes Gebote seien. Er war ein Jüngling und er faßte es nicht, wie die Menschen in Leidenschaft entbrannten um Nichtiges und ihren Zorn und ihre Hingabe an Dinge verschwendeten, die fern von der Sache Gottes waren. Er ward ein Mann und er gewahrte, daß Blinde Blinde an den Ort des Lichtes leiten wollten und wie sie miteinander auf dem Weg zum Abgrund waren, in dem die Finsternis wohnt!

Da wurde seine Seele betrübt bis in den Tod, und er schrie Nacht und Tag zu Gott: Herr hilf mir, *was soll ich thun!* Die Jahre waren gekommen und gegangen. Joseph war gestorben und die Geschwister waren herangewachsen. Niemand von ihnen, niemand in Nazareth wußte und begriff, was Jesus bewegte. Er aber wuchs in der Erkenntnis Gottes. An den Gestalten der großen Propheten Israels vermögen wir zu sehen, was das *Heldentum* in der Religion ausmacht. *Es ist die*

restlose Hingabe des Menschen an Gott! Gott offenbart sich uns in dem Maße, wie wir im Stande sind, ihm unsere Seele samt ihren Kräften als ein reines Gefäß für den Geist, der von ihm ausströmt, darzubieten. Jesus muß das schon, da er noch in der Verborgenheit lebte, vollkommener gekonnt haben, als je ein Menschenkind vor ihm. So lernte er Gott kennen, immer tiefer und besser. Aber von Jahr zu Jahr wuchs die eine, die große Frage höher und unabweislicher vor ihm empor: Mein Gott, mein Gott! Was soll ich thun, daß dein Wille geschehe auf Erden wie im Himmel!

Das ist das Wesen der wahren Religion, daß sie kein Stillesitzen kennt, kein Sichbescheiden und Rechnen mit den gegebenen Größen. Auch Jesus hat es nicht gekonnt. Er hat gerungen und gerungen bis auf den Tag, da Gott es ihm offenbarte, wer er und was sein Lebenswerk sei. Es ist eine verblaßte und gealterte Religion, die die Dinge so hinnimmt, wie sie sind. Wenn der Weg weit geworden ist zu den Quellen, daraus Offenbarung fließt, dann sprechen die Menschen: Stille, Stille. Vertrau auf Gott und thue dein Werk. Erfülle deinen Beruf in dem Stande und an dem Ort, dahin Gott dich gestellt hat, so thust du wahren Gottesdienst. Lebe in der Natur und in der Welt und suche dein Genügen darin, daß du im Geiste frei bist von Welt und Natur. Ueberlege was frommt und laß deine Hände von aller Gewaltsamkeit und allem Umsturz. Das ist Klugheit, Weisheit, Nüchternheit, vielleicht auch Demut oder ein zerbrochener Wille, je nachdem, aber nicht Religion. Nicht als ob Menschen, die so reden, keine Religion hätten oder kennten; sie können fromm sein, aber die Religion herrscht nicht bei ihnen. Sie haben vielleicht Religion, aber die Religion besitzt sie nicht, nicht in

ihrer reinen Form, auf der Höhe ihres Wesens. Es ist eine Legierung von Religion und allerlei Stoffen, die ihr fremd sind. Unsere Zeit ist so geartet, daß sie die Religion in ihrer klassischen Erscheinungsweise nicht kennt. Das ist kein Wunder, denn wir sind noch nicht wieder zu der Unmittelbarkeit des Gottempfindens zurückgelangt, die das Altertum besaß und die uns das Zeitalter der Naturwissenschaft genommen hat. Wo aber keine Empfindung ist, da ist auch keine Hingabe. Die Alten fühlten es, daß Kraft Gottes sie umgab, wo sie gingen und standen: im Wehen des Windes, im Licht der Sonne, im Wachsen der Saat, in Tau und Regen, in Erdbeben und Gewitter. Darum war es ihnen natürlich und selbstverständlich, daß Gott selbst auch in ihrem Leben und in den Begebnissen der Geschichte waltete. Sie kannten nichts, das nicht, bevor es geschah, Gegenstand des Erwägens und Frucht der Entschließung Gottes gewesen war, und zur Vollendung gelangte diese Weltanschauung in dem Gottesglauben des jüdischen Volkes. Das ist das eine Große neben dem vielen Kleinen in der Religion Israels zur Zeit Jesu.

Wir haben Gott in der Natur verloren; Kopernikus und Darwin haben ihn fortgenommen. Wir sehen die Lilien wachsen, aber wir sagen nicht mehr, daß Gott sie kleidet. Wir hören das Sausen des Windes, und wir wissen, von wannen er kommt und wohin er fährt. Wir sehen den Blitz über den Himmel leuchten vom Aufgang bis zum Niedergang und spannen seine Kraft in unsre Maschinen, berechnen, was sie uns wert ist bei Heller und Pfennig. Wir gehen durch Wald und Flur, aber es sind nur noch unsere Poeten und unsere Kinder, die mehr als Natürliches in der Natur zu spüren glauben. Wir müssen erst wieder lernen, vor Gott zu zittern, von ihm über-

wältigt zu werden, wie von einer Naturkraft; wo nicht, so wird uns auch die volle Hingabe an ihn fremd bleiben und wir werden uns damit zu bescheiden haben, daß wir wie Zaungäste sind beim Fest der Seinen. Es ist eine Selbsttäuschung, zu glauben, daß man die Religion erlebt, indem man sie beschreibt, mag es nun kritisch geschehen oder unkritisch. Vielleicht sind die Zeichen schon da, daß es auch unter uns anfängt, wieder anders zu werden. Vielleicht ist der Sauerteig schon da, der bestimmt ist, den matten, zähen Kleister unseres Gottesglaubens in Gährung zu bringen, daß man Brot davon bereiten kann und Hungrige satt werden. Vielleicht.

Jesus lebte in Gott. Nicht täglich eine Stunde oder zwei, wenn er nicht gerade etwas anderes zu thun hatte, arbeiten, essen, spazierengehen, mit einem hohen Herrn sprechen, einen Rat pflegen und dergleichen, sondern immer. Was er dabei für Erfahrungen gemacht hat, davon zeugt seine Predigt; sichtbar für den Blick seiner Verwandten und Landsleute ist damals aber nichts davon geworden. Schon daraus wird deutlich, wenn es noch eines weiteren Erweises bedürfte, daß die Seinigen, Mutter wie Geschwister, Alltagsgeister gewesen sind. Vielleicht war der Vater Joseph eine Seele aus einer anderen Welt, denn für den Jesus, den wir kennen, ist der Vatername etwas Hohes und Köstliches. Aber schwerlich hat Joseph seinen Sohn zum Manne heranwachsen sehen. Wo wir Jesus begegnen, da ist er das Haupt der Familie. Er wird es auch in Nazareth schon eine Reihe von Jahren gewesen sein, bevor er mit seiner Verkündigung in die Welt hinaustrat.

* * *

Das Glockengeläute unten in der Stadt war verstummt — der Sonntagvormittag zu Ende. Wir gingen am oberen Bergrand noch ein Stück weiter bis zu einer steilen und abschüssigen Stelle des Hanges. Vielleicht war es hier, wo die Leute von Nazareth den Propheten hinabstürzen wollten, der in seine Vaterstadt gekommen war und keine Wunder thun konnte, wollte. Ob wohl Jesus heute unter uns mehr thun könnte, als unter den Nazarethanern?

9.

Esch-Scheria

Es ist Nachmittag und die Glut des Tages auf ihrem Höhepunkt. Unser Wagen rollt aus dem Thor des Russenbaues in Jerusalem, an der Nordmauer mit dem stolzen Damaskusthor entlang; dann biegen wir bei dem alten Eckbollwerk Burdsch Laklak, dem Storchenturm, nach Süden um. Hier senkt sich die Fahrstraße ins Kidronthal hinab, läuft am Grabe Marias vorbei und durchschneidet dann, den Seitenabhang des Oelbergs auf der Ostseite der Senkung wieder emporklimmend, einen großen jüdischen Begräbnisplatz. Nach einer halben Stunde ist Bethanien erreicht, heute el-Azarije genannt, nach Lazarus, der hier gewohnt hat. Der Weg nach Jericho ist jetzt eine gut fahrbare Straße. In zahlreichen Windungen und ununterbrochenem starken Gefäll senkt er sich von Jerusalem in vier Stunden bis auf den Boden des Jordanthales hinab; der Höhenunterschied macht mehr als tausend Meter aus. Die alte Straße, die zur Zeit Jesu begangen wurde, ist bedeutend kürzer und steiler; stellenweise ist sie noch gut erhalten und pflegt von Reitern benutzt zu werden, um die Krümmungen der neuen Chaussee abzuschneiden. Nach heutigen Begriffen kann sie auch zu der Zeit, da sie voll-

ständig im stande war, nicht fahrbar gewesen sein, aber man denke an die beispiellos steilen Römerstraßen, die zum Alpenkamm hinaufführten und doch wahrscheinlich befahren worden sind! Dieser Weg war zur Zeit Jesu eine der Hauptverkehrsadern des Landes; Jericho und Jerusalem waren unter Herodes dem Großen und Archelaus die beiden königlichen Residenzen, zwischen denen ein großer Verkehr von Reisenden, Lasten und Truppenkommandos hin und her ging. Man kann ja nicht unsere heutigen Begriffe von Weg und Steg zum Maßstab für die alte Kultur im Orient machen; noch weniger freilich darf man die Wege damals in einem ähnlichen Zustande sich vorstellen, wie sie heute sind. Der Orient hat vor dem Abendlande ein vom gebahnten Wege fast unabhängiges Transportmittel, das doch große Lasten zu bewältigen vermag und nur geringe Ansprüche an seinen Unterhalt stellt, in dem K a m e e l voraus. Selbst heute, wo die Bevölkerung abgenommen hat und der Handelsverkehr nur noch einen geringen Bruchteil dessen darstellt, was er einstens war, ist es überhaupt nur durch das Kameel möglich, die vorhandenen Mengen der Güter zu bewegen. Pferde, Esel und Maultiere würden auf weiten Strecken versagen und in den meisten Fällen einen im Verhältnis zu ihrer Leistungsfähigkeit großen Kostenaufwand für den Transportverkehr bedingen. Durch die Kameelkarawanen aber konnte selbst dem einstigen starken Bedürfnis nach Güterbewegung entsprochen werden. Was den Personenverkehr betrifft, so gingen arme Leute zu Fuß und selbst solche, die es ihrer Mittel wegen nicht nötig gehabt hätten, bedienten sich bloß eines Eseleins, um fortzukommen. Der Esel zum Reiten ist das Tier des Bauern und des Bürgersmannes, aber es gilt für niemanden als eine Schande, zu Esel zu sitzen.

Ibrahim Pascha, der berühmte Feldherr und Stiefsohn Mehemed Alis von Aegypten, hat von Kairo bis Ikonium auf einem Esel gesessen, ohne daß man sich darüber aufhielt.

Unser Wagen war ein ziemlich bedenkliches Gefährt; die Pferde noch bedenklicher und der Kutscher am allerbedenklichsten. Alles gute Geschirr samt Zubehör that in Haifa und Jaffa bei der Kaiserreise Dienst. Bald hinter Bethanien sieht man das Dorf Abu Dis, schon mitten in der Wüste Juda gelegen, dem felsigen, wasserlosen, von Schluchten durchschnittenen Abfall des judäischen Hochlanlandes zum Ghor. Die Leute von Abu Dis beanspruchen es als ihr Recht, die Reisenden nach Jericho und ans Tote Meer durch einen Mann aus ihrem Dorf eskortieren zu lassen — eine sehr überflüssige Sache, denn die türkische Regierung hält auf dieser Strecke die Sicherheit selbst in genügender Weise aufrecht. Etwa auf einem Viertel des Weges von Jerusalem an gerechnet gelangt man an den Brunnen des Lazarus, wie die Araber, an die Apostelquelle, wie die Christen sagen. Dies ist das einzige Wasser bis hinunter in die Ebene von Jericho. Man darf deshalb annehmen, daß jeder Reisende, der von Jericho heraufkam, hier Halt machte, um sich zu erquicken. In alten Zeiten stand ein großes Rasthaus da; noch im sechzehnten Jahrhundert wurde von den Türken ein steinerner Chan mit Brunnenhaus neu gebaut. Jetzt ist eine Kaffeeschenke da, kahl, schmutzig und unfreundlich. Der Araber, der darin sitzt, kann seine Forderung für einen Schluck Mineralwasser nicht hoch genug stellen, aber man muß ihm seinen Preis bezahlen, denn das Wasser in der Quelle ist garstig und hat viele Blutegel. Merkwürdig, was die Eingeborenen für Begriffe von gutem Wasser haben. Für sie

ist das Entscheidende nicht, ob ein Wasser klar und rein im Geschmack ist, sondern ob es fließt oder steht. Das fließende, mag es noch so trübe sein, wird weit über das klarste Teich= oder Zisternenwasser geschätzt; zu kultischen Zwecken, religiösen Waschungen, soll man es überhaupt allein benutzen. Der Muhammedaner hält für das beste Wasser der Welt dasjenige, welches aus dem heiligen Brunnquell Zemzem bei der Kaaba von Mekka fließt, obgleich es brackig und voll Käfer sein soll; darnach kommt in dem allgemeinen Urteil das Wasser aus dem Nil und aus dem oberen Euphrat. Ich trank aus der Quelle des Euphrat, wo sein Wasser klar ist wie Krystall, und ich habe von seiner gelben Flut geschöpft, wo die beiden Quellarme sich zum stattlichen Strome vereinigen. Das Wasser schmeckte in der That vortrefflich; man trinkt es mit Genuß und lange. Vielleicht rührt es daher, daß der Fluß auf dem vegetationsarmen armenischen Hochlande fast gar keine organischen Stoffe erhält, aber beim Nil ist das Gegenteil der Fall und die Lazarusquelle quillt direkt aus dem toten Gestein des Wadi el=Hôd in der Wüste Juda. Sicher hat auch Jesus mit den Seinen hier gerastet und getrunken, denn der steile Anstieg von Jericho her macht den Wanderer erschöpft und durstig, zumal die Sonne in diesen Thälern ohne Baum und Strauch, ja fast ohne Spur von Vegetation, mit furchtbarer Gewalt vom Himmel herab brennt, und die Glut, die von der Rückstrahlung der Hitze vom kahlen Gestein her entwickelt wird, unbeschreiblich ist.

Auf halbem Wege liegt Chan Hadrur; an der Mauer des Gebäudes liest man in französischer und englischer Sprache: Herberge zum guten Samariter! Merkwürdig, daß keine russische Inschrift da ist; die Rus=

sen spielen sonst eine große Rolle hier. Sie haben in Jerusalem das größte aller fremden Anwesen und in Jericho ein gutes Pilgerhaus. Die Stufenfolge in der Wertschätzung der europäischen Mächte in den Augen der Eingeborenen mag man daraus entnehmen, daß die Eselvermieter dem Reisenden ihre Tiere zunächst mit russischen Sprachbrocken anbieten; dann englisch oder französisch. Was der Kellner in Deutschland dadurch zum Ausdruck zu bringen sucht, daß er den Reisenden adelt oder zum Professor macht, das meint der arabische Junge hinter dem Esel, wenn er mich glauben machen will, er hielte mich für einen Russen.

Allmählich erhascht man hie und da einen Blick auf den blauen Spiegel des Todten Meeres, immer noch tief unter der Höhe der Straße, nach vorne zur Rechten. Kurz bevor die Ebene erreicht ist, geht der Weg durch einen Engpaß, der im Altertum von zwei Kastellen verteidigt wurde. Das eine hieß Thrax, das andere Tauros; sie begegnen in den Feldzügen des Herodes und der Römer. Zwischen ihnen hindurch marschierte Pompejus von Jericho, wo er Lager geschlagen hatte, nach Jerusalem, nachdem das Heer durch die heiße Jordanniederung von Norden herabgezogen war. Unser Kutscher fuhr den ganzen Weg wie unsinnig und ließ die Pferde in vollem Jagen die Straße hinablaufen. Kurz bevor die Ebene erreicht war, kam die längst erwartete Katastrophe: Die Tiere gehorchten nicht, der Wagen näherte sich immer mehr dem Rande der Wegböschung, und man konnte ungefähr berechnen, wo der Fall erfolgen würde. Richtig schlug das Gefährt um, glitt den zum Glück nicht mehr hohen Abhang hinunter und kehrte alsbald seine Räder nach oben. Wir waren alle unverletzt geblieben. Unser Diener arbeitete sich als

erster hervor, fiel über den Kutscher her und fing ihn an zu schlagen; nur mit Mühe war er von diesem Thun dahin abzubringen, daß er lieber den Wagen wieder aufrichten half.

Ganz nahe der Stelle, wo die Straße aus dem Berglande heraustritt, beginnen die Ueberreste des neutestamentlichen Jericho. Das heutige Dorf er=Riha liegt noch eine halbe Stunde weiter östlich; in altisraelitischer Zeit lag die Stadt wieder an einer anderen Stelle, mehr nach Norden. Uns interessiert natürlich das Jericho Jesu am meisten. Ruinen von Gebäuden sind fast gar keine vorhanden, wohl aber zahlreiche Spuren der ausgedehnten Bewässerungsanlagen, die seit Herodes diese Gegend zu einem der bewundertsten Punkte der alten Welt machten. Die Jerichooase war schon vorher ein so kostbarer Besitz, daß Kleopatra sie sich von Antonius schenken ließ. Herodes kaufte sie für schweres Geld von der Aegypterin zurück, um dies wertvolle Stück Land mitten in seinem Herrschaftsgebiet nicht in fremden Händen zu lassen. Balsam und Palmen waren die beiden berühmten Produkte von Jericho; die Einkünfte aus diesen Pflanzungen waren so groß, daß der finanzkluge König die kostspieligsten Wasserbauten, große Behälter, Dämme und Kanäle nicht scheute, um die Kulturen auszudehnen. Eine starke Quelle, die am westlichen Rande der Oase hervorbricht und das Wasser eines Baches, der durch eine tiefe Schlucht vom judäischen Kalkgebirge herabkommt, wurden benutzt, um große seeähnliche Teiche aufzustauen. Zwischen diesen Wassern erbaute sich Herodes ein prachtvolles Winterschloß mit üppigen Parkanlagen. Die Umfassungsmauern eines Teiches aus jener Zeit, der noch heute gelegentlich Wasser hält — des Birket Musa — messen tausend Schritt im Um=

fang. Der Grund dafür, daß bei Jericho viele unter diesem Breitegrad sonst nirgends vorhandene Gewächse gedeihen, ist das tropische Klima auf dem Boden des tief unter den Meeresspiegel eingebrochenen Ghor. Von Kultur ist heute freilich keine Rede mehr. Einige wenige Dattelpalmen wachsen zwischen den kümmerlichen Behausungen der Fellachen und im Garten des russischen Hospizes. Die einst weltberühmten Balsamstauden giebt es nicht mehr; der Wasserreichtum verrinnt fast ungenutzt, und die Menschen hier sind der verkommenste Schlag in Palästina.

Im russischen Pilgerhaus fanden wir Aufnahme für die Nacht. Es waren viele Wallfahrer da, merkwürdige Gestalten. Genau so wie vor den Altären im Höhlenkloster zu Kiew oder in der Himmelfahrtskathedrale zu Moskau sieht man sie auch hier. Ohne einen Pfennig in der Tasche machen sie sich aus ihrer Heimat — vielleicht am Eismeer oder am Ural — auf; ein Fuchsfell, das sich vermittelst einer Schnur zu einem Beutel zusammenziehen läßt, haben sie als Tasche auf dem Rücken; die Füße sind mit Lappen umwickelt und in Schuhe von Lindenbast gesteckt, Beinkleid und Kittel von grauer Leinwand; einen weißen Stab tragen sie in der Hand, barhaupt mit langgewachsenem flachsblondem Bart- und Haupthaar: ein seltsamer Gegensatz zu den von Sonne und Staub bis zur Kupferfarbe gebräunten Gesichtern!

Es ist unglaublich, was die nordische Slavenrasse körperlich auch in diesem Tropenklima aushalten kann. Den Priester, der dem Hospiz vorsteht, sah ich mit schon gelichtetem Scheitel ohne Kopfbedeckung um Mittag in den Garten hinausgehen und sich so den furchtbaren Strahlen der Sonne des Ghor aussetzen. Das thut nicht einmal

ein Araber aus Furcht vor dem Sonnenstich, aber der Alte meinte trocken: Thut nichts, ich bin es gewöhnt. So halten es auch die Frömmsten unter den Wallfahrern den ganzen Weg über. Ihre Zehrung erbetteln sie sich unterwegs, ebenso auch noch den verschwindend geringen Betrag, um den die russische Regierung ihnen auf besonderen Pilgerschriften die Ueberfahrt nach Jaffa gewährt. Dort werden sie von den Kawassen der russischen Mission in Empfang genommen und nach Jerusalem gebracht. Um die Osterzeit sind Tausende von ihnen in der Stadt, aber das ganze Jahr hindurch reißt der Strom nicht ab. Wer die wirkliche, unverfälschte, hingebende Frömmigkeit des mittelalterlichen Pilgers sehen will, der muß diese Russen beobachten, wie sie in selbstvergessener, beseligt-ekstatischer Hingabe sich niederwerfen und immer von neuem mit der Stirn den Erdboden berühren, sobald sie zum ersten Mal von ferne die Kuppeln und Türme von Jerusalem erblicken; wie sie die Steine und Bilder der Grabeskirche küssen, wie sie an der Stelle, wohin die Ueberlieferung die Taufe Jesu verlegt, in das Wasser des Jordan steigen!

Es giebt welche unter diesen verwitterten Gesichtern, die an allen großen Heiligtümern der griechischen Christenheit ihr Kreuz geschlagen haben: auf dem Inselkloster im Weißen Meer, in der Lawra von Kiew, in Moskau, auf dem Berge Athos und zu Jerusalem. Ueberwiegend sind es Männer; die einen Asketen mit eingefallenem Gesicht, glühenden Augen und festgeschlossenen Lippen, über die kein Wort geht außer einem Gebet und dem murmelnden Heischen der Gabe für den Weg — die andern muntere Gesellen, denen das Wandern wahrscheinlich mehr ist als das Pilgern, und die ihre Späße selbst noch am Herbergstisch in Jericho zum Besten geben. Noch andere drückt

eine geheime Schuld: unrecht Gut oder ein Totschlag in der Stille; einen sprach ich auch, der auf die Pilgerfahrt gegangen war, weil er es zu Hause bei seinem bösen Weib nicht hatte aushalten können. Wir schulden der Schar, mit der wir in Jericho das Dach des Hospizes teilten, keinen geringen Dank, denn als wir am nächsten Morgen zum Toten Meer und an den Jordan weiter wollten, geriet unser Wagen gleich hinter Jericho in ein trockenes Bachthal, an dessen steiler Wand ihn unsere traurigen Pferde mit dem traurigen Kutscher nicht wieder hinaufziehen konnten. Ich mußte aussteigen, zum Hause zurückgehn und die Pilger um Hilfe bitten. Die ganze Schar brach auf und kam herzugelaufen; ein alter Graubart schwang sich auf den Bock, stieß den Araber mit einem gutmütigen, derben Puff herunter und peitschte die Tiere kunstgerecht an; die andern griffen in die Speichen der Räder, und in einem Nu war unser Wagen oben. Freundlich steckte der Aelteste der Genossenschaft — zu solchen pflegen sich die Leute auf der Wallfahrt zusammen zu thun — den silbernen Lohn ein, und alle riefen sie uns nach: Fahrt mit Gott!

Der Besuch am Ufer des Todten Meeres ist interessant, aber auf der Palästinafahrt doch nur ein Seitensprung, der ohne religiöses Interesse, bloß um der naturgeschichtlichen Merkwürdigkeit willen, gemacht wird. Wir eilten, von der laugenhaft beißenden Flut, in der kein Schwimmer untersinken kann, wieder hinauf an den Jordan zu kommen; gegen Mittag waren wir an seinem Ufer, beim Badeplatz der Pilger. Welch einen Eindruck macht diese große, rasch in ihrem Bett daherströmende Wassermasse des Flusses auf den Reisenden, der sich daran gewöhnt hat, nur tiefe Brunnenlöcher, überdeckte Cisternen

und trockene Bachthäler zu sehen! Selbst ein wirklicher Quell kommt um diese Jahreszeit selten weit von seinem Ursprung fort; er wird aufgefangen, gefaßt und verbraucht. Der Nahr-Mukatta bei Haifa, vier Tagereisen zurück, war das letzte flußähnliche Gewässer gewesen, das wir gesehen hatten.

Der Jordan hat heute auffallender Weise seinen Namen verloren; er wird nur noch esch-Scheria genannt, d. i. der Tränkplatz. Trotzdem wird gerade das Bild, das seine Ufer darbieten, im großen und ganzen noch dasselbe sein wie im Altertum. Der Fluß selbst ist tief, nur an wenigen Stellen furtbar, zwischen dreißig und hundert Schritte breit und von dichtem Buschwald auf beiden Ufern begleitet. Einst war das ganze untere Jordanthal ein großer See, wie die Ablagerungen auf beiden Seiten hoch an den Thalwänden des Ghor beweisen; dann verringerte sich die Menge des jährlichen Niederschlags, und der vom Strome genährte Wasserspiegel fiel, bis sich Zufluß und Verdunstung wieder die Wage hielten. Das Todte Meer ist der kleine Ueberrest jenes alten, weit nach Norden und Süden über die heutige Strandlinie übergreifenden Binnensees. Täglich verdunstet von ihm soviel Wasser, wie der Jordan ihm zuführt; nur im Frühling, wo die Wassermenge größer und die Hitze geringer ist, steigt der Seespiegel ein wenig. Auf dem Boden des Ghor hat sich der Fluß dann abermals ein Thal in den mergeligen und lehmigen Boden eingewühlt, aber die Gewässer füllen es lange nicht mehr aus; es ist eine Viertelstunde zu beiden Seiten des eigentlichen Flußbettes breit. An einzelnen Stellen läßt das Dickicht die Ufer frei, und man kann unmittelbar ans Wasser herantreten. Meist ist der Grund weich und schlammig, das Baden daher unbequem, aber es giebt auch Plätze mit

härterem, thonigem Boden. Das Wasser ist trübe und enthält soviel Bodensatz, daß man die von dem raschen Laufe aufgewühlten feinen Lehmteilchen in ihm schweben sieht, aber es schmeckt nicht unangenehm, nur sehr weich und lauwarm. Die Pilger pflegen davon zu schöpfen und es in Krügen und Flaschen zu Taufen in die Heimat mitzunehmen. Auch am Flusse selbst ist die Vegetation halbtropisch; neben den Tamarisken Tarfasträucher und die Euphratpappel, dazu allerlei sonst nur im heißen Afrika einheimische Sträucher und Schmarotzerpflanzen. Dieses Jordandickicht war schon im Altertum berühmt; es heißt im Alten Testament die Pracht des Jordan, und Löwen hausten darin.

Abgesehen von den Furthen sind die Jordanufer einsam. Belebt sind sie auch früher nicht gewesen, denn selbst in der Epoche der dichtesten Bevölkerung in Palästina, als sogar die Lavawüsteneien der Trachonen zwischen dem Haurangebirge und dem Hermon bebaut und bewohnt wurden, war das Ghor mit Ausnahme einzelner Oasen nicht angebaut und seine Bedeutung bestand hauptsächlich darin, daß es die östlichen und westlichen Landschaften schied. Wenn man nach rechts oder links eine Strecke weit von den Punkten, wo der Verkehr den Fluß zu kreuzen pflegt, sich entfernte, so war man auch zur Zeit Jesu völlig in der Einsamkeit. An einer solchen Stelle wird man sich den Ort zu denken haben, da Johannes taufte.

Wie bei den meisten Plätzen der evangelischen Geschichte, steht es auch hier so, daß man nur ganz ungefähr die Gegend angeben kann, wo das Berichtete geschah. Die Tradition über die Taufstelle hat mehrfach gewechselt. Früher zeigte man sie weiter oberhalb als jetzt, fast genau

östlich von Jericho, aber bereits die beiden Johannesklöster, die noch heute bestehen, sind etwas mehr nach Süden zu in unmittelbarer Nähe des Flusses gebaut. Auch eine alte Mosaikkarte von Palästina aus frühchristlicher Zeit, die man in den Ruinen vor Medaba im Ostjordanlande gefunden hat, enthält den Namen Bethabara in der Nähe von Jericho. Es kommt ja auch nicht darauf an, ob Johannes eine Meile weiter nördlich oder südlich predigte! So wie die Dinge jetzt an den sogenannten heiligen Orten stehn, kann man sich wenigstens, wenn das Fratzenspiel der Afterreligiosität gar zu arg wird, überall mit dem Gedanken trösten: Es wird nicht hier gewesen sein! Es wäre entsetzlich zu denken, wenn Brief und Siegel darüber bestände, daß Jesus wirklich dort gekreuzigt und begraben worden ist, wo heute der Hügel Golgatha und sein Grab gezeigt werden!

Mit dem Jordan geht es dem Wanderer auf der Spur Jesu wie mit dem See Genezareth. Auch am galiläischen Meer kann man wenigstens nicht mit Bestimmtheit sagen: Dies ist die und die Stelle! Aber das Bild als Ganzes, der See und die Landschaft, sie sind doch dieselben, wie zur Zeit Jesu. So auch hier. Ich suchte mir einen einsamen Platz im Gebüsch aus, im Schatten eines Tarfabaumes am Wasser, an einer Stelle, wo der Fluß eine Biegung macht und der Badeplatz der Pilger vor Augen lag. Dort nahm ich das Bild in mich auf. So wird es an der Stelle ausgesehen haben, wo Johannes taufte. Eilends, still glitt der Jordan wie zwischen hohen grünen Mauern einher. Die Zweige der Weiden hingen bis ins Wasser herab und die Pappeln streckten ihre Wurzeln bis unter das Flußbett; drüben auf der anderen Seite ragte steil eine rötlich braune Mergelklippe hoch aus den

Baumkronen hervor und um ihren Fuß gurgelte und strudelte die graugelbe rasch dahineilende Flut. Es war brennend heiß und die Sonne hoch; nur ein schmaler Streifen des Flusses am rechten Ufer lag im Schatten und dunkel spiegelte sich die Baumwand darin wieder. Stromabwärts trat eine flache grüne Landzunge vor; auf ihr waren keine Bäume. Auf dem Wasser und dem Walde des jenseitigen Ufers ruhte das Licht wie eine ausgegossene Masse; langsam sich drehend trieb dazwischen ein gestürzter Baumstamm, die weißen, verdorrten Aeste hoch emporstreckend, den Fluß hinab. Wären nicht die vielen Fußpfade gewesen, die wie ein dichtes Netz kreuz und quer durch das Gehölz liefen, das Kommen vieler Menschen hierher verratend — man hätte sich fortträumen können ins Fabelland der Einsamkeit.

Warum kommen die Leute an diesen Ort? Sie meinen, wenn sie hier badeten, würden ihnen Sünden vergeben. Wieviel echtes Heidentum steckt doch noch unter dem Christennamen! Wenn abermals zweitausend Jahre vergangen sein werden — ob dann die christliche Religion in allen ihren Ausgestaltungen diese Fremdstoffe wird überwunden haben? Schwerlich! Man kann heute noch sehr darüber streiten, wenn man die fünfhundert Millionen angeblicher Christen als eine Einheit nimmt, ob denn innerhalb dieses Körpers das Heidnische im Christlichen oder das Christliche im Heidnischen mächtiger sei. So steht es heute, nach so langer Zeit. Oft hatte ich über diesen einzigartigen Prozeß langsamer, innerer Zustandsänderung, nachgedacht, den stärksten, durchgreifendsten, in den die Menschheit eingetreten ist, seit sie ihr Dasein hat: Das Aufkommen der christlichen Weltanschauung. Noch ist er lange nicht abgeschlossen, ja nicht einmal auf seinem

Höhepunkt angelangt; vielleicht ist er erst eingeleitet. Wenn dieser Sauerteig wirklich einmal die ganze Masse der Menschheit ernsthaft mit seiner Gärungskraft ergriffen und durchsetzt haben wird, dann werden die Leute wahrscheinlich mit einem ähnlichen Kopfschütteln auf uns zurückblicken, indem sie die Geschichte unserer Religiosität studieren, wie wir auf manche Erscheinungen aus den ersten Jahrhunderten des Christentums. Dies nun war die Gegend, wo der erste Auftritt in dem neuen Abschnitt der Weltgeschichte gespielt hat, der mit Jesus Christus beginnt. Im Dickicht am Ufer dieses Flusses wurden die Worte gesprochen, mit denen damals der neue Weltlauf, fern von den zeitweiligen Centren des Geschehens, in Stille und Verborgenheit einsetzte.

In jenen Tagen, heißt es, erging ein Befehl Gottes an Johannes, den Sohn des Zacharias, in der Wüste, und er kam an den Jordan und verkündete eine Bußtaufe zur Vergebung der Sünden. Johannes trug ein Gewand von Kameelhaar und einen ledernen Gürtel um die Hüften; seine Nahrung waren Heuschrecken und wilder Honig, und ganz Judäa zog zu ihm hinaus samt den Einwohnern von Jerusalem und den Uferländern des Jordan. Im 15. Jahre des Kaisers Tiberius, als Pontius Pilatus Judäa verwaltete und Herodes Antipas Tetrarch in Galiläa war, unter dem Hohenpriester Hannas trat er auf, und viele ließen sich von ihm taufen im Jordan, indem sie ihm ihre Sünden bekannten. Als er aber auch Leute von der Richtung der Sadduzäer und Pharisäer zu seiner Taufe kommen sah, sagte er zu ihnen: Ihr Schlangenbrut, wer hat euch denn eingeredet, daß ihr dem kommenden Zorngericht entgehen könntet? Bringt würdige Früchte der Buße und versucht es nicht mit der

Ausflucht: wir haben ja Abraham zum Vater! Ich sage euch: Gott kann aus diesen Steinen dem Abraham Kinder erwecken. Schon ist die Axt den Bäumen an die Wurzel gelegt; jeder Baum, der nicht gute Frucht bringt, wird abgehauen und ins Feuer geworfen werden.

Da schickten die Pharisäer aus Jerusalem Priester und Leviten mit der Frage zu ihm: Wer bist du? Bist etwa der Messias? Er antwortete: Ich bin es nicht! Sie fragten ihn: Was denn? Bist du Elia? Er antwortete: Nein! Sie fragten weiter: Bist du etwa der Prophet, der kommen soll, den Mose uns zugesagt hat, als er durch den Mund des Herrn sprach: Einen Propheten, Israel, wird dir der Herr dein Gott erstehen lassen aus der Mitte deiner Volksgenossen wie ich einer bin; den sollt ihr hören? Er antwortete abermals: Nein! Da sprachen sie zu ihm: Wer bist du denn? Wir möchten denen Antwort bringen, die uns geschickt haben! Als was bezeichnest du dich? Er sagte: Ich bin die Stimme dessen, der in der Wüste ruft: Bereitet dem Herrn den Weg! Jene aber drangen weiter in ihn und fragten: Was taufst du denn, wenn du weder der Messias noch Elia noch der Prophet bist? Johannes erwiderte ihnen: Ich taufe mit Wasser zur Buße, aber nach mir kommt einer, der stärker ist als ich, für den ich nicht gut genug bin, ihm seine Schuhriemen aufzubinden. Der wird euch mit heiligem Geiste und mit Feuer taufen. Ihr kennt ihn nicht, aber er steht schon mitten unter euch und hat seine Schaufel in der Hand und wird seine Tenne reinigen. Den Weizen wird er in die Scheuer bringen, die Spreu aber wird er mit unverlöschlichem Feuer verbrennen!

Herodes der Tetrarch aber, der von Johannes getadelt wurde wegen seiner Ehe mit Herodias, seines Bruders

entlaufenem Weibe, und wegen vielen anderen Unrechts, das er begangen hatte, ließ Johannes auf seinem Gebiete jenseits des Jordans festnehmen und kerkerte ihn auf dem Schloß Machärus ein.

Johannes muß auf die Menschen, die sein Auftreten erlebten, einen tiefen Eindruck mit seiner Predigt und seiner Persönlichkeit gemacht haben. Auch Josephus, der jüdische Geschichtsschreiber, bestätigt das; aber am deutlichsten tritt es uns in der Art und Weise entgegen, mit der Jesus von ihm spricht. Nach seinem Zeugnis ist Johannes der gewaltigste Mensch gewesen, den er kannte, unter den Lebenden sowohl wie unter den Gewesenen. Was das im Munde Jesu sagen will, wird man ermessen, wenn man bedenkt, daß der, der dieses Wort gesprochen hat, Mose und Jesaia kannte. Was uns von Johannes Geburtsgeschichte berichtet wird, ist freilich Legende, so gut wie die Erzählungen über die Geburt Jesu. Nur daß er ein Judäer war, aus priesterlichem Geschlecht, wird man annehmen können und vielleicht auch, daß er ein Altersgenosse Jesu war.

Ein Wort des Johannes ist es namentlich, das uns einen tiefen Blick in die Welt seiner Gedanken thun läßt, das Wort, das er den pharisäischen Abgesandten erwidert: *Mitten unter euch steht der, den ihr nicht kennt, der nach mir kommt!* Damit bekennt auch er sich zu dem Glauben, daß die Ankunft des Messias unmittelbar bevorstehe, ja, daß der Ersehnte bereits geboren sei und unerkannt in der Mitte seines Volkes weilte. Diesen Glauben schöpfte er nicht aus einem Wissen von Jesus, der ihm nach seinem eigenen Zeugnis unbekannt war. Er ahnte nichts von dem Sohne Josephs in Nazareth, aber er teilte die Ueberzeugung aller From-

men jener Tage, daß die Zeit erfüllt war. Man rechnete ja höchstens noch einige Jahre bis zur Ankunft des Messias, und die Pharisäer hatten schon ein Menschenalter vorher, in den letzten Tagen des alten Herodes, schweres Unheil über eine Anzahl Höflinge heraufbeschworen, denen sie ihre nahen Hoffnungen mitteilten und die unvorsichtig genug waren, etwas davon zu den Ohren des Königs dringen zu lassen.

Johannes' Auftreten zeigt, daß neben jener Richtung, die das Offenbarwerden des Messias durch peinlich genaue Erfüllung aller Forderungen Gottes herbeiführen wollte, auch noch andere Messiasgläubige da waren, die sich weniger eifrig mit der Beschaffung der tadellosen Gerechtigkeit abgaben, als vielmehr vor allen Dingen darauf bauten, daß sie Abrahams Nachkommen und daher des Reiches Gottes sicher seien. Kam der Messias, so hielt er Gericht über die Frommen und Gottlosen im Volke Gottes selbst; hierbei, hofften jene, würde die Abrahamskindschaft auch zum Erweis der Gotteskindschaft genügen. Das Gericht des Messias ist der Gedanke, den Johannes an die Spitze seiner Predigt stellt. Daß es unmittelbar bevorsteht, ist ihm gewiß. Er giebt sich mit den Spekulationen der Pharisäer über die Verzögerung des Reiches und die Gesetzeserfüllung überhaupt nicht ab; vielmehr wendet er den messianischen Gedanken so, daß ohne Rücksicht auf den Stand des Soll und Haben zwischen Gott und dem Volk die Abrechnung vom Herrn jetzt beschlossen, und daß denen, die mit ihrem Konto noch nicht in Ordnung sind, nur noch eine ganz kurze Frist gelassen sei, um sich für den Augenblick der Verantwortung vorzubereiten. Mit dieser Losung stürmt er auf das Gewissen der Leute ein. Sein furchtbarer Ernst, seine rauhe As-

kese und die bedeutsame Zeremonie der Bußtaufe, die er handhabte, erschütterten die Gemüter tief; im Volke begann man sich hier und da zu fragen, ob er nicht am Ende selber der Messias sei.

Er stellte es mit starken Worten in Abrede: Ich tauche euch in Wasser; es kommt einer, der wird euch in heiligen Geist und Feuer tauchen zu Erwählung und Verwerfung. Einfach und groß antwortet er denen, die mit der angstvollen Frage zu ihm kommen: Was sollen wir denn nun thun, um im Gericht des Messias zu bestehen? Was er sagt, läßt sich in zwei Worte zusammenfassen, und darin erweist sich Johannes als ein echter Prophet vom Schlage der alten Warner und Berater Israels: Barmherzigkeit und Gerechtigkeit. Wer zwei Röcke hat, der gebe einen dem ab, der keinen hat, und wer zu Essen hat, desgleichen! Was bist du? Ein Zöllner. Gut, nimm nicht mehr Steuer als vorgeschrieben ist! Du bist ein Soldat? Brandschatze niemanden, mißhandle niemanden, begnüge dich mit deinem Solde! Das war etwas anderes, als die Sabbathe und Reinigungen der Pharisäer — auf der einen Seite viel einfacher, auf der andern viel schwerer. So hatte Amos gesprochen, so Micha und Jesaia, so alle Männer der prophetischen Reformation. Es war der alte Ruf, zurück von der Religion des Kultus und der Vermenschlichung Gottes zur Religion des Herzens und der sozialen Gerechtigkeit. Den, von dessen aufrichtiger Sinnesänderung er sich überzeugt hatte, hieß Johannes in die Flut des Jordan hinabsteigen und untertauchen, zur sinnbildlichen Darthuung, daß er nun von seiner Verschuldung gereinigt sei. Gott giebt dem bußfertigen Sünder Gnade; gehe hin und sündige hinfort nicht mehr!

Es kamen aber auch andere zu ihm, Sadduzäer und Pharisäer. Wahrscheinlich begehrten sie auch Teil an seiner Taufe; er aber wies sie hart ab. Der Name Sadduzäer sollte ursprünglich ein Ehrenname sein: Söhne Sadoks, des Anherrn der Priester Israels. In der Hasmonäerzeit nannten sich so die Anhänger des fürstlichen Hohenpriestergeschlechts, das um die politische Selbständigkeit des jüdischen Staatswesens kämpfte; zur Zeit des Johannes hieß das Wort aber so viel wie weltlich, aristokratisch. Die Sadduzäer waren die Leute, denen der Genuß der politischen Macht, sei es auch unter der Aufsicht des römischen Prokurators, wichtiger, weil greifbarer und für die Gegenwart besser nutzbar dünkte, als alle Messiashoffnungen. Daß auch von ihnen einige zu Johannes an den Jordan hinausgingen, obgleich er gerade die Nähe des messianischen Reiches predigte, das sie bezweifelten, hat nichts Wunderbares. Juden waren sie auch und sie werden die Taufe als eine magische Prozedur, als ein Siegel aufgefaßt haben, welches für den Fall, daß doch das Unwahrscheinliche geschehe, die damit Bezeichneten aus aller Verlegenheit befreien würde. Die oberflächliche Religionsanschauung ist am leichtesten für den Ritus zu haben, und mit dem Ritus denkt sie sich die Sache gethan.

Den Pharisäern ihrerseits wird es nicht entgangen sein, wie wenig freund ihnen Johannes war, aber mit dem Augenblick, wo die Bewegung populär wurde, mußten sie um ihres Einflusses beim Volke willen ein Stück davon mitmachen. Johannes kannte die einen wie die andern und setzte beiden kurz und bündig den Stuhl vor die Thür. Mit ihrer Herzensverfassung waren sie für ihn von vornherein dem kommenden Gericht überliefert. Durch ein bitteres Wortspiel fertigte er sie ab und warf die ganze

Grundlage ihrer Selbstzufriedenheit und Sicherheit damit um. Indem er auf die Steine hinwies, die am Flußbett lagen, — auf Hebräisch abanim — sagte er zu den vornehmen und zu den frommen Besuchern: Gott kann dem Abraham, auf den ihr als euern Vater pocht, aus diesen da Söhne — banim — erwecken! Während ihr in eurer Verblendung dasteht und noch nicht einmal begriffen habt, worauf es jetzt ankommt, liegt schon die Schneide der Axt an der Wurzel des Baumes, der zum Fällen bestimmt ist, und der Worfler hält die Schaufel in der Hand, um auf der Tenne Spreu und Weizen zu sichten. Von da an war Johannes für die Führer des Volks ein abgethaner Mann. Sie werden froh gewesen sein, als Herodes Antipas ihn gefangen setzte; nur vor dem Volke wagten sie auch später noch nichts gegen ihn zu sagen und vermochten Jesus auf seine Frage: Die Taufe des Johannes, war sie von Gott oder von Menschen? — nur mit der heuchlerischen Ausflucht zu dienen: Wir wissen es nicht.

Es ist eine bedeutsame und für uns schmerzliche Uebereinstimmung in dem Lebensbilde Jesu und Johannes, daß wir bei beiden nichts über den Entwicklungsgang wissen, den sie vor ihrem öffentlichen Auftreten durchgemacht haben. Allerdings erscheint Johannes als eine dem Bilde Jesu wenigstens äußerlich ganz entgegengesetzte Gestalt. Er ist wohl von Jugend auf ein Einsiedler gewesen, der allein mit Gott in der Wüste lebte — Jesus dagegen hat bis zu seiner Taufe sich in seiner Lebensweise durch nichts von andern Menschen unterschieden. Johannes kam und aß nicht und trank nicht, hat Jesus später von ihm gesagt — da spracht ihr: Er hat den Teufel! Diejenigen, die er am Jordan so hart angelassen hatte, werden ihn wegen seiner rauhen Askese als einen Dämonischen, Besessenen

verschrieen haben. Von Jesus hieß es anders: Siehe, der Mensch ist ein Fresser und Weinsäufer!

Johannes hat falsch prophezeit. Das Gericht, wie er es sich vorstellte, ist nicht gekommen. Wohl lag die Axt an der Wurzel des Baumes, aber in einem andern Sinn als er meinte. Die ganze Messiasidee, die er besaß, ist durch den geschichtlichen Gang der Ereignisse widerlegt worden. Er lebte in seiner Zeit und teilte den Glauben seiner Zeit an das Weltgericht und den Weltenrichter, die vom Himmel herab in Kürze erscheinen würden. Wir würden uns aber als die kleineren Geister ihm gegenüber erweisen, wenn wir ihn nicht als einen wahren Propheten gelten lassen wollten. Nicht das macht den Propheten, ob er Zukünftiges falsch oder richtig sieht, sondern das, ob ihm der Wille Gottes offenbar ist oder nicht. Es ist eine kindliche Uebersetzung, die das Wort Prophet als „Vorhersager" wiedergiebt und versteht. Der Prophet ist der Sprecher Gottes. Nicht das Dunkel der Zukunft, sondern die Uebel der Gegenwart durchdringt sein Blick. Johannes hatte in der Wüste ein Leben mit Gott geführt, wie Jesus bei der Arbeit. Alle Religion ist ihrem Wesen nach Gemeinschaft mit Gott; nur diejenigen Aeußerungen religiösen Lebens verdienen so zu heißen, die entweder aus dieser Gemeinschaft fließen oder bestimmt sind, sie herzustellen. Manchmal sehen Moral und Aberglaube ähnlich aus wie Religion, man wird die drei aber nicht mit einander verwechseln, wenn man an jenes Kennzeichen echter Religion, der hohen wie der niederen, denkt. Von jeher nun haben die Menschen die Erfahrung gemacht, daß Einsamkeit und Askese besonders kräftige Mittel sind, um zu dem inneren Erlebnis der Gemeinschaft zwischen der eigenen Seele und Gott zu gelangen. Sie sind es aber nur um den Preis,

daß der Mensch darauf verzichtet, sich nach der anderen Seite hin auch als Glied menschlicher Gemeinschaft zu fühlen und zu bethätigen. Der Schwerpunkt, um den sich die Bahn unseres religiösen Lebens bewegen soll, erhält seine Lage in unserem Bewußtsein gemäß dem Ergebnis des Aufeinanderwirkens dreier Größen: die Seele, Gott und die Welt. Jene soll zu diesen beiden ihr richtiges Verhältnis finden. Gott erscheint ihr als das Größere; nur zu leicht fühlt sie sich daher versucht, den Faktor Welt auszuschalten und in der Wüste ein Leben mit Gott zu führen. Bleibt es bei dieser Einseitigkeit, so heißt das aber, sich das Exempel des religiösen Lebens in unerlaubter Weise vereinfachen. Jeder religiöse Genius wird auf eine Zeit seines Lebens zurückblicken können, da auch er in der Wüste war. Aber er wird von dem Augenblick an aus ihr hervorgetreten sein, da er begriff, daß dem Menschen das Erleben der Gottesgemeinschaft in der Welt nicht geschenkt wird. Nun aber heißt die Frage: Was soll ich thun, daß ich das ewige Leben ererbe? Das Feld dieses Thuns kann nie ein anderes sein als die Welt, die menschliche Gemeinschaft. Modern gesprochen heißt das: die Gemeinschaft zwischen dem religiösen und dem sozialen Problem ist unlöslich.

Wer da fragt, was er thun soll, um zu leben, wird nie eine andere Antwort bekommen als die: Thue Gottes Willen, halte Gottes Gebote. Gottes Wille und Gottes Gebot ist aber, daß allen Menschen geholfen werde, geholfen werde in dem Sinne, daß sie das Ziel ihres Daseins, d. i. Gott. erreichen. Daß dies geschehe, dem wird immer vielerlei in der Welt entgegenarbeiten: Sünde, Elend, Unwissenheit. Sobald in einem Menschenherzen die Sehnsucht nach der Gottesgemeinschaft sich mit der Einsicht in

diese Zusammenhänge verbindet, wird der Mensch nie anders können, als den Kampf mit jenen dreien: Sünde, Elend und Unwissenheit — zu seiner Lebensaufgabe machen. Wohlgemerkt: zu seiner *Lebens*aufgabe, nicht zur Aufgabe der freien Zeit, die ihm seine Geschäfte, seine Neigungen oder seine Freunde lassen.

Wir sehen an Johannes eine Bestätigung unserer Erkenntnis. Er teilt den Glauben seiner Zeit- und Volksgenossen an die unmittelbare Nähe des Gottesreichs; er erwartet in der Wüste das Kommen des Messias. Dort geht es ihm wie allen Naturen, die religiöse Inbrunst und Leidenschaft besitzen: das geschichtlich Bedingte in dem Zustande der Zeit, die Summe der Uebergänge und Mischformen, verschwindet vor seinem nur auf die letzten Ziele gerichteten Blick und Alles tritt ihm ohne Vermittelung auseinander in die beiden sich ausschließenden Gegensätze von Himmel und Hölle, Seligkeit und Verdammnis. So kräftig und unmittelbar stand ihm die bergehohe Masse gottwidrigen Wesens im bürgerlichen Leben wie in der vermeintlichen Frömmigkeit Israels vor Augen, daß ihm der Glaube zur felsenfesten Sicherheit wurde: *Das Gericht Gottes muß kommen, und darum wird es kommen.* Wer nie in seinem Leben etwas von dieser Stimmung kennen gelernt hat, wird schwerlich wünschen, daß man ihn darum beneide.

Johannes zog aus seinem Glauben die Folgerung, die ihn als einen Propheten auswies, indem er auf die Gottesstimme in sich hörte: Geh hin und tritt gegen mein Volk Israel als Prophet auf! So war es dem Amos ergangen, als Jahweh ihn hinter der Herde fortrief und ihm befahl, gegen den Altar von Bethel zu predigen; so Hosea, so Jeremias. Wer das Uebel sieht und darüber

blos zu salbadern versteht, nicht in dem, was er sieht Gottes Befehl hört: Auf, Hand ans Werk! — der thut besser, er legt sich ein Schloß vor seinen Mund. Den Pfaffen, die einmal in der Woche von Buße reden, im Uebrigen aber die Leute leben lassen und selber leben, sollte man ihre Predigt um die Ohren schlagen und sie Steine klopfen lassen. Das Bewußtsein der Pflicht, noch im letzten Augenblick die Verblendeten zur Buße und Umkehr zu zu rufen, treibt Johannes aus der Einsamkeit seiner Seele mit Gott unter die Menschen. Er ging aber nicht in ihre Städte, sondern stellte sich an den Weg, da sie vorüberzogen. Am Jordan konnte ihn jeder finden, der ihn sehen und hören wollte. Wie verkehrt ist es doch, aus dem Täufer einen Schüler fremder Lehre zu machen! Er ist so urjüdisch, daß nicht drei seiner Worte verstanden werden können, wenn man sich das Judentum seiner Zeit fortdenkt. Welch eine Narrheit vollends, diesen Menschen von Eisen und Feuer als einen Zweifler hinzustellen, der nicht weiß, was er soll und wozu er da ist! Er scheute sich nicht, Herodes anzugreifen, auf dessen Gebiet er predigte; er hätte auch nicht gezaudert, etwas gegen den Kaiser zu sagen, denn wo blieb der Viertelsfürst und wo Tiberius vor dem kommenden Gericht!

Johannes wird im Winter aufgetreten sein, der Jahreszeit, die den Aufenthalt im heißen Jordanthale am erträglichsten macht. Bis es Frühling wurde, sprach man von seiner Predigt und seinem Thun schon in Galiläa, und in das Thal von Nazareth drang die Kunde: Ein Prophet ist am Jordan aufgestanden, der predigt das Gericht und daß der Messias unter dem Volke ist! Als Jesus das vernahm, machte er sich zu Johannes auf.

Von jeher, und mit Recht, hat es die Christenheit

als ein Rätsel empfunden, weshalb Jesus sich taufen ließ. Apokryphe Evangelienschriften lassen ihn selbst darüber mit den Seinigen verhandeln; auch der Verfasser des Matthäusevangeliums hat die Frage als eine quälende empfunden. Die Taufe des Johannes wird genannt eine Bußtaufe zur Vergebung der Sünden. Nicht daß der Vollzug der Handlung direkt mit der Sündenvergebung zu thun hätte — Johannes war weder ein Heide, noch ein levitischer Priester, noch ein persischer Magier, daß er sich religiöses Gut durch Untertauchen in einen Fluß hätte gewährleistet denken können. Es ist ein schlagender Beweis für die Zähigkeit, die gerade den urältesten und primitivsten Religionsvorstellungen der Menschheit innewohnt, wenn noch die Kirche der Reformation Gottesgnade mit einem Stoff verbindet, den man mit dem Handtuch abwischen kann. Wir glauben, daß Sünde Widerstreben gegen Gott ist. Dann kann Jesus von keiner Sünde gewußt haben, auch damals nicht, als er zu Johannes an den Jordan kam. Wir müßten für immer darauf verzichten, uns seine Persönlichkeit irgendwie nach Maßgabe der Erfahrungen menschlichen Seelenlebens nahe zu bringen, wenn wir uns weigern wollten, die durch nichts beeinträchtigte Hingabe seiner Seele an Gott von Anfang an als das Grundlegende bei ihm anzuerkennen. Wo das aber ist, da kann es keine Sünde geben. Hier wird zu allen Zeiten der stärkste Anreiz dazu liegen, sich mit einem Sprung in die Mythologie eine Erklärung für das Unerklärliche in Jesu Person holen zu wollen. Wir müssen uns aber als ehrliche Menschen damit bescheiden, daß wir in diesem Falle, wie überhaupt auf Schritt und Tritt in der Religion, erkenntnismäßig nichts wissen können. Das Absolute ist immer ein Rätsel, und wo es uns im Menschen

entgegentritt, doppelt. Man muß, was für uns Widerspruch ist, so hinnehmen, wie es ist: Weder dürfen wir sagen, Jesus sei nicht Mensch gewesen, noch dürfen wir behaupten, daß er ein Mensch war wie wir. Ein Baum, der nicht aufhörte zu wachsen, wäre kein Baum, ein Mensch, der nicht stürbe, kein Mensch mehr. Ebensowenig aber genügt die Bezeichnung als Mensch für einen der ohne Sünde, dessen Wesen Hingabe an Gott ist. Nach unserer Erfahrung ist gerade der Mangel dieser Hingabe ein bestimmendes Merkmal unserer Art. Es bleibt nichts übrig, als das, was nicht zusammen zu denken ist, zusammen auszusprechen: er war ein Mensch ohne Sünde. Man kann auch Gottmensch dafür sagen, ohne das an sich Widerspruchsvolle damit dunkler oder klarer zu machen. Dazu kommt, daß Jesus von uns gefordert hat, wir sollten werden wie er. Es gilt auch hier das Wort: Bei Menschen ist es unmöglich, bei Gott aber ist es möglich. Wer mehr weiß, wird, fürchte ich, weniger wissen. Auch soll uns Jesu Bild zur Lehre dienen, daß nicht Wissen göttlich ist, sei es um himmlische, sei es um irdische Dinge, sondern Anschaun und Wollen.

Es ist eine unmögliche Vorstellung, daß Jesus zu einer Zeit seines Lebens über seine eigene Substanz nachgedacht habe. Ein Leben in Gott zu führen, war ihm so natürlich wie zu atmen. Trotzdem wird es wohl richtig sein, was man gesagt hat: er hat sich bei seiner Taufe als Glied des Volkes, dem er angehörte, gefühlt. Es ist antike Art, und wir besitzen nur noch sehr Weniges davon, sich nicht zuerst als Einzelpersönlichkeit, sondern als Glied der Gemeinschaft zu fühlen, der man durch Geburt angehört. Von den ältesten Blättern des alten Testaments an und überall sonst, wo uns Quellen zu Gebote stehn, begegnet

uns bei den Semiten die Idee, daß der Einzelne sein Dasein und sein Recht nur dadurch und insofern hat, als das Blut des Stammes in ihm fließt. Es hat sehr lange gedauert, bis bei den Juden das Problem des selbständigen Wertes der Einzelpersönlichkeit auftauchte; und auch nachdem sie im Prinzip jene Idee überwunden hatten, daß Gott im Grunde nur mit dem Volke als einer Gesamtheit handle und auch bei ihnen die Verantwortlichkeit des Einzelnen für sich selbst religiöses Gemeingut geworden war, widersprach es fortdauernd der Art ihres Denkens, das Soll und Haben des Einzelnen von dem der Gesamtheit loszulösen. So konnte Jesus dazu kommen, für die Sündenschuld und fehlende Gotteserkenntnis seines Volkes als einer von ihnen die Bußtaufe auf sich zu nehmen. Dem Johannes wird es nicht entgangen sein, daß hier ein Größerer vor ihm stand, als er selber war, und es mag wohl eine richtige Erinnerung sein, wenn es von ihm heißt, daß er gesagt habe: ich müßte von dir getauft werden und du kommst zu mir? Siehe Gottes Lamm, das der Welt Sünde trägt!

Nie ist über ein unermeßliches Ereignis ein kürzerer und schlichterer Bericht geschrieben worden, als ihn das älteste Evangelium über die Taufe Jesu bietet. Petrus der Apostel hat ihn gegeben, sein Dolmetscher Markus ihn niedergeschrieben: In jenen Tagen kam Jesus von Nazareth in Galiläa her und ließ sich von Johannes im Jordan taufen, und wie er aus dem Wasser stieg, sah er den Himmel sich öffnen und den Geist wie eine Taube auf sich herabschweben. Und eine Stimme vom Himmel sprach: Du bist mein geliebter

Sohn, an dir habe ich Wohlgefallen gefunden!

Was hier erzählt wird, ist ein inneres Erlebnis Jesu. Nichts Geringeres widerfährt ihm, als die Kunde von Gott her, daß er der Messias ist. Niemand hat diese Stimme vom Himmel gehört, niemand in dem Augenblick etwas Wunderbares geschaut, auch Johannes nicht. Jesus allein hat es erlebt; er allein kann es später seinen Jüngern erzählt haben. Das war die Antwort auf sein Beten und Fragen die Jahre hindurch in Nazareth: Hilf mir, mein Gott! Was soll werden! Was soll ich thun?

Als Jesus nach dem Tauchbad aus dem Wasser emporstieg, ward ihm vom Himmel herab die Kunde: Du bist mein Sohn. Sohn Gottes war eine wohlbekannte Bezeichnung für den Messias, aber der Glaube hatte das Wort geprägt, nicht die Theologie. Nicht über seine Natur empfing Jesus am Jordan eine Offenbarung, sondern über die Aufgabe seines Lebens. Gottes Sohn hat Gottes Reich zu bauen; das wußte jeder Knabe in Israel, sobald er das Gesetz und die Hoffnung der Väter gelehrt war. Offenbarungen, die solche sind, erhält man aber nicht, wenn nicht vorher ein großer Gedanke aus der eigenen Seele den Menschen erfaßt hat. Gott kommt soweit herab, wie wir aufzusteigen vermögen, nicht weiter. Als Jesus hinabging ins Wasser, um die Taufe des Johannes zu nehmen, da kann er das nicht aus einer bloßen Stimmung heraus gethan haben, sondern auch er muß mit dem Vollzug der äußeren Handlung einen festen inneren Entschluß bekräftigt haben. Nur wenn es so verstanden wird, hat das Symbol hier einen Sinn.

Was war es — das Große, dazu Jesu Geist sich

emporschwang, als er zur Taufe hinabstieg, zu besiegeln, was ihm Entschluß geworden war?

Kannst du Antwort geben, du rascher Fluß, der du ihn sahst? Könnt ihr Antwort geben, ihr Waldbäume, in deren Schatten er hinabtauchte in die spiegelnde Flut? Kannst du antworten, Einsamkeit — stumme, erhabene, große Mutter des Göttlichen?

Was Anderes sollte wohl in sein Herz gekommen sein, als der Entschluß, selber zu arbeiten für das Kommen des Reiches! Ob so wie Johannes, ob anders, und wie überhaupt, das wissen wir nicht und können es nicht wissen. Sein Lebensziel aber hatte Jesus gewählt, als er in den Jordan hinabstieg: Gottes Reich! Mächtig schwang sich seine Seele zum Vater im Himmel empor; leuchtende, heiße Begeisterung durchglühte ihn und Schauer des Unendlichen zogen durch sein Herz. Da traf ihn, als er aus dem Wasser emporstieg, der Strahl der Offenbarung vom Vater her. Er sah den Himmel offen und hörte Gottes Stimme: Mein Sohn bist du, mein geliebter, heute habe ich dich gezeuget!

Und alsbald trieb ihn der Geist in die Wüste.

10.

Dschebel Karantal

Mitternacht! Ich ritt allein den gewundenen Weg von dem elenden Flecken, der jetzt nicht weit von der Stelle der Palmenstadt Jericho liegt, zur Quarantana hinauf, dem „Berg der vierzig Tage“. Hier, sagt die Legende, hat Jesus die Zeit nach seiner Taufe in der einsamen Felsenwildnis zugebracht und die Versuchung des Satans bestanden. Das ebene Land der bewässerten Oase mit seinen Feldern, Gärten und Rinnsalen lag hinter mir; drückende Schwüle erfüllte trotz der vorgerückten Nachtstunde die regungslose, zusammengedrückte Luft auf dem tief unter den Meeresspiegel gesunkenen Boden des Jordanthales; selbst die Steine und Erdschollen fühlten sich noch an, als ob unter ihnen in der Tiefe ein Ofen geheizt würde.

Steil aufsteigend erstreckt sich am Westrand der Jerichoebene der lange zerklüftete Abfall des Hochlandes von Juda hin. Wilde Schluchten führen von unten hinauf und nackte, zerrissene Bergmassen erheben sich jäh aus der Tiefe dieser Spalten zu mächtiger Höhe. Eine von ihnen heißt auf arabisch Dschebel Karantal; der Name ist umgestaltet aus dem mittelalterlich-lateinischen Quarantana. Hoch

oben in der Felswand finden sich tiefe Höhlungen; sie mögen wohl seit jeher von Menschen aufgesucht worden sein, die mit gutem oder bösem Gewissen die Einsamkeit suchten. Schon in den ersten christlichen Jahrhunderten lebten Einsiedler an dem Orte, und jetzt hängt, angeklebt wie ein Schwalbennest am Felsen, ein griechisches Kloster hoch über dem Grunde der Schlucht, die hier ihren Anfang nimmt. Man schickt vom Patriarchat in Jerusalem trunksüchtige und sonst straffällige Kleriker hin, zur Züchtigung und damit sie sich bessern. Nach der Jordantaufe, sagt die Ueberlieferung, habe sich Jesus hier aufgehalten.

Der grelle Schein des syrischen Vollmondes fiel auf Berg und Thal und übergoß die von seinem Strahl getroffenen Stücke der Umgebung mit geisterhafter Beleuchtung. Pechschwarz lagen die Schatten überall dazwischen, wo ein Steinblock, eine steile Böschung oder ein Felskamm die Lichtstrahlen auffing. Der Weg führt ein Stück in die Schlucht hinein; dann windet er sich in Schlangenlinien an der rechten Wand in die Höhe. Wie verzaubert lag die öde Jordanaue da — alles schwamm in totem, weißem Licht, aber nichts war deutlich zu erkennen; Nähe wie Ferne leblos, spukhaft. Der Mond schien über den linken Rand der Schlucht und traf den oberen Teil des Berges zur Rechten über mir mit seinem vollen Licht; das Kloster aber und die ganze Tiefe darunter lagen in schwarzer Finsternis. Nur ein schwacher Lichtschein schimmerte als kleiner heller Punkt von dort durch die Nacht zu mir herab.

Ich setzte mich auf ein Felsstück und sah beklommenen Herzens in die seltsame Scenerie hinein. Es half mir nichts, daß ich mir wiederholte, wie wenig kritische Anhaltspunkte dafür existieren, daß Jesus vom Jordan gerade hierher in dieses Stück der Wüste Juda heraufge-

kommen sei; die Einbildungskraft wurde immer wieder auf denselben Gedanken hingedrängt: In solcher Nacht hat auch Er hier gesessen und Zwiesprache gehalten mit dem Vater im Himmel, mit den Engeln und mit den Dämonen der Oede. Am Jordan war es ihm offenbar geworden: Du bist der Erwählte, der Sohn Gottes, durch den der Vater beschlossen hat, sein Reich über die Welt heraufzuführen. Gott hat dir die Weltherrschaft bestimmt! Mit dem Glauben saß und wandelte und schlief Jesus unter diesen Felsen. Wie das geschehen sollte? Er wußte es noch nicht; daß es aber geschehen mußte, das wurzelte fester in seiner Seele, als die Berge hier mit ihren Grundvesten im Inneren der Erde. Noch stand ihm kein Kreuz vor Augen, kein Tod und keine Auferstehung; über die Art der Auseinandersetzung mit den bestehenden großen Weltmächten hatte er noch keine Vorstellung — nur das wußte er: Du bist der Gesalbte Gottes. Damit war der Anbruch der Gottesherrschaft herbeigekommen, herbeigekommen als etwas so Festes und Sicheres, wie das römische Reich oder das Königtum der Parther. Das fünfte Weltreich war er von Gott zu gründen ausgesandt, das Reich, das dem Bilde des Menschensohnes glich; nun wußte er es und mußte sein Werk beginnen.

Die alten Theologen haben viel darüber gegrübelt, ob Jesus bereits sein Messiasbewußtsein besessen habe, bevor er die Gottesstimme am Jordan hörte. Die Frage ist ja damit erledigt, daß er die Taufe des Johannes begehrt und sich dadurch als einen bisher noch Suchenden bekannt hat. Wollte man aber nichts von alledem gelten lassen, was unbefangener Weise für das Leben Jesu vor der Taufe vorauszusetzen ist, so wird man doch zugeben müssen, daß sein Aufenthalt in der Wüste und seine Ver-

suchung etwas Unerklärliches sind, wenn er nicht bei der Taufe ein Erlebnis gehabt hat, in dem er sich bewußt wurde, daß nun für ihn eine neue Epoche seines Lebens begann.

Die seelische Erschütterung, die Jesus in dem Augenblick davontrug, als Gott ihn mit dem Sohnesnamen rief, überwältigte ihn so, daß er alsbald die Taufstätte verließ und in die Wüste ging, um allein mit seinem Vater zu sein und bei ihm sich klar zu werden über den Weg, den er nun gehen mußte. Die Evangelien erzählen uns, zu welchem Ende er gekommen war, als er aus der Einsamkeit wieder in die Welt hinaustrat: Die Zeit ist erfüllt und das Reich Gottes ist nahe; wendet um und glaubt der guten Botschaft! So wie die Worte lauten, werden sie keine sonderliche Aufregung bei denen hervorgerufen haben, die sie hörten. Daß die Zeit erfüllt war, ja daß Gottes Reich eigentlich schon hätte dasein müssen, das glaubten damals alle frommen Juden, und daß sie Buße thun sollten, damit es nicht länger aufgehalten werde und auch wirklich in die Erscheinung treten könne, das hörten die Leute gleichfalls alle Tage von den Pharisäern und Rabbinen. Damit allein hätte Jesus nichts Anderes gesagt, als was ihm selber so gut wie seinen Zeitgenossen schon lange eine sehr gewisse Sache war. Es kam also offenbar auf etwas Anderes an: auf den Sinn, der bei den Worten war. Wenn zwei dasselbe sagen, so ist es eben doch nicht dasselbe. Dort sprach der Schriftgelehrte von Gottesreich und von Umkehr: da glichen sie dem kleinen engen Geist, der sie begriff — hier sprach der, bei dem Vollmacht von Gott war, das Reich zu bauen und sein Gesetz zu schreiben: da war es wirklich Gottes Reich und der Weg, der zu ihm führte. Ueber beides hat Jesus in der

Wüste nachgedacht; vor allem aber bewegte ihn in dieser Einsamkeit die Frage: Was ist dein Werk dabei?

Es war ein bedeutsames und inhaltvolles Wort, mit dem der Israelit schon in alter Zeit seinen König den Sohn Gottes nannte. Man kann den Ausdruck nur verstehen, wenn man etwas vom Geiste semitischer Religion gespürt, dazu die Art des Morgenlandes kennen gelernt hat, zu empfinden und zu reden. Geschlechtszusammenhang und Verwandtschaft beherrschen und erfüllen dort den Kreis des täglichen Lebens ganz anders, als bei uns; sie werden als die Grundlage des Daseins empfunden. Deshalb ist die Sprache des Orients auf allen Gebieten des Ausdrucks voll von Wendungen, die jener Lebenssphäre entstammen. Sie redet von einem Vater der Gerechtigkeit und von Kindern des Zorns und will damit nichts weiter kennzeichnen als hier eine sehr gerechte Persönlichkeit, dort Leute, die unter dem Walten eines großen Zornes stehen. Diese Redeweise wird noch heute im Morgenlande gebraucht, und keineswegs bloß in der Poesie oder sonst in gehobener Sprache, sondern für die gleichgültigsten Dinge des Alltags. Vater des Bartes, sagt der arabisch redende Fellache in Syrien, um einen Mann mit einem großen Bart zu bezeichnen. Wenn nun im alten Testamente der König Sohn Gottes heißt, so kommt darin der Glaube zum Ausdruck, daß es an seiner Machtstellung im Volke erkannt werden kann, wie sehr er ein Bevorzugter und Begnadigter der Gottheit ist. Furcht und Zittern vor der Macht Gottes ist beim Semiten ein Grundzug der Religiosität. Das Wesen Gottes sieht er in der Macht, die Gott über die Menschen hat; darum nennt er den einen Sohn Gottes, der auf Erden die größte Macht besitzt. Gott muß ihn lieben — sonst würde er ihn nicht so über die Menschen

erhoben, ihn nicht gleichsam sich genähert haben. Israels alte Religion kannte ja kein höheres Gut, als Wohlergehen auf Erden. Keinem Sterblichen standen die Güter des Lebens so zu Gebote, wie dem König. Auch das drückte man damit aus, daß man ihn einen Sohn Gottes hieß. Es ist die Heldenzeit des israelitischen Königtums, aus der dieser Ausdruck stammt.

Jahrhunderte vergingen und Israel und Juda hatten keinen eigenen Herrscher mehr, der sie regierte. Dafür erwarteten sie für die Zukunft einen König von Gott, ihren Messias; des Macht und Reich sollten noch hoch über die Tage der größten Herrlichkeit in der Vorzeit gehen. Auf ihn häufte man alle Namen des Königtums, die man für groß und erhaben hielt: des Herrn Gesalbter, der Auserwählte, der Sohn Davids — der Sohn Gottes! Zur Zeit Jesu war das ein stehender Ausdruck geworden, um den Messias zu bezeichnen; Jesus selbst wird die Hoffnung seines Volkes, wenn er an sie dachte, am liebsten mit diesem Namen genannt haben. Vergeistigt und veredelt, war es doch immer noch die alte Vorstellnng vom Wesen der Gottheit, die in der Zeit lebte, und wenn ein Jude sich hätte nach einem Worte umthun wollen, um das höchste Maß von Begnadigung eines Menschen durch Gott auszudrücken, so hätte er kein anderes gefunden, als dieses: Sohn Gottes. Es wird hier für Niemanden einer Auseinandersetzung darüber bedürfen, um welche Weite hier jüdisches und heidnisches Denken verschieden sind, auch wenn sie sich äußerlich in Worten berühren.

Seit Jesus beten konnte, hat er auch gebetet: Dein Reich komme! Seit er Gott kannte, hat er sich auch darnach gesehnt, daß der Sohn Gottes erscheine und die Kräfte

des Bösen vernichte! Da traf ihn vom Himmel herab in der Taufstunde das Wort: Du bist der Mann! Du selbst bist mein lieber Sohn, an dem ich Wohlgefallen habe! War das so, dann trat mit der Sohnesoffenbarung zugleich auch das ganze Bild des Gottesreichs so wie es in den Gedanken Jesu lebte im Lichte dieser neuen Erkenntnis vor sein Auge. Er hat sich schon früh seine Vorstellung davon gemacht, wie das Reich Gottes, nach dem ihm verlangte, denn aussehen solle — und die Grundlinien des Bildes vermögen wir zu zeichnen.

Jesu Gottesreich lag auf der Erde; wo die Menschen es suchten, mit denen er lebte, dort suchte er es auch. Man trifft den Kern der Sache näher und schließt jedes Mißverständnis besser aus, wenn man nicht Gottesreich sagt, sondern Gottesherrschaft. Gott war zwar der Allmächtige, der Herr Himmels und der Erden, aber er hatte in seinem Rate beschlossen, daß solange dieser Weltlauf währte, feindliche Mächte, die nicht seines Wesens waren, die Herrn der Erde spielten. Da hatten die Dämonen Macht über die Menschen, ihnen Geist und Leib in Fesseln zu schlagen. Sie waren es, die Wahnsinn und jede unerklärliche Krankheit verursachten, die ihr schadenfrohes Spiel überall dort trieben, wo sich eine Gelegenheit für sie bot. Sie reizten den Menschen aber auch zur Sünde, sie führten ihn allenthalben in Versuchung, lauerten darauf, seine Seele Gott abspenstig zu machen und fühlten sich überhaupt als die Feinde Gottes. Ihr Herr und Meister ist der Satan, der Böse selber. Seine Gestalt ist dem Glauben der alten Zeit unbekannt; erst seit religiöses Gut aus dem Masdaismus vom Judentum assimiliert wird und überdies die gehobene Gotteserkenntnis sich nicht mehr Gott selber in der der naiven Weise des alten Jahwismus als Urheber des

Bösen zu denken vermochte, tritt diese Figur im Alten Testamente auf. Auch da ist sie nicht gleich das böse Prinzip. In den Tagen Jesu aber war diese Entwicklung bereits vollzogen und Jesus hat den Glauben seiner Zeit an Teufel und Dämonen geteilt, ja in seinem Siege über jene ein besonders kräftiges und sinnenfälliges Zeugnis vor aller Welt dafür erblickt, daß Gottes Macht mit ihm war.

Für den Glauben der Masse war aber nicht so sehr die Dämonenherrschaft, als vielmehr der Umstand, daß die Heiden über das Gottesvolk herrschten, der stärkste Beweis dafür, daß Gott seine Herrschaft in der Welt nicht ausübte, sondern seinen Feinden überlassen hatte. In der Auffassung der heidnischen Götter war man schwankend; die einen achteten sie für Nichtse, andere hatten bereits einen Schritt hinter die Erkenntnis der letzten großen Propheten zurückgethan und hielten sie keineswegs mehr für bloßes Silber und Gold, Holz und Stein, sondern sahen auch in ihnen mächtige und wesenhafte Dämonen.

Wenn nun die Gottesherrschaft hereinbricht, dann, glaubten die Juden, würden alle die Mächte zu Boden geworfen werden, die im gegenwärtigen Weltlauf noch ihr Haupt gegen Gott erhoben: die Dämonen und vor allem die Heiden. Jetzt geschieht noch Vieles, was Gott *nicht* will — dann aber, wenn das Reich gekommen ist, wird auf der ganzen Welt keine Sache sich verwirklichen können, die der Geltung von Gottes Herrscherwillen im Größten wie im Kleinsten zu nahe träte! Dieser Zustand der Dinge, der kommen sollte, sobald Gott nur erst den ersehnten Eingriff in den Weltlauf that, wurde die *Königsherrschaft Gottes* genannt. Das ist es, was unsere Evangelien als das Reich Gottes oder das Himmelreich

bezeichnen. Nicht der äußere Organismus eines Staates war es, woran man bei dem Ausdruck vor Allem dachte, sondern der Zustand der allgemeinen und schrankenlosen Wirklichkeit des Gotteswillens in der Welt.

In der Welt — das heißt *auf der Erde*! Im Himmel geschah Gottes Wille ohnehin. Kein Gedanke lag der Zeit Jesu so fern, wie das Gottesreich übersinnlich zu verstehen, als ob es etwas rein Geistiges wäre, etwas, was zunächst dem Innenleben des Menschen angehört. Wo sollte denn der Schauplatz der Königsherrschaft Gottes anders liegen, als auf der Erde? Unter uns Heutigen ist ein merkwürdiger Begriff zur Herrschaft gelangt, dessen Verschwommenheit und Fragwürdigkeit nur übertroffen wird von der Sicherheit, mit der wir ihn für etwas Selbstverständliches halten: *das Jenseits*. Dieses Jenseits, das auch der Himmel genannt wird, stammt aus der Zeit, wo die Menschen noch an einen Ort über der Erde glaubten, an dem der Thron Gottes stand. Seitdem die alte und urwüchsige Art der christlichen Zukunftshoffnungen vor dem Eindringen der überlegenen griechischen Geistesbildung und philosophischen Spekulation in den Glauben der Gemeinden gewichen war, dachten sich die Christen ihr zukünftiges Leben auf irgend eine übersinnliche Weise dort bei Gott im Himmel geführt; die Welt aber gaben sie preis als eine ihrem Wesen nach ungöttliche Größe. Wir nun haben jene alte Anschauung, daß der Himmel ein Ort sei, an dem man sich aufhalten kann, aufgegeben; das Jenseits aber spukt immer noch unter uns, als ob wir auf diesem Punkte noch in der Weltanschauung des Ptolemäus oder Thomas von Aquino lebten. Ein vager Begriff und ein Schemen, ein Messer ohne Heft, dem die Klinge fehlt, ist dieses gedankenlose Jenseits.

Jesus und das jüdische Volk wußten nichts von ihm. Wohl dachte man daran, daß Gott ein Wunder thun und die Erde samt der Menschheit verwandeln würde, sobald die neue Weltzeit da war, daß Alles besser und schöner ward, als es vorher gewesen war, aber darum sollte die Erde doch Erde bleiben und die Menschen auf ihr Menschen, selbst wenn sie lebten wie Gottes Engel im Himmel. Im Einzelnen flossen die Meinungen hier stark durcheinander.

Wenn wir nun fragen, welches die Grundlinien waren. die das Bild des Gottesreiches in der Vorstellung Jesu beherrschten, so finden wir die Antwort darauf in dem Gebet, das er seine Jünger gelehrt hat: *Gottes Wille auf Erden so Wirklichkeit wie im Himmel; dem Menschen das Brot, dessen er täglich bedarf dazu Sündenvergebung und Bewahrtbleiben vor Versuchung!* Das sind die großen Hauptsachen; alles Andere ist Beiwerk, das man sich so oder anders denken mag. Ob sie freiten und sich freien ließen oder nicht, ob sie Fürsten und Könige hatten, oder nicht, das trägt nichts aus gegen die eine, die machtvolle Idee: Alle Lebensverhältnisse umgewandelt nach dem Willen Gottes; Seligkeit herrschend auf Erden und Alles, was unter den Menschen geschieht, ein Abbild des Geschehens im Himmel vor dem Throne des Allmächtigen. Das war der Inhalt des Glaubens Jesu an die Königsherrschaft Gottes, die heraufzuführen Gott selbst vom Himmel herab ihm bestimmt hatte, indem er ihn mit dem Sohnesnamen rief. Was für das Volk und insonderheit für die Musterfrommen und Rechtgläubigen die Hauptsache beim Gottesreich war und der stete Stachel, der ihr Sehnen und Hoffen in Fieberglut wach erhielt, der Sturz der heidnischen und die Aufrichtung der eigenen, jüdischen

Weltherrschaft — das wird für Jesus eine Frage gewesen sein, die sehr im Hintergrunde stand, deren Lösung von selber erschien, sobald erst im Mittelpunkt des Ganzen, gegenüber den Mächten des Bösen und der Finsternis, die über die Menschen und in den Menschen Macht hatten, die Sache Gottes triumphierte. Dahin hat Jesus seine Aufgabe verstanden, daß er des Satans Macht auf Erden brechen müsse und daß er den Menschen, die nicht wußten, was Gott in Wahrheit von ihnen begehre, den Willen Gottes zu verkünden habe.

Vierzig Tage, sagen die Evangelien, ist Jesus in der Wüste gewesen. Diese Zahl ist nicht so zu verstehen, als ob mit ihr eine genaue Angabe der Zeit beabsichtigt wäre, sondern sie will sagen, daß der Aufenthalt in der Einsamkeit nicht bloß flüchtig, sondern von längerer Dauer gewesen ist. Wo wäre der Mensch wohl fähig, sich den großen Vorgängen seines inneren Erlebens ausschließlicher und voller hinzugeben, als in der Wüste! Nirgends hast du so sehr das Gefühl, allein mit Gott zu sein; nirgends schweigen die aufdringlichen Stimmen des Lebens, die dich rufen und beschäftigen und stören, so vollständig, wie in ihr. Vielleicht giebt es nichts, was der menschlichen Seele ein Erleben des Göttlichen näher legt, als das vollkommene Schweigen der Natur. Ich denke mir, daß es auf hohen Bergen in der Eiswelt der Gletscher und in der langen Polarnacht ähnlich sein muß, wie in der Wüste. Möglich, daß es schon moderne Menschen giebt oder daß vielleicht einmal solche dasein werden, die Gott in der Geschichte oder in den Erscheinungen des sozialen Lebens der Gegenwart unmittelbar werden erleben können. Nicht als ob Gott nicht jetzt schon hieraus für jeden vernehmlich spräche,

der Ohren hat zu hören! Ein armer Mensch der, dem sie fehlen, aber es ist doch bloß der Pfad des Nachdenkens, des reflektierenden Erwägens, auf dem wir zu dieser Art von Wahrnehmung Gottes gelangen. Wer wollte sagen, es sei das kein guter, kein trefflicher Weg — aber die Straße, auf der die klassischen Helden der Religion uns vorangegangen sind, ist es nicht. Religion ist weder reflektieren, noch kann man dadurch zu ihr hingelangen, sondern sie ist Erleben Gottes, nicht an Andern und in Anderen, sondern in der eigenen Seele. Reflektieren ist gut, doch schafft es bloß Wissen, keine Kraft. In der Religion ist aber die kleinste Kraft besser, als das größte Wissen und alle Erkenntnis, Forschung und Lehre.

Kraft ist das, was die Beharrung überwindet; soviel du erlebst, soviel Kraft gewinnst du und soviel Kräfte gehen von dir aus. Wer nichts erlebt, sondern immer bloß zusieht, was geschieht, ist eine taube Blüte. Große Kräfte kommen von großem Erleben, das größte Erlebnis aber ist Gott. Unsere Zeit erlebt Gott nicht mehr, darum kann sie so wenig in der Religion, obwohl sie soviel weiß. Wir sind alle gleich, Lehrer wie Schüler. Forschen über Forschen, Finden über Finden, Wissen über Wissen, Reden über Reden — wo aber die That stehen sollte, da stehen bei uns die Gründe dafür, daß wir ein Recht haben sollen, nichts zu thun! Wer noch die beste Erkenntnis hat, der sagt: Ich habe keinen Geist der That empfangen ..... Andere aber rufen: Sieh doch, sieh, hier ein Thätchen und da ein Thätchen — reicht es nicht am Ende so auch? Noch Andere stehen abseits und sprechen mit Achselzucken oder mit Seufzen: Was willst Du — es hat mich niemand gedinget, und währenddessen regt es sich auf allen Gebieten bei unserem

Volke in thätigem Schaffen und mächtigem Streben — die Religion aber ist die wirkungsloseste unter all den mannigfaltigen Größen, aus denen heraus unser nationales Leben sich entfaltet!

Ich glaube, wir sind zu sehr mit den Dingen außer uns beschäftigt, seit wir die scheinbar unendliche Fülle unseres Könnens in Geist und Natur entdeckt haben. Es giebt heute zu wenig Menschen, die eine Erfahrung davon besitzen, welch ein Segen in dem vollständigen Hinausflüchten aus der modernen Kultur enthalten ist und in der einfachen Hingabe der Seele an die großen Eindrücke vollendeter Einsamkeit und Stille. Dort kann man Gott leichter erleben, als inmitten des Treibens einer um ihr Dasein arbeitenden Nation. Gehe in den schweigenden Bergwald um Mitternacht; setz' dich ins Feld, wenn es weithin im heißen Sonnengeflimmer mit all seinen Aehren und Blumen der schneidenden Sichel entgegenreift; segle über die große, dunkle Meerflut hin und laß deine Seele still auf ihrer spiegelnden Fläche schweben, wenn die unendliche Weite ruht und die rote Sonne darin versinkt — es wird dir dort besser als anderswo gelingen, Sinn und Herz mit dem einfachen Gefühl der Ruhe und des Offenseins für alles Große und Erhabene sich füllen zu lassen. Dann, wenn sie versinkt, die große, weite unruhige Welt, in der dein Geist nichts als ein Rad ist, das in andere Räder greift — dann denke an Gott! Aber es wird doch auch dann nicht volle Ruhe sein, nicht um dich und nicht in dir. Der Wald, das Meer und die Saatflur in der Mittagsstille — früher hatten sie immer in mir das stärkste Empfinden einsamer Gottesbereitschaft der Seele erzeugt. Aber wirklich einsam ist doch erst die Wüste! Als ich sie sah, da empfand ich es: Sie ist die Ruhe, das Schweigen

selbst. Nichts auf der Welt kann so lautlos erhaben sein, nichts läßt alle Arbeit, alle Unruhe und alles Denken fürs heute in so wesenlose Fernen verschwinden, wie sie. Die Wüste ist unendlicher als das Meer, denn sie regt sich nicht. In der Wüste kannst du an nichts Anderes denken, als an den Tod — oder an Gott!

Als Jesus allein unter diesen Felsen in der Wüste Juda saß, da kämpfte er einen schweren Kampf: Welt und Menschen rang er dem Teufel ab und gewann sie für Gott. Sein Geist war der Schauplatz dieses Kampfes. Später hat er seinen Jüngern erzählt, was er hier erlebte, und die Jünger haben es weiter erzählt. Wir vermögen nicht zu sagen, wie fern oder wie nahe der Bericht der Evangelien über die Versuchung in der Wüste nach den eignen Worten Jesu steht. Das älteste Evangelium hat nichts als ein paar ganz kurze Sätze: Er war in der Wüste vierzig Tage und wurde vom Satan versucht und war unter den wilden Tieren und die Engel dienten ihm. Die ausgeführtere Form der Erzählung läßt aber doch noch so viel erkennen, daß man sagen kann: Hier findet sich ungefähr das, was man an sich vermuten müßte. Als Gott Jesus mit dem Sohnesnamen rief, da sprach er damit zu ihm: Geh hin und erobere die Welt! Nicht konnte Jesus daran zweifeln, daß ihm die Weltherrschaft bestimmt war, wenn anders er sich als den Messias wußte. Es war der Fall seit dem Erlebnis am Jordan. Womit sollte er aber seine Reichsgründung beginnen?

Wer ein König sein will, kann nicht ohne Unterthanen sein; also mußte Jesus darauf sinnen, wie er die Menschen für seine Sache gewann. Er wußte wohl, daß Gott nicht willens war, mit einem Griff vom Himmel herab die

Herrschaft für ihn aufzurichten, sondern es mußten Menschen dasein, die tauglich waren; dann erst konnte das Gottesreich zu ihnen kommen. Jetzt hielten noch feindliche Gewalten die Menschheit in Banden, und diese Bande galt es zu sprengen, bevor die Königsherrschaft Gottes auf Erden erschien.

Wie wenn Jesus damit anfing, die Not im Volke, den Hunger aller derer zu stillen, die Mangel litten am täglichen Brot? Gab es einen sichereren Weg, die Herzen der Menge zu gewinnen, als wenn er ihnen satt zu essen gab? Würden sie dann nicht auch in geistlichen Dingen auf den hören, der ihnen leiblich geholfen hatte? Oder ein anderer Weg! Stelle dich auf die Zinne des Tempels und stürze dich hinab; steht doch in der Schrift: Er wird seinen Engeln Befehl geben deinetwegen, und sie werden dich auf Händen tragen, damit du deinen Fuß nicht an einen Stein stoßest! Wer das erlebte, mit eigenen Augen sah — mußte der nicht glauben, daß der Mann, dem Gott Solches gelingen ließ, von Gott gesandt war? Dies Wunder am Passahfest, wo ganz Israel zu Jerusalem im Tempel versammelt war — und der Weg des Sohnes Gottes unter seinem Volke war geebnet! Bestand ja doch der Glaube, daß der Messias, wenn er kommt, ein großes Wunder von der Spitze des Tempels herab thun würde.

Ja, wird man fragen: Glaubte denn Jesus wirklich daran, daß ihm solche Wunderkraft zu Gebote stand, Steine in Brot zu verwandeln und von der Tempelzinne unversehrt herabzuspringen? Das scheint eine schwere und verfängliche Frage — aber sie scheint es bloß. Jesus hat sicher nicht in der Ueberzeugung gelebt, daß er fähig sei, Wunder zu verrichten, soviele und welche er wolle, als ob ihm gleichsam eine Generalvollmacht von Gott ausge-

stellt sei, die er benutzen könne, sobald es ihm gut schien; aber er besaß den Glauben, daß sein Vater im Himmel ihm jedesmal geben würde, worum er ihn bat. Er hat selbst gesagt: Bittet, so wird euch gegeben! Solch ein Wort begreift sich nur, wenn der, der es gesprochen hat, seine eigene Erfahrung darin wiedergiebt. Alles, worum ich den Vater bitte, das giebt er mir! In diesem Wort liegt das Verhältnis Jesu zu Gott in seiner Tiefe beschlossen. Man kann sich das an einem menschlichen Bilde klar machen. Wenn Vater und Sohn ein Leben gegenseitigen Verständnisses und gegenseitiger Hingabe führen, so weiß der Sohn im Voraus, daß der Vater ihm aus der Fülle seines Besitzes jedes Ding geben wird, dessen er, der Sohn, bedarf, um die Aufgabe zu vollführen, die der Vater ihm übertragen hat. So auch Jesus. Weil er weiß, was göttliche und was menschliche Dinge und Gedanken sind, so wird es ihm jedesmal, wenn er in den Fall kommt, seinen Vater etwas zu bitten, alsbald klar, ob ihm das Verfügungsrecht im Namen des Vaters über das zusteht, woran er denkt, oder nicht, das heißt, ob Gott, wenn Jesus die Hand nach des Vaters Gut ausstreckt, sein Ja oder sein Nein dazu sagen wird.

Nach Maßgabe dieser Erkenntnis muß man auch über die Versuchungsgeschichte denken. Auf der einen Seite hat Jesus sicher keinen Augenblick daran gezweifelt, daß er in der Kraft Gottes ein wirkliches Wunder zu thun vermöge, denn der Zweifel hieran hätte für ihn nichts anderes bedeutet, als Zweifel an der Allmacht Gottes selbst. Auf der andern Seite sehen wir aber, daß Jesus jedesmal dort, wo ihm ein Wunder um des Wunders willen zugemutet wird, es entschieden ablehnt, ein solches zu thun. Nun stelle Dir seine Lage und seine Gemüts-

verfassung in der Wüste vor. Eben hat er erlebt, daß Gott ihn seinen Sohn genannt hat. Er weiß nun, wer er ist: der Messias. Das ist ihm kein leeres Wort, sondern der klare und bestimmte Name für eine Sache mit einem ebenso klaren und bestimmten Inhalt. Daß der Messias die Macht von Gott besitzen würde, Wunder zu thun, daran hat Jesus vor seiner Taufe so gut geglaubt, wie alle die andern Menschen, unter denen er aufgewachsen war, es auch glaubten, und nach der Offenbarung am Jordan, als er sich selbst in dem Messiasbilde erkannte, sind ihm die einzelnen und bestimmten Züge, die dieses Bild besaß, zunächst noch keine anderen geworden als sie vorher gewesen waren. Er kannte den Volksglauben von dem großen Tempelwunder, mit dem der Messias sich im Augenblick seines Auftretens legitimieren würde; es ist nicht unmöglich, daß er ihn sogar einmal geteilt hat. Gab es da wohl einen natürlicheren Gedanken für ihn als den: Bist du der Sohn Gottes, so laß dich hinab? Und wenn er daran dachte, womit Mose in der Wüste sich als den Gesandten Gottes ausgewiesen hatte — das Manna und die Wachteln! — mußte er sich da nicht fragen, ob es nicht recht sei, seinen himmlischen Vater auch um solche Wunder zu bitten und sie so zu thun?

Der Mensch soll nicht vom Brot allein leben, sondern von einem jeglichen Wort, das durch den Mund Gottes geht! Du sollst den Herrn, deinen Gott nicht versuchen! In diesen beiden Worten, mit denen Jesus nach der Ueberlieferung den Satan schlägt, werden wir in der That den Kern der Versuchungsgeschichte erkennen müssen. An der Klaue erkennt man den Löwen. Das ist die Art Jesu, die Schrift zu benutzen; sie finden wir überall wieder, wo er seine Waffen zum Streit vom Boden des

alten Testaments aufnimmt. Es ist ein unschätzbarer Wert, den die Erzählung von der Versuchung Jesu für uns hat, indem sie ihn uns als einen zeigt, der in der Erkenntnis vom Wesen seines Berufes wird und wächst. Was nicht in der Ursache gewesen ist, das kann auch nicht in der Wirkung sein. Die Wahrheit dieses Satzes bezeugt uns Jesus, indem er den Gedanken, durch Brot vom Himmel oder durch ein Mirakel auf der Tempelzinne das Volk zu gewinnen, als einen widergöttlichen von sich weist. Kräfte der Ewigkeit können nicht durch Essen und Trinken im Menschen entbunden werden, und aus dem Staunen wird nie ein Glaube werden, der Früchte himmlischer Art zeitigt.

Darin, daß ihm solche Ideen überhaupt kamen, hat Jesus schlechthin eine Versuchung erblickt, die der Satan ihm bereitete. Er hat auch hinter einem Wort des besten seiner Jünger den Satan erblickt, als jener in guter Absicht etwas sagt, was den Fortgang des Messiaswerkes in Frage stellte, falls es Wirklichkeit ward.

Und wieder nimmt ihn der Teufel mit auf einen sehr hohen Berg, zeigt ihm alle Reiche der Welt und ihre Herrlichkeit und spricht zu ihm: Das alles will ich dir geben wenn du niederfällst und mir huldigst. Da sagt Jesus zu ihm: Fort von mir, Satan! Es steht geschrieben: Du sollst dem Herrn deinem Gott huldigen und ihn allein anbeten. Das ist der dritte Akt der Versuchung und ihr Höhepunkt. Kein Wunder sollte dazu dienen, die Wege zur Gründung des Gottesreichs zu ebnen. Weder durfte Jesus mit Brot um ihre Herzen werben, noch sie sich erobern, indem er ihre Sinne blendete. Nichts ließ ihm sein Vater übrig, als das Wort seines Mundes; das sollte die einzige Waffe sein, mit der er in den Kampf um sein Reich zog. Im Geiste überflog Jesus alle Reiche der

Welt, ihre Macht und ihre Pracht: sein waren sie, denn die Messiasherrschaft war Weltherrschaft. Nicht ihr Silber und Gold begehrte er, den Reichtum und das Wohlleben ihrer Herrn, aber die Menschen, die in ihnen wohnten, die sollten alle seine Unterthanen werden und Gottes Recht von ihm lernen. Da ward ihm das Herz schwer: Siehe das Feld und die Ernte ist so groß und welches sind nun noch meine Werkzeuge zum Schneiden? Sollten sie nicht zu schwach sein und zu langsam arbeiten, um dies große Werk zu bewältigen?

Achte wohl darauf: Jesus antwortet dem Satan keineswegs: Was sollen mir die Reiche der Welt, daß du sie mir anbietest? Vielmehr antwortet er: Nicht vor dir will ich darum niederfallen, sondern vor Gott allein! Auf die Weltherrschaft läßt ihn die Erzählung nicht verzichten — und wie hätte er das auch sollen, wenn anders der Gottesruf ihm Wirklichkeit und Erlebnis war? Nach jenen beiden Siegen über die Versuchung zu falschen Wegen blieb wohl eine Frage übrig, die gefährlichste und schwerste. War es nicht das Beste, wenn er rasch entschlossen nun alles weitere Zögern dahinten ließ, die Fahne des Messias entrollte, schnell eine Schar Anhänger sammelte und das Gottesreich zunächst als den Anspruch dieser kämpfenden Gemeinschaft aufrichtete? Thaten so nicht alle die Könige und Helden, von denen die Geschichte meldete, daß sie im Kampf sich ein Reich erworben hatten? Sie traten auf und nahmen vorweg, was sie beanspruchten: Titel und Zeichen der Herrschaft, Szepter und Königsnamen; sie teilten die Würden, Aemter und Provinzen, die erobert werden sollten, im voraus aus, um sich damit Anhänger zu machen; ja es kam ihnen für das Gelingen ihres Vorhabens gerade darauf am meisten an, schnell und weithin

sichtbar einen Anfang zu machen, ein Panier aufzustecken, um das sich alle sammeln konnten, die ihnen zufielen.

Wenn Jesus jetzt aus der Wüste hervorgetreten wäre mit dem lauten Ruf: Hier ist das Reich — her zu mir, wer ihm angehören will! — er hätte mächtigen Zulauf gehabt. Aber welcher Schritt hätte dann wohl jenem ersten folgen sollen? Eine Belehrung an die zusammenströmenden Scharen, daß Gott sie so wie sie waren für sein Reich nicht brauchen könne und daß sie erst umkehren, neue Menschen mit neuen Herzen werden müßten? Wie bald hätte er dann das Wort zu hören bekommen: Hast du uns weiter nichts zu sagen? Wir wollen Thaten von dir sehen, wenn du wirklich der Messias bist; uns zu predigen, braucht kein Messias zu kommen! Damit war dann die Wahl da zwischen dem Weg der Gewaltsamkeit oder unrühmlichem Zurücktreten. Betrat Jesus die Bahn der Proklamation des Gottesreichs als der in ihm vollzogenen Thatsache, so war seine Sache von dem Augenblick an auf irdische Mittel gestellt und in das Spiel der weltlichen Kräfte unlöslich verwoben — dann aber war sie nur noch seine, nicht mehr Gottes Sache. Sah er aber ganz davon ab, irgend einen programmatischen Anfang zu machen, irgend wie sich selber in Verbindung mit der Aufgabe zu nennen, die Gott auf ihn gelegt hatte — ja wie sollte dann die Reichsgründung überhaupt kommen? Und hatte wohl je ein Jude sich gedacht, daß der Messias seinen Ruf von Gott erhalten könnte und dann doch nicht alsbald mit dem Aufbau des Reichs in seinen äußeren Formen beginnen würde?

Nichts anderes ist im Stande, uns zu erklären, weshalb Jesus anstatt mit dem lauten Messiasruf vielmehr mit der Predigt vom Nahen des Reichs und der Buße in die Welt hinaustrat, als die vollendete Einswerdung seines

innersten Willens mit dem Willen Gottes. Der Wille ist es, der unser Wesen bildet und unsere Persönlichkeit schafft. Der Wille ist der Ewigkeitsfaktor in uns. Nicht um Gedanken und Empfindungen werden wir uns in der Ewigkeit zu verantworten haben, sondern um Wollen. Willenseinheit ist Wesenseinheit. Jesu innere Hingabe an den Willen Gottes offenbarte ihm mit fehlloser Sicherheit, ob ein Gedanke, ein Ding, ein Unternehmen göttlicher Natur war, oder nicht. Sie bewahrte ihn keineswegs davor, die Irrtümer und Mängel des Wissens und der Erkenntnis zu teilen, die jener Zeit und jenen Menschen eigen waren, aber sie bewahrte ihn unbedingt davor, sich über das Wesen einer Sache einer Täuschung hinzugeben, sobald die Frage lautete: gut oder böse? vom Himmel oder von der Erde? So vermochte er es, auch in dieser schwersten Versuchung den Teufel abzuweisen und den rechten Pfad an dem Scheidewege einzuschlagen, wo ein jeder notwendig falsch gehen mußte, für den nicht Gott selber die Entscheidung traf. Jesus wußte, was Gott wollte und er wollte, was Gott wollte: so ward er Sieger über den Bösen. Was ihm nun noch übrig blieb, nachdem er jene drei Wege als für ihn ungangbar erkannt hatte, das war: die Art und Weise, auf die er zum letzten Ziele, zur Reichsgründung, gelangen sollte, Gott zu überlassen, selbst aber sich entschlossen und mit aller Freudigkeit an das Werk zu machen, das der wirklichen Gründung seines Reichs vorangehen mußte: Die Menschen zu schaffen, die seine Unterthanen und des Reiches Bürger werden sollten. Menschlich gesprochen, wird es Jesus keinen leichten Kampf gekostet haben, bis es ihm klar ward, wie sehr viel größer hier

das Kleine war, als das Große. Für ein gewöhnliches Verständnis war es das Natürliche, daß er im Vollbewußtsein messianischer Kraft und messianischen Berufes ein Feldgeschrei in sein Volk hineinwarf: Hier Wort des Herrn — her zu mir, wer dem Herrn angehört! und daß seine Mannen dann hinter ihrem König her auszogen, alles in der Welt zu vernichten, was gottfeindlich war — von dem hohlen Tempelkultus zu Jerusalem bis zu den römischen Adlern auf dem Kapitel, vom „Fressen der Witwen und Waisen" im Lande des Herrn bis zu den verworfenen Lüsten des Heidenvolks in den üppigen Großstädten des Weltreichs.

Nun waren die Tage der Vorbereitung in der Wüste zu Ende und die Zeit des Werbens begann. Ins Gottesreich gehören nur Menschen hinein, die einen Sinn nach dem Sinne Gottes haben; darum muß dem Eintritt in die Reihen der Gotteskämpfer erst der schwerste Sieg vorhergehen, den der Mensch gewinnen kann: der Sieg über das Böse.

Das Böse! Wir sagen *das* Böse — Jesus sagte *der* Böse. Es giebt ja Menschen, die an diesem Unterschied die Menge wie die Beschaffenheit des Glaubens ihres Nächsten messen. Daheim will es einem vorkommen, als ob das auch bloß eins von den vielen Stücken wurmstichigen Hausrats aus Mittelalter und Altertum ist, die wir unnützer Weise noch heute in unseren Wohnungen stehen haben. Hier in der Wüste Juda geht das Wort nicht so ohne weiteres über die Lippen. Die Alten haben gesagt, daß die Dämonen in der Einöde hausen — fast könntest Du ihnen das in solcher Nacht glauben, wie ich sie einstmals auf der Quarantana erlebt habe!

Geisterhaft war die Felswüste durchleuchtet und Grabes-

schweigen lag über ihr. Unten am Fuß des Berges stand mein Tier an einen Stein gebunden; scharf und regungslos zeichnete sich sein Schatten von dem hellen Erdboden ab. Ich saß auf einem Felsstück am Rande der Schlucht und sah in die schwarze Tiefe hinab; von unten aus dem Unsichtbaren kam es wie ein schwüler Atemhauch herauf, und vor die Scheibe des Mondes legte sich im Vorüberziehen ein zerrissenes Wolkengespenst. Jetzt flogen graue Schatten über die Felsen und Grate, drunten aber in der Finsternis schien es sich zu regen: formlos, gestaltlos!

An den Teufel zu glauben, kann Gewohnheit, kann Aberglaube sein. Es kann aber auch Zeugnis sein für ein überwältigendes Empfinden von der Macht des Bösen. Bei Jesus war es dies Letztere. Die Gestalt des Satans stammt nicht von ihm, sondern aus dem Volksglauben, sogut wie die Engel und die Dämonen keine Figuren der Offenbarung sind, sondern Erzeugnisse der religiösen Spekulation und der Phantasie. Weil Jesus kein Theologe war, sondern ein Held der Religion, darum grübelte er nicht über den Ursprung des Bösen nach, sondern empfand das Böse als den persönlichen Feind Gottes. Er hat das Bewußtsein behalten, daß er hier in der Wüste mit dem Teufel gekämpft und ihn besiegt habe. Der Untergang der Weltherrschaft des Satans war für ihn entschieden, als er die Versuche des bösen Feindes vereitelt hatte, die Gründung des Gottesreichs zu hintertreiben. Wohl sah ich den Satanas vom Himmel fallen, wie einen Blitz! Dies dunkle Wort Jesu kann sich kaum auf etwas Anderes beziehen, als auf den Triumph über die Versuchung in der Wüste. Als der Sohn Gottes Sieger blieb, stürzte der Böse von seinem Thron. Und Jesus ging aus, das Reich Gottes zu predigen.

11.

Tell Hûm

Ein heißer Oktobertag. Hoch wölbt sich ein grauer verfallender Bogen über einem schnellen Wasser. Tief in dunkles Gestein ist das Flußbett eingeschnitten; grünes Buschwerk und blühender Oleander klettern vom Rande der Schlucht bis zum Wasser hinab; wirbelnd gleitet die Strömung über mächtige Steine und zwängt sich rauschend zwischen den enge zusammengerückten Widerlagern der Brücke hindurch. Wir sind am Nahr Hasbani, dem am weitesten nach Norden entspringenden Quellbach des Jordan. Eine Stunde weiter treffen wir auf eine breite, neu angelegte Fahrstraße — ein merkwürdiger und ungewohnter Anblick in diesem Lande! Sie kommt von Sidon und soll, wenn sie fertig ist, zum See Genezareth führen. Jetzt ist der Westrand der wasserreichen Ebene, in der sich die Jordanquellen sammeln, erreicht, und der Aufstieg zum Hochlande von Galiläa beginnt. In vielen Windungen steigt der Reitpfad über eine Stunde lang steil und steinig zu dem alten Kreuzfahrerschlosse Hunin auf. Mit Interesse sieht sich der Reisende die weiten, jetzt als Viehställe benutzten Gewölbe an, die starken Mauern, den breiten und tiefen, in den Fels gesprengten Graben. Das Dorf ist groß und

liegt, imponierend, hart am steilen Rande des hoch aus der Ebene unten sich erhebenden Plateaus. Aber die Bewohner sind ungastlich, habgierig und zudringlich. Kaum je auf der ganzen weiten Reise haben die Leute uns einen so unangenehmen Eindruck gemacht. Die Mittagsrast wird abgekürzt; das Mahl ist spärlich und die Glut drückend. Gleich hinter Hunin geht uns der Weg verloren, denn die Pfade sind hier so wenig betreten, daß ein Augenblick der Unachtsamkeit genügt, um auf dem harten Felsboden die schwache Spur zu verlieren. Die ganze Karawane zerstreut sich; mühseliges Suchen in Buschwald auf steilem Bergeshang zwischen zahllosen Steinblöcken und Spalten. Endlich finde ich den Weg wieder, viel höher hinauf als wir geglaubt hatten. Mein lautes Rufen bringt allmählich die Uebrigen zusammen, aber der Tag ist nun wieder ein Stück weiter vorgeschritten, und wir haben noch weit zu reiten.

Mit einem Male öffnet sich in der Wildnis von Wald und Fels ein überraschender Ausblick nach Osten in die Tiefe. Wie ein großer, grüner Teppich liegt die zwischen den stehengebliebenen Hochlandsrändern Galiläas und des Dscholan in die Tiefe gesunkene Ebene, die der junge Jordan dnrchfließt, tief unten zu unsern Füßen da. Weit nach Norden gewahrt dort das Auge zurückblickend immer noch den gewaltigen Eichbaum an der Quelle von Tell el-Kadi, wo einst der Jahweh von Dan stand. In bläulichen Duft verschleiert läuft drüben der lange Abfall der Dscholanberge von dem Schlosse von Banijas an, soweit das Auge reicht, nach Süden, und blitzend leuchtet hier und da aus der grünen Fläche der gewundene Lauf des Jordan hervor, bis er ganz in der Ferne den hellen Spiegel des Hule-Seees erreicht. Das war eins von den Bildern, die wert sind, gesehen und aufgesucht zu werden, auch

wenn man nicht weiß, daß sie gerade in Palästina zu finden sind. Wir hielten still und wandten noch einmal unsere Pferde zurück. Mächtig erhob sich, noch in voller Sonnenbeleuchtung, das nackte Felshaupt des großen Hermon wie ein riesiger Wächter über das ganze Land. Bring diese Landschaft unter einen nordischen Himmel, laß eine nordische Sonne darüber scheinen und du wirst nur einen trüben Schatten von ihr haben. Welch eine Zauberkraft liegt doch in diesem Licht des Südens! Alles ist leuchtend und warm, Alles strahlt in des ungebrochenen Sonnenscheines Herrlichkeit gekleidet. Was wir schon einen heiteren Himmel nennen, das ist im Morgenlande noch Dunst und Schwere!

Jetzt kam ein böses Stück Weg. Der Felsboden, auf dem der Pfad lief, war dermaßen uneben, zerschrunden und zerspalten, daß unsere Pferde bei jedem Tritt ausglitten oder den Huf in den Löchern festklemmten. Reiter und Lasten wurden gerüttelt wie Erbsen in einem Siebe; dazu gar keine Uebersicht über die Gegend, sondern lauter breite Bodenwellen und dichtes immergrünes Gestrüpp überall wo nur eine Wurzel sich in das Gestein hineindrängen konnte. Die Farbe des Felsbodens war weißlichgelb; er schien leicht zu verwittern, denn in jeder kleinen Spalte und jedem Loch sah man ein wenig hellbraune Erde liegen. Plötzlich ein anderes Bild: das Gestein wird dunkel, fast schwarz, und die Vegetation spärlich: augenscheinlich vulkanische Formation. Merkwürdig, daß sich mitten hindurch, hier tief in den Boden eingehauen, dort nur eben sichtbar, weithin ein schnurgerader Streifen hinzieht! Jetzt kommen wir auf ihn und ich erkenne, was es ist: eine Römerstraße. Sie muß Nordgaliläa mit dem phönikischen Küstenland und dem hohlen Syrien

verbunden haben. Ueber diesen Steig sind die Saumtiere des tyrischen Kaufmanns, mit Purpur und Leinwand beladen, in das jüdische Land gezogen; auf ihm hat der eherne Tritt der römischen Legionare gedröhnt und auf ihm eilte der Schwarm der galiläischen Empörer zum Sammelplatz ins Niederland, als der Sternensohn zum letzten Male die Fahne des heiligen Krieges gegen die Heiden entrollt hatte.

Nach einer kleinen Weile erblickten wir ein großes, merkwürdig auf zwei ganz gleichen runden Hügeln gebautes Doppeldorf. Mitten dazwischen ging unsere Straße durch. Wie weit ist es noch bis Kades? ließ ich die Leute fragen, die am Wege standen. Drei Stunden! Ihr kommt nicht hin; in einer halben Stunde ist es dunkel — bleibt doch hier über Nacht. Das sagten sie aber nicht aus Gastfreundschaft, sondern weil sie nach unserem Bakschisch lüstern waren, denn ich wußte wohl, daß es nur noch wenig über eine Stunde sein konnte. Es war nicht leicht, sich zu entscheiden, aber ein verlockendes Ziel winkte als Lohn für das Wagnis, auch im Dunkeln auf die Gefahr des Verirrens oder Stürzens hin noch weiter zu reiten: Wir konnten dann hoffen, am Abend des nächsten Tages wieder in ein Bett zu kommen und unsere Füße im Wasser des Sees Genezareth zu baden. Also vorwärts! Höhnisches Lachen gab uns als Reisesegen das Geleit zum Dorfe hinaus. Sie verfluchen uns den Weg, meinte der ältere Mukari — das ist keine gute Sache, Herr, sollen wir doch nicht lieber hierbleiben? — Nein! Nun gerade nicht — willst du dich von diesen Leuten zum Narren halten lassen?

Wir ritten weiter: Bald wurde es zu dunkel, um die Karte zu lesen, aber der Weg war gut und noch deut-

lich zu erkennen. Madat wurde etwas schneller vorausgeschickt, um eine Schlucht zu untersuchen, in die wir jetzt hinein mußten. Am jenseitigen Ende lag in der Verbreiterung des Engthals eine gewaltige, tiefe Cisterne. Man konnte gerade noch erkennen, daß sie ohne Wasser, aber voll Schlamm auf dem Grunde war; wer hier im Finstern hineinstürzte oder von Räubern hineingeworfen wurde, kam ohne Stricke und fremde Hilfe nicht wieder hinaus. Gleich dahinter teilte sich der Weg. Kades mußte rechts liegen und wir schwenkten ab. Es schien, als ob jetzt eine große Ebene vor uns lag, aber von hier an wurde die schnell hereinbrechende Dunkelheit so stark, daß wir nur erkennen konnten, was unmittelbar vor und seitwärts von den Pferdeköpfen war. Nach einer kleinen Weile tauchten dunkle Baumschatten zur Rechten und zur Linken auf; ich griff vom Pferde in das Laub und merkte, daß es Oelbäume waren. Merkwürdig, welch einen Instinkt die Tiere für den Weg hatten; man sah fast gar nichts mehr, aber unsere Pferdchen schritten tapfer fürbaß, als ob sie die Straße kennten! An dem Olivengehölz war zu merken, daß ein Dorf ganz nahe sein mußte. Ueberdies wußte ich, daß wir, falls wir auf dem richtigen Wege waren, hart an einem Brunnen vorüberkommen mußten, an dem alte Steinsarkophage als Tröge zum Tränken des Viehes lagen. Richtig gelangten wir auch an die Stelle; man konnte die langen, hell durch das Dunkel schimmernden Formen der weißen Särge mit dem Wasser darin, in dem sich ein paar Sterne spiegelten, erkennen. Hier hätten wir rechts schwenken und den Berg hinaufreiten sollen, auf dem das Dorf liegt und an dessen Fuß wir von der Quelle an entlang zu reiten begannen, aber weil nichts von einer menschlichen Ansied-

lung zu sehen und zu hören war und die Olivenbäume sich immer weiter unten am Berge den Weg entlang zeigten, so vermuteten wir Kades immer noch vor uns und ritten weiter und weiter. Schließlich konnte ich auch keine Bäume mehr entdecken, und die Zeit, in der wir den Ort hätten erreichen sollen, war lange verstrichen. Offenbar waren wir zu weit geritten.

Nun wurde umgekehrt und auf jede mögliche Weise Lärm gemacht. Das ist ein probates Mittel, um die Hunde in den Dörfern aufmerksam zu machen. Rufen, Pfeifen, Schießen wurde alles durcheinander probiert; dazwischen trieb einer sein Tier ein Stück am Bergabhang in die Höhe, um zu sehen, ob sich oben vielleicht ein Licht erblicken ließ. Aber die Sache war doch zu halsbrechend, um im Stockfinstern allzu oft wiederholt zu werden. Endlich, endlich schlug ein Hund an; selten hat mir Musik so lieblich in die Ohren geklungen, wie dieses Gekläff. Bei dem starken Tau auf dem Hochlande muß man es häufig mit Fieber büßen, wenn man ohne Zelt im Freien übernachtet; dazu hatten weder wir noch die Pferde ein Korn zu beißen und zu brechen. Dem ersten Hunde sekundierte bald ein zweiter, dann ein dritter und so fort, bis wir mitten im Dorf waren. Wir hatten aber den ganzen Berg hinaufreiten und dann noch einen Winkel machen müssen, um den versteckten Platz zu finden. Alles war dunkel; nur vor einem Hause wurde ein Reisighaufen angezündet und eine Anzahl Leute kam herbei, um die späten Gäste zu empfangen und ein Quartier ausfindig zu machen. Das, wohin wir schließlich geführt wurden, war ein Häuschen und ein Höfchen im Miniaturformat, aber im Innern frisch getüncht und tadellos sauber. In dem einzigen Raume unter diesem Dach war genau so viel Platz, daß

wir unser Doppellager aufschlagen und einen Teil des Gepäcks unterbringen konnten; der kleine eingefriedigte Hof vor der Thüre bot kaum Raum für ein Kochfeuer und die vier Menschen, die sich darum gruppierten, um die Abendmahlzeit zu bereiten: Madat, der getreue und vielgewandte, unsere beiden Mukaris und die Wirtin des Hauses, denn merkwürdigerweise schien es hier keinen Wirt zu geben.

Bis unser Lager bereitet, das Abendbrot hergerichtet und verzehrt war, wurde es fast Mitternacht. Müde und dankbar für die kaum noch erhoffte Unterkunft legten wir uns zur Ruhe; draußen unterhielten sich die Leute auf dem Hof noch lange weiter. Mir war merkwürdig zu Mute — hatte dies verlorene Dorf doch eine längere Geschichte, als irgend eine Stadt des ganzen Abendlandes. Schon vierzehn Jahrhunderte vor Christi Geburt war Kades eine befestigte Stadt, in der ein kleiner Lehnsfürst des ägyptischen Pharao saß und sich mit seinen Nachbarn in der Runde schlug und vertrug. Dann eroberte es der Stamm Naphtali und es galt als eine Zufluchtsstätte für Todtschläger wider Willen. Tiglat Pileser von Assyrien nahm die Stadt, zerstörte sie und deportierte die Angesehensten ihrer Bewohner; darnach kam sie zu keiner Bedeutung mehr. Aber das Alles tritt dahinter zurück, daß hier die Heimat B a r a k s war, des Siegers in der Deboraschlacht!

Ober-Galiläa ist die schönste Landschaft Palästinas. Es hat Wald, wenn er auch nach deutschen Begriffen mehr als bescheiden ist; die hohen und malerischen Bergkuppen sind meistens grün, und die tief eingeschnittenen Wadis führen zum Teil auch noch im Spätsommer und Herbst etwas Wasser. Hier hat das Judentum auch nach dem letzten Kriege gegen die Römer, dem Aufstand des

Bar-Kochba, bis auf die Zeit der arabischen Eroberungen noch eine geschlossene nationale Existenz behauptet, als Jerusalem schon eine heidnische Stadt geworden und die Landschaft Judäa von Juden so gut wie entvölkert war. Die ganze Gegend hier ist reich an Ruinen alter Synagogen aus den ersten nachchristlichen Jahrhunderten. Meron, südwestlich von Kades, ist noch heute, nächst Jerusalem, der verehrteste Wallfahrtsort der Juden, wo die Gräber der berühmten Rabbinen des Altertums gezeigt werden, des Rabbi Hillel, Rabbi Schammai, Rabbi Jochanan Sandilar und andere. Die letzte Zeit des unduldsamen byzantinischen Regiments und dann die islamische Sturmfluth haben auch diese Ueberbleibsel des in der Heimat landsässigen Judentums zerbröckelt, doch ist es immerhin nicht unwahrscheinlich, daß es in einzelnen abgelegenen Thälern von Ober-Galiläa noch heute Abkömmlinge der alten Stämme Naphtali und Ascher giebt, die seit dreitausend Jahren auf diesem Boden wohnen, wenn auch jetzt als Moslems.

In religiöser Beziehung ist das galiläische Bergland noch heute wie vor Alters eine Brutstätte fanatischer Besonderheiten und Sekten auch unter den Muhammedanern.

Früh, noch vor Tagesanbruch, wurde die Glut vom vorigen Abend unter der Asche angefacht, um das Frühstück zu bereiten; dann ging es wieder in den Sattel. Das Ziel für die Mittagsrast war jetzt Safed, die höchste Stadt in Galiläa. Unterwegs kamen wir durch das Dorf Deschun. Ungeheure Hecken von doppelt mannshohem Kaktus, der über und über mit seinen stachligen, gelbroten Früchten besetzt war, friedigten die gut gehaltenen Gärten ein. Eine wirksamere Schutzwehr als dies undurchdringliche Gewirr holzharter, stacheliger Blattarme kann man

sich schwer denken; eine solche Kaktushecke ist ein stärkeres Hindernis als eine massive steinerne Mauer von derselben Höhe. Die Leute von Deschun sind von weit her in ihr Dorf eingewandert: es sind Mogrebiner, muhammedanische Emigranten aus Algerien. Die älteren Leute kennen noch ein paar französische Brocken, und es klang seltsam, wie sie uns mit ihrem tief gutturalen, kaum verständlichen Bonjour begrüßten. Wirkliche französische Fragen verstand aber niemand. Deschun liegt hart am Rande einer außerordentlich tiefen Schlucht mit steilen Wänden; wir mußten absitzen, und die Kletterei hinunter und hinauf war für Pferde und Menschen gleich mühsam. Die Sonne brannte in dem Wadi dermaßen, das man das Gefühl hatte, als ob ein glühender Metallklumpen unmittelbar über dem Kopf hinge; wir haben viele Schweißtropfen dort vergossen.

Endlich war Safed erreicht. Ein deutsches Haus nahm uns gastlich für einige Stunden unter seinem Dache auf. Safed ist ein merkwürdiger Ort. Die Stadt ist jetzt eine der größten in Palästina und liegt um den Gipfel eines hohen Kegels, auf dem einst eine Burg stand, herumgebaut. Man sieht sie auf ihrem Berge im ganzen mittleren Teil des Landes, diesseits und jenseits des Jordans, als einen leuchtend weißen Fleck daliegen, und es ist sehr wahrscheinlich, daß Jesus mit seinem Spruch von der Stadt, die nicht verborgen sein kann, sie gemeint hat. Seit dem sechzehnten Jahrhundert begannen sich hier Juden aus der Diaspora in Europa und Asien anzusiedeln, denn nach einem unter ihnen verbreiteten Glauben soll der Messias aus Safed kommen. Auch diese Sage stammt wohl aus der Zeit, wo Galiläa das letzte übrig gebliebene Stück jüdischer Erde war. Heute ist mehr als die Hälfte

der Einwohnerschaft, gegen 15000 Seelen, jüdisch. Die meisten von diesen sind erst in neuester Zeit aus Polen und Oesterreich hierher eingewandert, um, wenn der Messias kommt, die ersten zu sein, die ihn begrüßen. Man kann mit ihnen deutsch sprechen, wenn man einige Ausdrücke des jüdisch-deutschen Kauderwelsch, das fast alle Juden auf der ganzen Welt kennen, zu Hilfe nimmt. Die aus dem östlichen Europa gekommenen heißen Aschkenazim; von den spanisch-portugiesischen Auswanderern, die Sephardim genannt werden und teilweise noch romanisch sprechen, giebt es nur noch wenige, mit sehr altertümlichen Sitten; sogar Vielweiberei kommt noch bei ihnen vor.

Unser deutscher Wirt führte uns von seinem schönen Hause auf den Gipfel des Berges. Ein furchtbares Erdbeben hat vor sechzig Jahren die Stadt verwüstet uud die letzten Reste der Burg auf der Höhe in formlose Trümmerhaufen verwandelt. Man sieht nur noch einige dürftige Gewölbereste, die überdies halb verschüttet sind. Trotzdem ist es behördlich verboten, hier zu zeichnen oder eine photographische Aufnahme von den „Festungswerken“ zu machen. Man weiß wirklich manchmal nicht, ob hier im Orient der geistige Schutt oder der von Steinen und Kalk höher liegt. Der Ausblick von der Höhe des Safedberges ist herrlich. Wir hatten schon bei Tisch gefragt, ob man oben den See von Tiberias erblicken könne und waren freudig erregt, als man es uns bejahte. Nun lag das wunderbare Gewässer wirklich tief unten zwischen den Bergwänden der Jordanspalte, in die es eingebettet ist, vor unsern Augen da. Bei der Klarheit der Luft unterschätzt man sowohl den Höhenunterschied als auch die Entfernung; man hält für ein bis zwei Stunden, was in Wirklichkeit mehr als vier sind. Der See erschien leuchtend blau; die kahlen

Berge, die ihn im Osten und Süden umkränzen, schimmerten hell von der Sonne beleuchtet in rötlichen, braunen und violetten Tönen. Was man vom Westufer sah, war um diese Stunde schon in einen weichen, nur noch ganz zart durchleuchteten Halbschatten getaucht: ein unvergleichlich reizvoller Gegensatz zu der flutenden Lichtfülle auf dem Wasser und den Abhängen auf der andern Seite! Tiberias war gerade noch als ein weißer Punkt wahrnehmbar; einzelne Teile des Spiegels entzogen sich hinter hohen Bergen dem Blick. Im Süden sieht man den Tabor und die Berge über Nazareth; die Ebene Jesreel erscheint als eine schmale Einsenkung, über der die lange Linie des Karmelrückens aufsteigt. Im Osten schließt die hohe Bergkette des Hauran die Aussicht in die arabische Wüste, und nach Norden und Westen dehnt sich weithin das malerische Gewirr der grünen Berge von Obergaliläa, hoch überragt von dem Dschebel Dschermak, dem höchsten Gipfel des Westjordanlandes südlich vom Libanon.

Es wurde uns herzlich schwer, uns loszureißen, aber wenn das Seeufer noch erreicht werden sollte, so mußte geschieden sein. Unser freundlicher Wirt beschrieb uns genau den Weg, aber trotzdem ritten wir in dem Gewirr der Schluchten, die vom Hochlande hinunterführen, fehl und gerieten in eine enge Kluft, durch die zur Regenzeit ein Wildwasser stürzt. Zunächst war auf dem Grunde noch etwas wie ein Pfad sichtbar, wahrscheinlich von Ziegen oder Wild herrührend; bald aber sahen wir uns in einer vollständigen Steinwildnis. Unglaublicher Weise kamen die Pferde samt Reitern und Gepäck unter stetem Springen, Gleiten und Klettern glücklich und ohne Schaden das Wadi hinunter. Es lief auf eine Ebene aus, die mit dunkelbraunen, trockenen Erdschollen bedeckt war: zersetzter

Basalttrapp, vielleicht der fruchtbarste Boden, den es giebt, aber nicht eine Spur von Anbau war weit und breit zu erblicken. Nach wenigen Minuten erreichten wir eine offenbar stark begangene nord-südlich laufende Straße und ihr folgend einen großen verfallenen Bau: Chan Dschubb Jusuf, die Herberge bei der Josephsgrube. Diese Straße ist eine der ältesten Verkehrslinien der geschichtlichen Welt: der große Heer- und Karawanenweg von Egypten durch die Jesreelebene, am Nordwestufer des Seees Genezareth vorbei, dann auf der Brücke der Töchter Jakobs den Jordan kreuzend, nach Damaskus und weiterhin zum Euphrat. Zur Zeit Christi hieß sie die via maris, der Meeresweg, weil man, ihr folgend, beim Vorgebirge Karmel die Küste erreichte. Bei Chan Dschubb Jusuf wird eine tiefe Grube gezeigt, in die nach der jüdischen und muhammedanischen Ueberlieferung Joseph von seinen Brüdern hineingeworfen wurde. Damals, als das Judentum ganz auf diese nördlichen Teile des Landes beschränkt wurde, suchte man möglichst viele Traditionen aus der alttestamentlichen Geschichte hier in der Nachbarschaft zu lokalisieren, und von den späteren Juden übernahmen dann die eindringenden Araber diese nachgeborenen Ueberlieferungen. Der Islam hat für die Gestalten des alten Testaments ein großes Interesse; die Patriarchen, Helden und Propheten der altisraelitischen Geschichte sind im Koran fast alle muhammedanische Heilige geworden, die vor Muhammed die Erkenntnis des wahren Gottes besaßen.

Beim Chan fing es an zu dunkeln. Ein Bauer kam des Wegs und wurde als Führer gedungen. Ain et-Tabira, ein kleines Hospiz, das vom Palästinaverein der deutschen Katholiken gegründet ist, war unser Ziel für heute Abend; es liegt am Seestrande zwischen der Stelle,

wo die via maris das Ufer verläßt und der Ruinenstätte Tell Hum, dem Platz des alten Kapernaum! Unser Führer bog von der Straße auf einen direkteren Weg ab, und alsbald bot sich uns ein merkwürdiger Anblick dar: ein ganzer Beduinenstamm mit vielen tausenden von Kamelen auf der Wanderschaft! Im Ostjordanlande herrschte Dürre; alles Weidekraut war mit Stumpf und Stiel verzehrt, und die Nomaden machten nun von dem ihnen zustehenden Recht Gebrauch, im Herbst nach Beendigung der Ernte über den Jordan und in die nördliche Seelandschaft zu kommen, um ihre Tiere mit den übriggebliebenen Feldstoppeln und den dürr gewordenen Gräsern, die sich bis in den Herbst erhalten hatten, zu ernähren. Allenthalben sah man die sehnigen braunen Gestalten im dunklen Ueberwurf und Kopftuch mit der dicken braunen Wollschnur darum, ungeheuer lange Lanzen mit bunten Büscheln in der Faust, zu Fuß und zu Pferde, einzeln und truppweis. Ihre zahllosen Tiere wurden für die Nacht zusammengetrieben; in endlosen Reihen zogen sie langsamen Schritts daher. Ich kann nicht finden, daß, wie so oft gesagt wird, ein Kamel häßlich ist; mir erscheint es mit seinem weltverachtenden Blick und dem würdevoll getragenen Haupt als ein majestätisches Tier. „Mein Kamel“ ist bei den Beduinen auch eine große Liebkosung. Ganz und halb nackte kleine Buben hingen öfters wie angeklebt mit gespreizten Beinchen hinten am Höcker der Tiere. Alle Größen und Farben, die ein Kamel nur haben kann, waren vertreten, vom zierlichen, weißgelben Kälbchen bis zum mächtigen, dunklen, mähnentragenden Bullen. Auf einer ebenen Fläche hatte der Stamm das Lager aufgeschlagen: Zahlreiche Gruppen schwarzer Zelte, aus Ziegenhaar gewebt, mit Stangen und Stricken breit

und tief ausgespannt, standen da; dazwischen überall Feuerstellen und Weiber bei der Bereitung der Abendmahlzeit. So leben diese Menschen seit ungezählten Jahrhunderten; kaum daß Feuergewehre primitivster Gestalt einen Unterschied gegen die Zeit ausmachen, da im zweiten Jahrtausend vor Christus die Söhne des Ostens, die Amalekiter und Kedarener, die Chabiri aus den Briefen von Tell el-Amarna, ihre Plünderungszüge in das westliche Fruchtland machten, das ihnen als ein Haus aller Güter erschien, weil der Regen es beinahe das ganze Jahr hindurch tränkte. „Schwarz bin ich, doch lieblich, ihr Töchter Jerusalems, wie Kedars Gezelte“ — so heißt es in dem alten Brautlied des israelitischen Mädchens! Da sind sie die schwarzen Zelte Kedars, heute, wie vor zwanzig und dreißig Jahrhunderten — aber wo sie stehen, dort ist es mit Anbau und Gesittung zu Ende!

Wieder ging es in ein felsiges Wadi hinunter. Im Dunkel sah man rechts oben Ruinen. Es ist das alte Chorazin. Wehe dir Chorazin, wehe dir Bethsaida! Wären in Tyrus und Sidon die Wunder geschehen, die bei euch geschehen sind, sie hätten längst in Sack und Asche Buße gethan. Ich sage euch, es wird jenen am Tage des Gerichts erträglicher gehen, als euch! Ganz im Finstern bereits gelangten wir über Stock und Stein an den See hinunter; die Tamariskenzweige schlugen uns beim Hindurchreiten durch das Bachbett wie Peitschenschnüre ins Gesicht, die Dornen am Ufer griffen nach unseren Kleidern und rissen tüchtige Risse hinein, aber wer wird auf solche Dinge achten, wenn das Ohr bereits von ferne das leise Rauschen vernimmt, mit dem die langen sanften Wellen des Seees Genezareth an den weißen Strand schlagen, über den Jesu Füße gegangen sind!

Es war also doch geglückt. Das Hospiz war erreicht und wir wurden so gut, ja besser aufgenommen, als wir nur irgend erwartet hatten. Der ehrwürdige Vater, der dem Hause vorsteht, begrüßte uns wie ein Patriarch aus der großen Bilderbibel, in der ich als Kind geblättert hatte: Hoch von Gestalt, ein langer Bart bis über die Brust hinabwallend, in ein langes weißes Gewand gehüllt und um die Mitte des Leibes gegürtet — so trat er uns entgegen. Deutsche Rede, ein weißgedeckter Tisch, saubere Betten, offene Herzlichkeit in jedem Wort und jeder Geberde — was braucht der Mensch mehr, um auf diesem Fleck nichts zur Glückseligkeit zu entbehren? Merkwürdig! Ich habe in den Ländern vom Jordan bis zum Jaxartes meinen Fuß auf viele Schwellen gesetzt und mein Haupt unter vieler Leute Dach zur Ruhe gelegt, und nie darnach gefragt, wie bequem oder wie dürftig, wie fremd oder wie vertraut mir die Stätte und die Menschen waren. Höchstens empfand ich gerade das Wilde und Primitive im Barbarenlande als einen besonderen Reiz mehr, den die Wanderschaft bot. Hier aber, am See Genezareth, war ich glücklich und dankbar für die einfachsten Güter unserer abendländischen Gesittung; hier hätten sie mir gefehlt, um mich ganz dem Zauber der Oertlichkeit hinzugeben. Der Pater führte uns durch die Kapelle in unser Schlafgemach. Was war das für ein Einschlafen, unter dem Gedanken: Morgen in der Frühe reiten wir nach Kapernaum.

Der junge Tag brach an, hell, warm, sonnig. Wie sollte er wohl auch anders sein! Wir reiten in der Morgenfrühe gen Osten, erst über den weißen, sandigen Strand, dann aufwärts über die Uferhöhen. Ueber das weite, blaue Wasser zur Rechten ist Jesus gefahren; die Häusergruppe in der Ferne vor uns steht auf der Stelle, wo ihn

der erste seiner Jünger beherbergte. Ein Bach fließt mit starkem Gefälle quer über unsern Weg. Sein Wasser treibt eine große Mühle; eine Menge alten Mauerwerks aus schwarzen Basaltsteinen liegt in den Büschen verborgen und bedeckt den ganzen Abhang zur Rechten bis hinunter zum Seeufer. Links steigen sonnenverbrannte Berge auf und jenseits des Baches erblicken wir abermals ein Lager, das dem Beduinenstamm gehört, dem wir gestern begegnet sind. An den Feuerstellen bereiten die braunen Frauen Speise für den Tag. Sie sind unverhüllt und sehen uns ohne Scheu ins Gesicht. Diese Leute haben vom Islam wenig mehr als den Namen. Hier streicht ein Weib den ungesäuerten Brotteig als dünnen Fladen über einen flachen, am Kamelmistfeuer erhitzten Stein, dort schimmert hellrote Glut durch weißliche Aschenflocken, und ein Mädchen rührt in dem kupfernen, auf drei Steinen darübergestellten Kessel. Der eine Stein ist ein schwarzer behauener Würfel — von welchem Bauwerk des Altertums mag er stammen? In welcher Mauer steckte er zur Zeit Jesu? Wir reiten mitten durch die Zeltgruppen; die Pferde suchen ihren Weg über eine Reihe ausgebrannter Feuerstätten, und wie unter ihren Hufen die Asche aufstäubt, fühlen wir noch, wie die Wärme, die der erhitzte Erdboden darunter bewahrt hat, aufwärts ausstrahlt. Ein paar schmutzige Kinder kommen uns nachgelaufen: „Chowadscha (Herr), Bakschisch! Bakschisch!" „Mafisch, Mafisch!" — es giebt nichts! Verdutzte Gesichter über diese gereimte Replik des Franken, und sie trollen sich wieder davon. Auf der Stätte von Kapernaum ist eine kleine Franziskanerniederlassung errichtet. Wir sind an der hohen Mauer, die rings um das Grundstück geführt ist: ein paar starke Schläge an das Thor, dann öffnet ein eingeborener

christlicher Diener und bittet uns, vor dem Einreiten abzusteigen. Ein weiter Hofraum empfängt uns; Schuppen und Ställe, dahinter ein Garten, der sich vom Hospiz bis zum Seeufer hinab erstreckt, mit jungen Baumpflanzungen, Blumenbeeten und etwas grünem Rasen — still, friedlich, einsam. Im Garten liegen alte Baustücke: eine Säulenbasis, ein paar Kapitäle, ein zerbrochener Architrav; nach Süden wunderbarer Ausblick über den See. Vor einigen Jahren entdeckte man, daß, wo jetzt der Garten ist, die Ruinen eines großen Gebäudes in der Erde steckten. Die Mönche fingen an zu graben. Da kam strenger Befehl, alles wieder mit Erde zuzudecken und nicht mehr daran zu rühren. Weshalb? Allah weiß es. Die wenigen Stücke im Garten sind als einziges Zeugnis dafür, was hier in der Erde ruht, an der Oberfläche liegen gelassen. Wir stehen an der Stelle, wo sich einst die Menge der Bewohner von Kapernaum gedrängt hat, um die Predigt des Jesus von Nazareth zu hören; hier unter unsern Füßen liegen die Steinplatten des Fußbodens, auf dem sie standen und saßen — und er mitten unter ihnen!

Im Evangelium steht die Geschichte vom Hauptmann zu Kapernaum zu lesen, der Jesus um Hilfe für seinen kranken Knecht bittet. Die Juden kommen zu Jesus, bitten ihn angelegentlich und sagen: Er ist es wert, daß du ihm das gewährst, denn er ist ein Freund unseres Volkes und hat uns sogar unsere Synagoge gebaut. Der Mann war ein Heide, aber ein sogenannter Proselyt, der für den geistigen Monotheismus der jüdischen Religion gewonnen war; daher das fürstliche Geschenk, das er den Juden von Kapernaum mit dem Prachtbau auf einer Anhöhe über dem See machte. Als die Ruinen eben aufgedeckt waren, bevor der Befehl zum

Wiederzuschütten kam, konnte man die Maße feststellen: Danach war die Synagoge innen fünfunddreißig Schritte lang und fünfundzwanzig breit, mit drei Eingängen auf der dem See zugekehrten Südseite. Säulen mit korinthischen Kapitälen und reich mit Steinhauerarbeit verzierte Architrave trugen das Dach; das Material waren mächtige Quadern aus weißem Marmorkalk. Inmitten der düstern, aus dem schwarzen Basaltgestein der Umgebung erbauten Stadt muß dies helle Bauwerk einen heitern und prächtigen Eindruck gemacht haben. Schwerlich hat eine Stadt wie Kapernaum noch mehr Synagogen gehabt, als diese; auch setzt die Erzählung bei Lukas voraus, daß es die einzige war, denn sie wird einfach die Synagoge genannt. Wir dürfen uns also mit Wahrscheinlichkeit sagen: Hier hat Jesus gepredigt! Hier ist sein Ruf erschollen: Das Gottesreich ist nahe herbeigekommen! Thut Buße und glaubt der frohen Botschaft!

Wir schritten durch den Mittelgang des Gartens und besahen die wenigen Trümmer, die da lagen. Madat, sagte ich zu unserm Diener, weißt du noch, wie im Evangelium erzählt ist, daß Jesus einen Besessenen durch sein Wort gesund gemacht hat? Hier, wo wir jetzt gehen, stand das Bethaus der Juden, in dem es geschehen ist; die Steine da stammen noch von ihm her! Die gute Seele warf sich zur Erde und küßte mit herzlicher Inbrunst ein altes Schwellenstück. Vielleicht haben die Lippen des treuen Mannes wirklich an einer Stelle geruht, die des Heilandes Fuß betreten hat. Wer weiß es? Möglich ist hier auf diesem Boden Vieles der Art, und gezeigt und erzählt wird nicht nur siebenmal, sondern siebenzig Mal sieben Mal mehr als möglich ist. Sie hat etwas Ergreifendes, diese

Art Frömmigkeit, wenn sie echt ist, aber wie fern liegt sie dem Geiste dessen, dem sie gilt! Wie wenig fragt sie nach dem Inhalt der Predigt Jesu? Was liegt doch alles zwischen diesem Zerschmelzen in der weichen thatenlosen Hingabe eines stimmungsvollen Augenblicks und dem stürmenden Drängen Jesu nach dem Weltziel hin, das er vor Augen sah und das er schaffensfreudig sich vorgenommen hatte in Wirklichkeit zu wandeln! Wer doch noch einmal das Bild hervorzaubern könnte, das diese Landschaft zur Zeit Jesu darbot! Eines war damals ebenso wie heute — das Licht! Licht, nichts als Licht am Himmel und auf Erden; Sonnenschein und Wärme über Land und Meer gegossen wie Blütenduft durch einen Rosengarten. Aber welch ein menschenwimmelndes Land im Vergleich zu heute! Stadt an Stadt, Dorf an Dorf, Haus an Haus in hellem dichtgeschlossenem Kranze um das blaue Wasserbecken, von Taricheä am äußersten Südende, wo der Jordan ausfließt, bis Bethsaida Julias am Norden, wo er einströmt. Gärten und Felder, Weinberge, Feigen- und Olivenpflanzungen bedeckten den Fuß der Berge, die auf der Westseite in weitem, prächtig geschwungenem Bogen den See umrahmen. Die Ostseite war weniger bewohnt; die Siedlungen spärlicher, hier und da ganz ödes Gestade. Dort wo in der Mitte des Gewässers die Verengerung nach Süden beginnt, erglänzte weitgedehnt die palästereiche Prachtstadt des Herodes Antipas, die neue Residenz von Galiläa und Peräa: Tiberias, dem Kaiser zu Ehren benannt. Im Norden der Stadt thronte auf einer Höhe das gewaltige feste Schloß des Tetrarchen mit hohem über und über vergoldetem Dach; ja im Volk ging die Rede, die strahlenden Zierrate und Platten seien nicht aus Holz, sondern aus massivem Golde. Im Palast wohnte der

zweite der über den Vater hinaus am Leben gebliebenen Söhne des schrecklichen Edomiters, der von Augustus zum König der Juden gemacht worden war, und bei ihm seines Bruders Weib, Herodias mit ihrer Tochter Salome. Die Stadt war heidnisch, den Juden ein Greuel, weil sie auf Gräbern gegründet war. Hoch über dem Seespiegel lief das gerade weiße Band der Straße von ihr aus und vereinigte sich eine Stunde nach Norden mit der mächtigen Verkehrsader, die sich durch das Taubenthal vom galiläischen Hochlande zur Ebene Gennesar herabsenkte. Das war die via maris. Endlose Karawanenzüge bewegten sich auf ihr am Nordwestufer des Seees entlang: Phönizien, Aegypten, das ganze südliche Küsten- und Hinterland des Mittelmeeres tauschten auf dieser Straße ihre Güter mit dem Osten aus, mit Damaskus, Peräa und den Ländern jenseits des Euphrat. Zollhäuser und Herbergen lagen in Menge an ihr. Die Einkehrgehöfte für die Karawanen waren mächtige Bauten; im Innenhof fanden hunderte von Kamelen Platz, und in langen Reihen, ein Stockwerk über dem andern, liefen die Kammern für Reisende und Treiber rund um das Viereck. Alles war voll, Menschen und Tiere drängten sich im Kommen und Gehen, Auf- und Abladen; unendliche Mengen von Gütern zogen an einem Tage hier durch. Die Perle des Gestades und die Krone von ganz Galiläa war die Ebene Gennesar selbst, von der der See den Namen hatte. Wie ein Amphitheater von riesenhaften Abmessungen in die Berge des Nordwestufers eingebuchtet, überquellend von einer Fülle süßen, klaren Wassers, üppig bebaut und wie ein Ameisenstock besiedelt, erfüllt von Früchten und Gewächsen aller Himmelsstriche und Länder — so lag sie unter dem lachenden Blau des Himmels und suchte ihresgleichen auf dem

Erdkreise. Zu jeder Stadt und jedem Dorf am Gestade gehörte ein Hafen, von Steindämmen geschützt, mit Fahrzeugen gefüllt. Die Häuser zeigten sich von Quadern gebaut, fest und wohlhabend, jedes mit dem zierlichen Obergemach auf dem Dache — ein Land, voll Leben, Menschen und Güter. In dieses Land kam Jesus und predigte den Menschen vom Gottesreich. Er meinte nicht den blassen Schatten, der bei uns Armen von heute unter diesem Namen umgeht, sondern etwas Anderes, ein Gebilde von Fleisch und Blut. So groß auch der Abstand war zwischen dem was Jesus sich unter dem Gottesreich dachte und den Phantasien der gewöhnlichen Juden von damals — darüber darf man sich nicht täuschen, daß er mit seinen Ideeen den Zeitgenossen doch immer noch viel näher stand, als dem Schemen, das wir uns aus dem Stoff, den er hinterließ, zurechtgemacht haben. Ihm war das Gottesreich ein Weltziel, nicht mehr und nicht weniger! Als er von ihm predigte, schweifte sein Blick von dieser Höhe bei Kapernaum über die blühenden Städte hin, die um den blauen See herum lagen, über die weißen Segel, die auf dem Wasser einherglitten, über die Weinberge und Gärten, über die Berge im Westen und Osten — und all dieses Land, das unsere Augen jetzt von diesem Ruinenfelde aus übersehen, samt allem Land dahinter bis zum Meere und bis zur Steppe und bis zur Wüste: Das war für Jesus der Boden, auf dem das Gottesreich, wie er es verstand, in die Erscheinung treten sollte, so sichtbar und äußerlich erkennbar, wie Davids Reich oder das Imperium der Römer. Dieselben Menschen, denen er predigte, diese seine Generation, sollten seine Bürger sein, dieser Leute König wollte er werden, ihr Gesetzgeber, ihr Führer, der Zukunft, dem Heil entgegen. Er hat nicht an ein Reich im Himmel

gedacht; sein Königreich war von dieser Welt. Er rief die Menschen nicht dazu auf, sich aus der Welt in den Himmel zu retten, wie man uns Enkeln von den Kanzeln und Kathedern unserer Kirchen und Schulen predigt, sondern wenn er vom Himmelreiche sprach, so meinte er damit nichts Anderes, als ein wirkliches Reich auf Erden, in dem die Kräfte des Himmels herrschen.

Als Jesus die Gottesstimme begriffen hatte, die zu ihm sprach: Mein Sohn bist Du! da ging er in die Wüste und saß und überschlug bei sich, wie er das hinausführen sollte, was Gott mit dem Sohnesnamen auf ihn gelegt hatte. Als er es wußte, da zog er aus, sein Königreich zu gewinnen — und nirgend anders sollte es liegen, als da wo andere Reiche dieser Welt auch gelegen hatten und lagen. In seinem Königreiche sollte nicht aufhören Same und Ernte, Frost und Hitze, Sommer und Winter, Tag und Nacht; die Schiffe sollten auf dem Meere fahren und die Menschen auf den Märkten ihre Nahrung suchen — was aber aufhören sollte, das waren die Machtwirkungen aller der Kräfte, die gegen Gott streiten. Die Welt, die große weite Welt für Gott erobern, das wollte Jesus! Das war sein Weltziel!

Gott will, daß allen Menschen geholfen werde — nicht im Himmel, sondern auf Erden. Gott liebt die Welt, darum reißt er sie aus den Krallen des Bösen und hat die Menschen zu seiner Gemeinschaft in seinem Reiche bestimmt und den Sohn berufen, ihr König zu sein, der soll sie Gottes Gebote lehren, für die Erde, nicht für den Himmel. Von drüben her, wo Tiberias und das goldene Herodesschloß herüberglänzen, kommt ein Segel über das blaue Wasser gezogen. Es ist ein reicher Mann, dem das Schiff gehört; er soll im Gottesreiche nicht arm werden, aber sein

Reichtum soll ihm nicht mehr der Schatz sein, bei dem sein Herz ist, sondern ein Mittel, das Gott ihm gegeben hat, Gutes zu thun. Im Basar von Kapernaum sitzen die Kaufleute und Geldwechsler; im Reiche Gottes sollen sie ihre Teppichballen, ihre Schuhe und Sättel, ihr Gold und Silber und Kupfer weder wegwerfen noch vermodern lassen, sondern ihre Nahrung davon haben nach wie vor; aber sie werden dann nicht mehr dabei lügen und betrügen, sondern ein Mann wird ein Wort sein. In Jerusalem tagt der regierende hohe Rat der Priester und Lehrer und Aeltesten des Volks, und im Tempel werden Tag für Tag die vom Gesetz gebotenen Opfer gebracht: im Reiche Gottes mag der Priester ein Priester bleiben und der Ratsherr ein Ratsherr; aber nicht mehr wird der Priester vom Sohne fordern, was Vater und Mutter gehört, damit für Gott ein Rind oder ein Widder geschlachtet werde, und der Ratsherr wird nicht mehr der Menschen Wohlfahrt in Zeit und Ewigkeit um den elfenbeinernen Stuhl im Synedrium geben, sondern ihr Gottesdienst und ihre Weisheit werden sein, daß Barmherzigkeit besser ist, als Opfer und daß der Mensch nichts geben kann, womit er seine Seele löse, wenn sie verwirkt ist.

So wird das Gottesreich darin bestehen, daß die Menschen auf Erden den Willen Gottes thun, und dadurch wird der Sohn Gottes ihr König sein, daß er sie Gottes Wege weist, und sie ihm folgen. Sein Reich wird weder auf Lanzen noch auf Beile gestellt sein, sondern auf Geist und Kraft, und die Nationen der Erde vom Aufgang bis zum Niedergang werden kommen und vor seinem Throne stehen, Gottes Gesetz und Recht für sich bei ihm zu nehmen. So wird in Wahrheit die Welt und alles was in ihr und auf ihr ist, Gottes sein.

Uns mag dies Weltziel Jesu befremdlich vorkommen, wir können es kritisieren als Schwärmerei und Apokalyptik, wir mögen es selbst belächeln oder rührselige Thränen darüber vergießen, wenn wir wollen — aber wir können nicht daran rütteln, daß es das seine gewesen ist. Es hat im Diesseits gelegen, nicht im Jenseits, in der sichtbaren, nicht in der unsichtbaren Welt. Wollen wir also an dem Anspruch festhalten, Jesu wirkliche, rechtmäßige Erben zu sein, dann dürfen wir uns ehrlicher Weise nicht von der Verpflichtung lossagen, die uns als das vornehmste Stück seiner Hinterlassenschaft überkommen ist: Sein Reich auf Erden, zu dem er nach Gottes Ratschluß nur den Grund hat legen können — eben das, was niemand in der Welt vermochte, als allein er! — in seinem Sinne weiter zu bauen!

* * *

Der alte Franziskaner, der uns führte, erklärte uns den Grundriß der Synagoge und die Lage der unter der Erde steckenden Fundamente. Danach konnte man sehen, wo etwa das Allerheiligste gelegen haben mochte mit dem Schrank für die Bücherrollen. Davor pflegte der erhöhte Sitz zu stehen, auf den sich derjenige setzte, der nach der Schriftlektion noch einen Vortrag über einen Text halten wollte. Jeder Erwachsene konnte das Wort ergreifen; gewöhnlich pflegte der Synagogenvorsteher vorher dazu aufzufordern. Der Hauptgottesdienst mit der Predigt lag am Sabbath Vormittag. Er begann jedesmal mit dem Gemeindebekenntnis, das jeder israelitische Mann alle Tage zweimal, morgens und abends, beten mußte, nach seinem Anfangswort das Schma („Höre!") genannt. Es lautete: „Höre Israel! Der Herr ist unser Gott, der

Herr allein! Und du sollst den Herrn, deinen Gott, lieben von ganzem Herzen, von ganzer Seele und mit aller deiner Kraft. Diese Worte, die ich dir heute vorlege, sollen dir im Herzen bleiben; auch sollst du sie deinen Kindern einschärfen und von ihnen reden, wenn du in deinem Hause weilst oder unterwegs bist, wenn du dich niederlegst und wenn du aufstehst. Du sollst sie als ein Denkzeichen auf deine Hand binden und als Stirnbänder zwischen den Augen haben und sollst sie auf die Pfosten deines Hauses und an deine Thore schreiben.

Wenn ihr meinen Geboten, die ich euch heute gebe, treulich gehorcht, indem ihr den Herrn euren Gott liebt und ihm von ganzem Herzen und von ganzer Seele dient, so werde ich eurem Lande zur rechten Zeit Regen geben, Frühregen wie Spätregen, damit du dein Getreide, deinen Most und dein Oel einheimsen kannst, und auf deinen Fluren werde ich dir Gras für dein Vieh geben, daß du dich satt essen kannst. Seid wohl auf eurer Hut, daß sich euer Herz nicht bethören läßt und ihr nicht andere Götter verehrt und euch vor ihnen niederwerft; sonst wird der Zorn des Herrn gegen euch entbrennen und er wird den Himmel verschließen, so daß kein Regen mehr fällt und der Boden seinen Ertrag nicht mehr giebt, und ihr werdet rasch aus dem schönen Lande verschwinden, das euch der Herr geben will.

Also sprach der Herr zu Mose: Rede mit den Israeliten und sprich zu ihnen, sie sollen sich Quasten an den Zipfeln ihrer Kleider machen, sie und ihre Nachkommen, und an jeder Zipfelquaste eine Schnur von blauem Purpur; das soll euch ein bedeutsamer Schmuck sein: wenn ihr ihn ansehet, so sollt ihr aller Gebote des Herrn gedenken, daß

ihr nach ihnen thut und nicht abschweift zu dem, wonach euer Herz und euer Auge gelüstet, durch die ihr euch zur Abgötterei verführen laßt; damit ihr aller meiner Gebote eingedenk seid und nach ihnen thut und so heilig seid vor eurem Gott. Ich bin der Herr euer Gott, der euch aus Aegypten weggeführt hat, um euer Gott zu sein, ich der Herr, euer Gott!"

Das ist das jüdische Glaubensbekenntnis, das in allen Synagogen und von jedem rechtgläubigen Israeliten bekannt wird bis auf den heutigen Tag. Sobald es im Sabbathgottesdienst gesprochen war, trat ein Vorbeter vor den Schrank mit den Schriftrollen und forderte zum großen Hauptgebet auf, den endlos langen, sogenannten achtzehn Segnungen, von denen er mindestens die drei ersten und die drei letzten vorbeten mußte; die Gemeinde antwortete: Amen.

Danach kam die Lektion des Gesetzes. Die ganze Thora war in 154 Abschnitte geteilt; an jedem Sabbath wurde einer gelesen, sodaß der Pentateuch in drei Jahren beendet war. Sieben Gemeindeglieder teilten sich jedesmal in die Lektion; der Synagogenvorsteher forderte jeden einzelnen auf, vorzutreten und die Rolle in die Hand zu nehmen. Auswendig durfte niemand sprechen. Jeder las mindestens drei Verse; der erste und der letzte dazu noch eine Danksagung zum Anfang und zum Schluß. Wenn Priester oder Leviten anwesend waren, so lasen diese zuerst. Den Schluß der biblischen Lektion bildete dann bei den Hauptgottesdiensten ein Abschnitt aus den prophetischen Büchern. Jeder, der wollte, konnte nach freier Wahl eine solche Perikope vortragen. Zur Zeit Jesu verstand das Volk die Sprache des alten Testaments nicht mehr; statt dessen herrschte das dem biblischen Hebräisch allerdings verwandte

Aramäische im Lande. Die Vorlesung aus der Schrift mußte daher, wenn Ungelehrte dabei waren, von einer nebenherlaufenden Uebersetzung in die Volkssprache begleitet werden.

Darnach konnte ein Mitglied der Gemeinde über eins der verlesenen Schriftworte predigen. Meist waren es natürlich die Schriftgelehrten, die das thaten. Was gepredigt wurde, war gewöhnlich eine Belehrung über das Gesetz, denn um das Gesetz drehte sich das gesamte religiöse Leben des Volks. Nur wer das Gesetz erfüllte, hatte Hoffnung auf die künftige Herrlichkeit, die über kurz oder lang den Mitgliedern des Gottesvolkes zuteil werden mußte. Wer gegen das Gesetz sündigte, war von der Zukunft ausgeschlossen; er mußte dann darauf gefaßt sein, abseits am unreinen Ort zu stehen, wenn die Volksgenossen, die nichts gegen das Gesetz gefehlt hatten, im Reiche Gottes saßen und aßen und tranken.

Was aber war geboten? Es heißt im Gesetz: du sollst am Sabbathtag kein Werk, keine Arbeit thun! Wie sollte nun einer wissen, was unter Arbeit am Sabbath zu verstehen sei? Ist es Arbeit, einen Knoten aufzulösen, und wenn ja: fällt jeder Knoten unter dies Gebot? Darf man den Schlitz des Hemdes, die Riemen der Sandalen, die Bänder einer Leibbinde auch nicht zuknoten, oder war das erlaubt? Solche Fragen waren beileibe nicht nebensächlich, denn davon, wie man in dergleichen Fällen handelte, hing es ab, ob das Sabbathgebot: „du sollst kein Werk thun" erfüllt oder übertreten und somit, ob der Lohn der Gesetzeserfüllung erworben oder die Strafe des Ungehorsams gegen Gott verwirkt war. Nach der Auslegung der Rabbinen war es verboten, mehr als einen Buchstaben am Sabbath zu schreiben. Wie aber, wenn sich einer versah oder die

Tinte in seiner Rohrfeder nicht reichte, den Buchstaben in einem Zuge zu Ende zu schreiben und es kam unbeasichtigt so heraus, daß zwei getrennte Zeichen dastanden, die man als zwei Buchstaben lesen konnte? War der Mensch schuldig oder unschuldig? Man darf am Sabbath nichts aus einem Bereich in einen andern tragen. Gut — aber darf ein Verstümmelter am Sabbath mit seinem Stelzfuß ausgehen oder nicht?

Keine Religion ist denkbar ohne Gebet; das Gebet ist Verkehr mit Gott. Aber wann und wie sollte man beten? Morgens und abends sollte das Schma gebetet werden — ja, wenn man nur gewußt hätte, wie man sicher jeden Fehler in der Bestimmung dessen vermied was „morgens" sei! Wann darf man mit dem Schma beginnen? Rabbi Elieser sagte, erst sobald man zwischen blau und grün unterscheiden kann, dürfe man beginnen; andere aber meinten, es ginge schon an, sobald blau und weiß unterscheidbar würden. Man soll nicht essen, ohne zu danken. Aber bei wie viel Speise tritt dies Gebot in Kraft? Wenn es soviel ist wie eine Olive oder erst, wenn es soviel ist wie ein Ei? Wenn einer gespeist hat und vergessen, den Tischsegen zu sprechen, mußte er an den Ort zurückkehren, wo er gegessen hatte, um den Segen nachträglich zu sprechen, oder war es erlaubt, daß er den Segen da sprach, wo er sich seiner Versäumnis erinnerte?

Nach dem Gesetz durfte der Mann die Frau entlassen, sobald er etwas Schändliches an ihr bemerkt hatte. War es schändlich oder weniger als das, wenn sie das Mittagessen verdorben hatte? Es war geboten: Ehre Vater und Mutter! Wie aber, wenn ein Mensch zu Vater oder Mutter sagte: Ich will im Tempel opfern, was du von mir als Unterhalt haben könntest?

Ueber solche Dinge wurde in den Synagogen von den Schriftgelehrten gepredigt, und wenn auch sicher dabei manches schöne und tiefe und edle Wort gesagt worden sein wird — das Ausschlaggebende war, daß die Kleinigkeitskrämerei, die Spitzfindigkeit und die Aeußerlichkeiten doch immer als das in Geltung standen, was über Erfüllung und Uebertretung des Gesetzes, über Seligkeit und Verdammnis, entschied. Wer im Stande war, aus seiner Kenntnis des Gesetzes samt der Summe aller dazu vorhandenen Auslegung und Ueberlieferung heraus im sabbathlichen Synagogenvortrag auch nur für irgend einen ausgeklügelten Einzelfall, der etwa im Leben eines Menschen vorkommen konnte, eine Regel zu geben und zu begründen, der erwarb sich vor Gott und seinen Volksgenossen ein hohes Verdienst, denn vielleicht hatte er gerade hiermit eine Seele von der Gesetzesübertretung und vom Tode errettet! Verflucht, wer nicht alle Worte des Gesetzes erfüllt! Ein Greuel vor Gott, wer sich nicht unterweisen lassen will! Darum hat uns Gott so viele und schwere Gebote gegeben, weil er uns hernach um so herrlicher belohnen will!

Um die Zeit, da die neue Synagoge zu Kapernaum erbaut war, zog Jesus aus seiner Heimat Nazareth von dem Hochlande nach der Landschaft am See hinunter. Dort lebten andere Menschen, als die beschränkten und verknöcherten Kleinstädter oben in den Bergen. Wo die Hauptstadt lag und ein Stück Weltverkehr hindurchging, wo täglich Neues in den Gesichtskreis der Bewohner trat, da konnte es nicht fehlen, daß ein beweglicherer und eher empfänglicher Geist unter den Leuten zu finden war. Auch Jesu Verwandten, seine Mutter und seine Brüder, waren mit seinem Thun und Predigen nicht einverstanden, sie

glaubten nicht von ihm, daß er zu großen Dingen berufen sei. So mußte er sich die Gehilfen, deren er zu seinem Werke bedurfte, anderswo hernehmen, als aus dem Kreise, der ihm natürlicher Weise am nächsten stand. Die Leute, die er brauchen konnte, mußten von dem Geschlechte sein, dem das Herz höher schlägt und dem die Augen leuchten, sobald in Geistesmacht von hohen göttlichen Dingen die Rede ist — nicht Menschen des Alltags.

Eines Tages zog er am Ufer des Sees Genezareth entlang und hatte sich vorgenommen, nach Kapernaum zu gehen. Kurz vor dem Thore der Stadt erblickte er Simon, den Sohn des Jonas, einen Fischer, samt seinem Bruder Andreas, wie sie das Netz im See auswarfen. Da er sie ansah, erkannte er ihre Art und rief ihnen zu: Folgt mir nach, so will ich euch zu Menschenfischern machen! Das kurze schicksalsvolle Wort traf die Männer so wie es gesprochen war; ohne Besinnen verließen sie einstweilen ihre Netze und schlossen sich ihm an. Im Weitergehen sah er gleich darauf den Jakobus, den Sohn des Zebedäus, und seinen Bruder Johannes, gleichfalls Fischer, die gerade im Kahn ihr Gerät flickten. Auch die rief er zu sich; sie ließen ihren Vater mit den Taglöhnern, die sie beschäftigten, bei der Arbeit und folgten ihm. So zogen sie allesamt in die Stadt hinein, und alsbald ging Jesus am Sabbath mit ihnen in die Synagoge. Es war am Vormittag und die Zeit des Hauptgottesdienstes. Die ganze Gemeinde hatte sich eingefunden, Leute jeglichen Berufs: Händler, Handwerker, Schiffer- und Fischersleute, auch ein paar Ratsherrn und Rabbis, gelehrte Gesetzesmänner. Mit den Versammelten war auch ein Dämonischer hereingekommen, einer, der sich von einem bösen Geist besessen wähnte.

Man glaubte damals fast von jeder Krankheit, besonders aber von seelischer Umnachtung, daß ein Dämon von einem so befallenen Menschen Besitz ergriffen habe und nun, indem er in ihm hauste, alle die schrecklichen und ungewöhnlichen Dinge verursachte, die der Kranke beging.

* * *

Gebet und Thoraverlesung waren zu Ende. Die Leute saßen da und harrten, daß nun ein Schriftgelehrter oder sonst jemand unter ihnen zur Prophetenlektion und zum Lehrvortrage das Wort nehmen würde. Da stand der Fremde aus Nazareth auf, zum Zeichen, daß er vorlesen und sprechen wolle. Erstaunt und gespannt sahen sie auf ihn, als der Synagogendiener ihm die Rolle reichte und er vor die Gemeinde hintrat, denn niemand in der Stadt kannte ihn. Das Buch Jesaia war es, das Jesus in der Hand hielt. Er rollte es auf, und da er an die Stelle kam, die er gewählt hatte, las er: „Der Geist des Herrn ruht auf mir, dieweil er mich gesalbt hat, den Elenden frohe Botschaft zu bringen und mich gesandt hat, zu verbinden, die gebrochenes Herzens sind, Gefangenen Freilassung anzukündigen und Gefesselten hellen Ausblick, auszurufen ein Jahr des Wohlgefallens des Herrn!“ Darnach rollte er das Buch zusammen und setzte sich auf den Predigtstuhl.

Aller Augen sahen auf ihn. Sie kannten diese Prophetenstelle wohl: Vom Messias war darin die Rede, vom Bringer des Gottesreichs. Von Jugend auf waren sie gelehrt worden: Es kommt einmal der Tag, wo Gott sich gegen seine Feinde erheben und seine Hasser zerschmettern wird. Dann werden die Ungerechten, die Gewaltthätigen

und Bedrücker, die hochmütigen Herren der Welt, zerbrochen werden wie Töpfergeschirr; wir aber, das gerechte Volk des Herrn, die wir lange arm und verachtet, gefangen und zerschlagen waren: wir werden es dann sein, die das Reich und die Herrschaft erben, die uns bereitet sind von Anbeginn der Welt. Dann, wenn der Tag des Herrn kommt, wird Er uns seinen Gesalbten senden, den König Messias. Der wird uns aufrufen zum Triumph über die Heiden; in Zion wird er sich auf den Thron seines Vaters David setzen und die Völker der Welt mit seinem Herrscherstabe weiden. Dann werden die Gerechten aus ihren Gräbern hervorgehen, und wir samt ihnen werden Fürsten und Große im Reiche Gottes sein, Statthalter und Regenten über Länder und Städte und Nationen, Herren des Erdkreises, wie jetzt die Römer!

Wie oft war ihnen das alles erzählt worden! Wie oft hatten sich in brennender Sehnsucht gerade die Besten unter ihnen aus den Demütigungen der Zeit, wo die Heiden über das Gottesvolk verfügten, als ob es Schafe wären, und das Land teilten wie eine Weidetrift, hinausgerettet in die glühende Hoffnung der besseren, der herrlichen Zukunft! Wie oft hatten die Schriftgelehrten ihnen die Zeichen erklärt, die das Nahen des Messias verkünden würden! Einer wußte immer scharfsinniger als der andere die Schriftstellen über sein Kommen auszulegen, sie zu wenden und zu pressen, bis sie sagten, was man irgend von ihnen wollte! Eine ganze Dogmatik über den Messias und das messianische Reich war allmählich aufgebaut worden. Eine Unmenge apokalyptischer Schriften über dies Thema liefen im Volke um, und die Rabbinen rechneten um die Wette nach den Fristen und Zahlen des Buches Daniel und ähnlicher Erzeugnisse nationaler Drangsal unter Syrern

und Römern, wann das Nahen des ersehnten Augenblicks zu erwarten sei, was vorhergehen würde, was für Erscheinungen den Messias begleiten würden, und solches mehr.

Also vom Messias will er predigen! Ob er wohl etwas Neues zu sagen hat? Ist er denn auch ein Schriftgelehrter? So gingen die Gedanken der Leute durcheinander, als Jesus begann. Aber wie ward ihnen schon bei den ersten Worten, die sie vernahmen! Diese Schrift des Propheten, die ihr eben gehört habt — heute erfüllt sie sich vor euren Ohren! Ein Sturm von Fragen und Aufregung, Hoffnung und Zweifel war es, den diese Worte bei den Zuhören hervorriefen, und der sich in ihren Mienen und Geberden malte. Und nun folgte eine Predigt, wie sie noch nie eine gehört hatten. Daß jemand so predigen könne, das hatten sie nicht geahnt. Nicht wie ihre Rabbinen, spitzfindig und knechtisch gegen den Buchstaben des Textes, mühte er sich damit ab, an jedes Wort und jedes Häkchen des Propheten Deutung über Deutung, Erklärung über Erklärung zu hängen, eine immer geklügelter und studierter als die andere, und nicht wie ein Schriftgelehrter redete er zu ihnen voll ängstlicher Schulweisheit und knöcherner Formeln, sondern frei wie einer, der von Gott selber Vollmacht hat, sein Wort und seinen Willen zu verkündigen und Botschaft davon zu bringen, was er in seiner Allmacht und Gnade beschlossen hat an seinem Volk zu thun! Bald war kein Atemzug mehr in der menschenerfüllten Synagoge zu vernehmen, so hingen sie an seinen Lippen. Freut euch, ihr Armen und Elenden! Gottes Reich naht, da wird es niemanden

mehr geben, den Not und Sorge das Antlitz des Vaters im Himmel nicht schauen lassen. Freut euch, ihr Gefesselten und Gefangenen! Gottes Reich naht, da werden eure Bande fallen, uud die Ketten des Bösen zerbrocheu werden, mit denen er euch gebunden hat. Freut euch, ihr, deren Seele unter Lasten erliegt, und die ihr nach Rettung seufzt von eurer Bürde! Gott läßt euch entbieten: ihr sollt eurer Mühsal ledig werden!

Nun war er zu Ende. Der Bann seiner Rede, die Fülle des Neuen, die Ahnung einer Größe und Tiefe, die alles überragte, was bis auf diesen Tag an ihre Ohren geklungen war, hielt alle gefangen, und niemand wagte noch etwas zu sagen. Da tönte ein gellender Schrei durch die Synagoge: der Dämonische war plötzlich aufgesprungen und schrie mit lauter Stimme aus dem hintersten Winkel hervor den Prediger an: Was willst du von uns Dämonen, Jesus aus Nazareth? Bist du gekommen, uns zu vernichten? Wir wissen, wer du bist: Der Heilige Gottes!

Seltsam! Wie kam der Wahnsinnige zu dem Wort? Ich stelle mir vor, wie er brütend dasaß, gefangen und gequält von dem Wahne, daß nicht er es ist, der handelt und spricht, sondern der böse Geist, der in ihm wohnt. Die Worte des Textes schlagen an sein Ohr, Worte von G o t t e s m a c h t und G o t t e s g e i s t. Da fährt er gepeinigt zusammen; lauernd bohrt sich jetzt seine ganze Aufmerksamkeit in jeden Satz; er möchte ihm, der auf dem Predigtstuhl sitzt, die Worte einzeln aus dem Munde hervorziehen, um sie zu verschlingen, zu zerreißen; es gährt und zuckt in seinem verwirrten Geist unter der aufregenden Wirkung dieser lebendigen, sieghaften, machtvollen Kraft, wie sie sich aus der Rede Jesu heraus durch den Raum ergießt; er glaubt zu fühlen, wie der böse Dämon in ihm,

getreten und geschlagen, sich windet und wütet — und wie es nach der Predigt stille wird, da bricht die furchtbare Erregung des Unglücklichen in wildem Aufschrei los gegen den, der dem schlimmen Geist in ihm die Uebermacht des Gottesgeistes so peinvoll zu kosten gegeben hat: Was willst du von uns — uns zu vernichten, bist du gekommen! Du mußt der Heilige Gottes sein, der uns Dämonen niederzwingt!

Und nun geschah etwas Unerhörtes, nie Gesehenes und Erlebtes. Der Fremdling aus Nazareth rief den Dämon an, der in dem Menschen saß und gebot ihm laut, daß es alle in der Synagoge hören konnten: Verstumme du und fahre von ihm aus! Und der unreine Geist zerrte den Mann noch einmal in krampfhaften Zuckungen hin und her — dann verließ er ihn unter Toben und Geschrei und warf ihn, erschöpft und zusammengebrochen, in ihre Mitte. Die gewaltsame seelische Erschütterung, begonnen durch die in Geistesmacht daherfahrende Predigt, auf den Höhepunkt gebracht durch den kraftvollen Befehl, der den Menschen traf, wie der Blitz den Baumstamm fällt, hatte die Fesseln des Wahnsinns gebrochen und den Dämonischen gesund gemacht. Alles staunte, alles fragte: Was ist das? Eine neue Lehre mit Vollmacht von Gott! Er giebt den unreinen Geistern Befehle und sie gehorchen ihm! Wunder über Wunder!

Die Krämer und die Fischer, die Handwerker und Ackerbürger, die Rabbinen und Ratsherren der Stadt gingen aus der Synagoge nach Hause und niemand von ihnen wußte, wie ihm geschehen war. Simon aber bat ihn, daß er zu ihm in sein Haus zöge, und er ging mit den vieren, die sich ihm angeschlossen hatten, dorthin: Er und Simon, Andreas, Jakobus und Johannes. Die

Schwiegermutter Simons aber lag im Fieber und man sagte ihm davon. Alsbald trat er zu ihr, nahm sie bei der Hand und richtete sie auf; und das Fieber verließ sie, und sie wartete ihnen auf.

Wie ein Lauffeuer flog indessen mit den nach Hause zurückströmenden Menschen die Kunde von dem, was sich in der Synagoge ereignet hatte, durch die Stadt. Kaum war die Sonne untergegangen und somit der Sabbat, der jegliche Hantierung verbot, zu Ende, so versammelte sich ganz Kapernaum vor der Thüre des Hauses Simons, wo er war, und man brachte alle Kranken und Besessenen zu ihm. Er heilte eine große Zahl und trieb noch viele Dämonen aus. Reden aber ließ er sie nicht mehr, damit sie ihn nicht als den Messias bekannt machten.

Am andern Tage früh, als es noch ganz dunkel war, stand er auf und ging hinaus bis zu einer einsamen Stelle vor der Stadt und betete dortselbst. Simon und seine Genossen gingen ihm nach; und da sie ihn fanden, sagten sie zu ihm: Alle suchen dich, wo du geblieben bist! Er sprach zu ihnen: Laßt uns weiter gehen in andere Ortschaften, daß ich auch da predige; deshalb bin ich jetzt von Kapernaum fortgegangen. Und er ging und predigte in den Synagogen des Landes und trieb die Dämonen aus.

Das war der Anfang der öffentlichen Wirksamkeit Jesu. Es war sein erster Erfolg — und sein größter, unbestrittenster. Falsch wäre es zu sagen, die Heilung des Dämonischen habe Jesus selbst nun mit dem Hochgefühl einer gelungenen Probe auf den Glauben an seinen Beruf erfüllt. Dessen bedurfte es für ihn nicht, und er wußte es vor dem Ereignis ebenso sicher wie nachher, daß Gott ihm diese Machtthat gelingen lassen würde. Aber der Eindruck auf das Volk war beispiellos. Der Dämonenglaube

übte eine furchtbare Macht auf jene Menschen aus, und die Ueberzeugung, den bösen Geistern zur Peinigung preisgegeben zu sein, lastete wie der quälende Druck eines Alps auf hoch und niedrig, auf alt uud jung.

Rasch schritten die Ereignisse nun vorwärts und das Schicksal Jesu begann seinen Lauf. Einige Tage nach jenem Synagogengottesdienst ging er wieder nach Kapernaum hinein, und als es bekannt wurde, daß er nach Hause gekommen sei, sammelten sich bei dem Hause Simons so viele Menschen, daß selbst draußen vor der Thüre kein Platz mehr war; und er verkündigte ihnen wieder die Botschaft vom Gottesreich. Da kommen Leute und bringen zu ihm einen Gelähmten, von vieren getragen, und da sie wegen der Menschenmassen mit dem Kranken nicht bis zu ihm durchdringen können, steigen sie von außen auf das flache Dach des Hauses, räumen den Estrich hinweg, nehmen das Lattenwerk fort und lassen die Tragbahre, darauf der Gelähmte lag, zwischen den Dachbalken hindurch in den Raum hinab, wo Jesus war. Jedermann erwartete, daß nun eine Heilung erfolgen würde; statt dessen aber sah Jesus den Kranken an und sagte zu ihm: Kind, deine Sünden sind vergeben! Unter denen, die dabei waren, saßen auch einige Schriftgelehrte, die dachten bei sich, als sie das hörten: Wie darf der so reden? Er lästert ja Gott! Wer kann Sünden vergeben, außer Gott allein? Andere aber dachten: Das ist freilich nicht schwer zu sagen: Dir sind deine Sünden vergeben! Wer kann wissen, ob sein Wort wahr wird oder nicht. Weshalb macht er ihn denn nicht gesund, wenn solche Dinge wirklich in seiner Macht stehen?

Jesus aber durchschaute sie alle, daß sie so dachten und hatte dem Gelähmten wohl angesehen, daß er um die

Sünde, die auf ihm lastete, größere Pein litt, als um die Unbeweglichkeit seiner Glieder. Darum sagte er zu ihnen: Warum macht ihr euch solche Gedanken? Was ist leichter? Zu diesem Gelähmten zu sagen: Deine Sünden sind dir vergeben! oder zu sagen: Stehe auf, nimm deine Tragbahre und gehe? Damit wendet er sich zu dem Kranken: Dir sage ich: Stehe auf, nimm deine Tragbahre und gehe nach Hause! Und der Mann stand auf, nahm sogleich die Bahre und ging vor aller Augen hinaus. Da gerieten sie alle in Schrecken und Bestürzung, priesen Gott wegen des unerhörten Ereignisses und sprachen: So etwas haben wir noch nie gesehen!

Nun flog sein Ruf durch das ganze Land. In allen Städten und Dörfern war nur eine Rede zu hören: Es ist ein Prophet unter uns aufgestanden, Jesus von Nazareth, Josephs, des Zimmermanns Sohn; und er predigt, das Gottesreich sei nahe. So wie er hat noch kein Mensch in den Synagogen und auf den Märkten gesprochen; wer ihm zuhört, dem brennt das Herz und mit Gottes Wort thut er, als ob es sein eigen wäre. Sicher hat er Vollmacht von Gott, denn in allem, was er sagt und thut, ist Gott mit ihm: den Dämonen gebietet er und sie weichen! Sünden vergiebt er und Gott legt sein Siegel auf das Wort, das er spricht! In Kapernaum am See wohnt er, im Hause Simons, des Fischers, und zieht mit Predigen im Lande umher — auf, laßt uns gehen, ihn zu sehen und zu hören.

Eines Tages sah Jesus Levi den Sohn des Alphäus, einen Zöllner, an seiner Zollstätte beim Thore von Kapernaum sitzen und sagte zu ihm: Folge mir nach! Da stand er auf und wurde sein Begleiter. Als nun Jesus in seinem Hause zu Tische saß und seine Jünger mit ihm, da waren auch viele Zöllner und Sünder dabei. Sünder

nannten die Juden solche Leute, die nicht nach dem Gesetz lebten, sondern aßen und tranken, wo und was ihnen gut schien, am Tisch der Heiden saßen, mit Heiden Geschäfte trieben oder in ihrem Dienst standen und nicht nach der Hoffnung Israels fragten, sondern danach, was in die Zeit und die Welt paßte, in der sie lebten. Viele von ihnen waren Menschen, die sich unter keinem Volke nach Religion und religiösen Dingen ausgestreckt hätten, aber die unerträgliche Härte des Joches, das Pharisäer und Gesetzesmänner den Leuten auflegten, und die Unmöglichkeit, im Ringen ums tägliche Brot sich vor all den grauen Spinnweben in acht zu nehmen, die jene über Weg und Steg gespannt hatten, ließen in den Augen der Eiferer auch nicht wenige unter die Klasse der Sünder geraten, die redlichen Sinnes waren und ein warmes Herz in der Brust trugen. Am tiefsten bei den Rechtgläubigen verachtet waren die Zöllner, und der Haß, der sich über sie entlud, war deshalb doppelt heftig, weil nach der pharisäischen Dogmatik im Lande Gottes überhaupt jede Abgabe, die nicht an den Tempel des Herrn gezahlt wurde, ein Frevel an der göttlichen Majestät war. Dadurch aber lief man Gefahr, Gottes Zorn zu erwecken, und wenn Gott zürnte, so blieb das Kommen des Reiches in der Ferne. Gerade aus der Klasse dieser Ausgestoßenen hatte sich eine Menge an Jesus angeschlossen; die Freiheit und Güte seines Wesens zog sie zu ihm, und er stieß sie nicht zurück, wie die Rechtgläubigen thaten, sondern antwortete vielmehr den Pharisäern, die sich über seinen Verkehr und über seine Tischgenossen verwunderten, ein Wort, das ihnen allen seltsam dünkte: Ich bin nicht gekommen, Gerechte zu rufen, sondern Sünder; die Gesunden brauchen keinen Arzt, wohl aber die Kranken. Darüber schüttelten alle Pharisäer

den Kopf: Was will er damit sagen? Verkündigt er denn nicht das Reich Gottes? Meint er am Ende, daß diese Menschen, die ihr Lebenlang nichts gethan haben als Gott beleidigen, auch etwas mit dem Reiche Gottes zu thun haben sollen? Das sei ferne! Wenn er so spricht — wie sollen wir ihn dann für einen Propheten Gottes halten!

Danach merkten sie, daß die Jünger Jesu nicht fasteten und verwunderten sich noch mehr. Jesus aber antwortete ihnen: Niemand füllt neuen Wein in alte Schläuche. Und sie fragten sich wieder: was soll das heißen? Will er sagen, daß, wer ihm nachfolgt, nicht zu fasten braucht? Unmöglich!

Einst ging er am Sabbath durch die Kornfelder hin, die bei der Stadt lagen, und seine Jünger fingen an, Aehren auszuraufen und aßen die Körner, indem sie die Aehren zwischen den Händen zerrieben. Als die Pharisäer das bemerkten, sagten sie zu ihm: Sieh doch, sie thun, was am Sabbath nicht erlaubt ist. Da antwortete er ihnen: Habt ihr nicht gelesen, was David that, als er in Not war und mit seinen Begleitern Hunger hatte? Wie er in das Haus Gottes ging und wie er und seine Begleiter die Schaubrote aßen, die doch nicht sie, sondern nur die Priester essen durften? Der Sabbath ist um des Menschen willen da, nicht der Mensch um des Sabbaths willen; darum ist der Mensch auch Herr über den Sabbath, nicht umgekehrt!

Von nun an war Jesus in den Augen der Rechtgläubigen abgethan und gerichtet. Daß er an den Sabbath gerührt hatte, gab ihnen die Gewißheit: dieser Mensch kann keine Vollmacht von Gott haben. Gott selbst hält den Sabbath und, er sagt: der Mensch ist ein Herr über den Sabbath! Welch eine Gotteslästerung! Wir müssen

zusehen, wie wir seinem Treiben ein Ende machen; er verwirrt das Volk!

Bald darauf ging Jesus wieder einmal am Sabbath in die Synagoge zu Kapernaum, und es war ein Mensch da mit einer abgestorbenen Hand. Jetzt paßten sie auf, ob er ihn wohl heilen würde, um ihn dann wegen Sabbathschändung vor Gericht zu bringen. Jesus ließ den Menschen vortreten und fragte sie: Wenn jemand unter euch ein Schaf besitzt und es fiele am Sabbath in eine Grube, wer würde es nicht fassen und herausziehen? Wieviel mehr ist ein Mensch wert als ein Schaf! Sie aber schwiegen. Und er blickte zornig um sich, weil keiner der Wahrheit die Ehre gab, und voll Betrübnis über ihr verknöchertes Herz sprach er zu dem Menschen: Strecke deine Hand aus! Da streckte er sie aus und sie ward wiederhergestellt. Die Pharisäer aber verließen die Synagoge geschwollen vor Zorn und berieten, wie sie ihn unschädlich machen könnten.

Am Ende ward beschlossen, einige angesehene Schriftgelehrte von Jerusalem kommen zu lassen, die sollten durch das Gewicht ihres verdammenden Urteils Jesus in den Augen des Volks vernichten. Ueberdies steckten sie sich hinter seine Familie, seine Mutter und seine Brüder, die ja ohnehin nicht an ihn glaubten, und stellten ihnen vor: Er wird noch von Sinnen kommen, wenn ihr ihn nicht bewegt, mit euch nach Hause zu gehen und sich ruhig zu verhalten! Seht wie die Menschen ihn überlaufen und was er für wirre Reden führt. Nach einiger Zeit war Jesus wieder im Hause Simons in Kapernaum, und eine solche Volksmasse war mitgekommen und drängte hinein, daß sie nicht einmal zum Essen gelangten. Da kamen jene Schriftgelehrten herbei und schrieen der Menge zu: *Laßt ihn doch! Er hat den Beelzebub! Durch den*

Erzdämon treibt er die Dämonen aus! Damit war die offene Feindschaft der Führer des Volkes gegen Jesus proklamiert. Die Rechtgläubigen und die Gelehrten in Israel verdammten ihn und riefen ihn öffentlich als einen Menschen aus, der mit dem Satan einen Bund geschlossen habe, um seine dämonischen Wunder zu thun. Entschlossen nahm Jesus den aufgezwungenen Kampf auf. Er rief sie an und ließ sie gleichfalls vor allem Volk seine Antwort hören: Wie kann ein Satan den andern austreiben? Wenn ein Reich in sich selbst gespalten ist, so kann es keinen Bestand haben, und wenn ein Haus in sich selbst gespalten ist, so kann es auch nicht bestehen. Wenn nun, wie ihr behauptet, der Satan sich gegen sich selbst erhebt, so kann sein Reich keinen Bestand mehr haben und es ist aus mit ihm. Niemand kann in das Haus eines Starken dringen und ihm sein Hausgerät rauben, ohne zuvor den Starken zu fesseln; erst dann kann er sein Haus plündern. Treibe ich aber nicht durch den Satan die Dämonen aus, dann geschieht es doch durch den Geist Gottes! Das könntet ihr sehen, wenn ihr ehrlich wäret und nicht verstockt! Wahrlich, ich sage euch: es soll den Menschenkindern Alles vergeben werden, die Sünden und die Lästerungen, soviele sie aussprechen mögen. Wer aber den heiligen Geist lästert, indem er seine Werke für Satanswerke erklärt, der findet in Ewigkeit keine Vergebung.

Eben während dieser Szene erschienen Jesu Mutter und Brüder und Schwestern, um ihn mit sich fortzunehmen, und da sie wegen der Menschenmenge nicht zu ihm konnten, so meldete man es ihm: Siehe, deine Mutter und Brüder und deine Schwestern sind draußen und fragen nach dir! Er aber sagte sich auch von den Seinen los, indem er ihnen antwortete: Wer ist meine Mutter und wer sind meine

Brüder? Siehe da, die hier sitzen — sie sind meine Mutter und meine Brüder. Jeder der den Willen Gottes thut, der ist mir Bruder, Schwester und Mutter!

Welch ein Vorgang! Immer von neuem mußt du es dir sagen und dennoch glaubst du wachen Auges zu träumen: Hier auf diesem kleinen verschütteten Trümmerfeld hat sich die Szene abgespielt, mit der im Leben Jesu die Wendung zum Verhängnis einsetzt! Da stand das Haus des Simon — ein enger schwarzer Steinbau, wie die anderen Häuser der geringen Leute in der Stadt. Auch von ihm liegt der Schutt unter der Erddecke, auf der du stehst. Dort sind sie hineingegangen, müde, staubig und hungrig von der Wanderschaft. Man will ihnen Speise und Trank reichen, aber die Volksmasse, die ihm nachfolgt, heftet sich an seine Sohlen, erfüllt den kleinen Hofraum, wo die Netze hängen, schiebt sich durch die niedrige Hausthür in den einzigen Wohnraum, den es giebt, schart sich um ihn, fragt, bittet, gestikuliert durcheinander. Ingrimmig stehen die Pharisäer dabei; jemand von ihnen holt jetzt die von Jerusalem verschriebenen großen Kirchenlichter: Da, ihr seht nun wohl selbst, wie die Sachen stehen!

Jesus appelliert noch einmal an ihren Verstand und ihr Gewissen: Wollt ihr denn wirklich behaupten, daß Gott es als eine Kränkung seiner Ehre ansieht, wenn ein Unglücklicher seine gesunde Hand am Sabbath wiedererhält, solange die Sonne noch am Himmel steht? Sie beißen die Zähne zusammen und schweigen wütend. Laut jubeln Stimmen aus dem Volk dem wundermächtigen Propheten zu — da spritzen sie ihr Gift heraus: Teufelsbund! Teufelsbund! Wer es mit seinem religiösen Gefühl erst dahin gebracht hat, daß er um des einmal angenommenen Prinzips willen Schwarz für Weiß und Weiß für Schwarz

erklären muß, bei dem ist alle Hoffnung auf Umkehr verloren, denn je sieghafter ihm die Verkehrtheit seines Standpunkts zum Bewußtsein gebracht wird, desto erbitterter wird er um seine Selbstbehauptung kämpfen und eher die Sonne für Nacht ausgeben, als an seine Brust schlagen und seinen Sinn ändern. So schreiten sie zu dem Aeußersten fort, um sich nicht von Jesus besiegt geben zu müssen. Nicht einen Augenblick zögerte er mit der Antwort. Wenn nicht mit ihnen, dann also gegen sie! Gebt ihr Gotteswerk für Teufelswerk aus, so seid ihr selber nichts anderes, als Kinder der Verdammnis und Gottes Reich wird ohne euch gebaut. Eure Sündenschuld auf euch in Ewigkeit!

Der Krieg war erklärt und Jesus wußte, daß der Aufrichtung seines Reiches der Sieg im Kampf gegen die Pharisäer und Schriftgelehrten vorhergehen mußte. Das bedeutete, daß fortan auch seine Person viel mehr in den Vordergrund treten würde, als bisher. Fort von jenen! — diese Parole forderte auf der anderen Seite sein: her zu mir! Die Pharisäer waren die geistigen Führer des Volks, die anerkannten Frommen. Es galt also, die Seele des Volks ihnen zu entreißen, damit das Gottesreich käme. Von jenem Tage im Hause Simons zu Kapernaum bis auf den Tag des Kreuzes ist die Arbeit Jesu ein Kampf gewesen. Als ein Thronforderer war er aufgestanden, das Reich einzunehmen, das sein Erbe war; nun hatte er gefunden, daß andere in sein Eigentum gekommen waren, Räuber, denen er seine Krone erst abjagen mußte, ehe er sie sich aufs Haupt drückte.

Er hat den Teufel! So entschieden die Lehrer in Israel über ihn. Er ist von Sinnen! Das war die Meinung von Mutter und Geschwistern. Fürwahr ein herrlicher Anfang für den König des Reiches Gottes!

12.

Genezareth

Die Wellen des Sees Genezareth schlagen ans Ufer und lecken an den Steinen empor, die eine Schar von Werkleuten zusammenträgt und vermauert, um einen kleinen Bootshafen unterhalb des Ruinenfeldes von Kapernaum herzustellen. Wir sind von der hohen, luftigen Empfangshalle des Hospizes zum Wasser hinuntergegangen; der gute, alte Pater, der das Haus verwaltete, geleitete uns. Was wird hier gebaut? fragte ich. Wir hoffen, erwiderte der Priester, daß der Kaiser uns besucht. Es ist Nachricht gekommen, daß die Reise bis Nazareth und bis an den See ausgedehnt werden soll, und daß wir alsdann die Ehre haben würden, den Kaiser zu beherbergen.

Also auch hier wartete man auf den Kaiser. Welch ein Ereignis für die Länder des Orients ist diese Reise doch gewesen. Vom Kaukasus bis zum See Genezareth haben die Menschen in jedem Dorfe mit uns davon gesprochen. Um dieser Reise unseres Kaisers willen haben uns die Türken vom letzten Dorfschulzen bis zum Pascha aufgenommen wie Ehrengäste. Was sucht der Herrscher hier im Morgenlande, was will er — er, der sich vorgenommen hat, dem deutschen Volk ein Führer zu sein auf

neuen Bahnen, neuen Zielen entgegen? Des Kaisers Ziel ist die deutsche Weltmacht. Deutschland ein Weltreich! Dafür lebt er, dafür arbeitet er von früh bis spät. Wenn dieser Mann auf eine solche Reise geht, so kann sie gar nicht anders, als in der Richtung desselben großen Zieles liegen, das er von Anfang an verfolgt. An ihm schafft er daheim in seinem Schloß, an ihm baut er auf der Fahrt ins Morgenland. Mag die Religion bei dem Besuch in Palästina mitsprechen — der Kern alles Vorhabens ist von Konstantinopel bis Jerusalem darum doch, kann überhaupt nur sein: Politik, Weltpolitik. Es soll an Deutschlands Zukunft gebaut werden, so oder so; ein neues Deutschland! Der Kaiser will es bauen, und wir, die wir gleich ihm Kinder unserer Zeit sind und mit ihm unsere Zeit verstehen, wir wollen mithelfen, mitbauen. Nicht nur unser Kaiser, nicht nur wir — die ganze Kulturwelt ist auf neuen Wegen, denkt neue Gedanken; der Erdkreis wandelt sich, die Menschheit vervielfacht sich. Die Völkerwelt strebt neuen Zielen, neuen Höhen des Daseins zu!

Langsam kommen die Wogen heran und rauschen an den Steinen in die Höhe, hinter denen das Kaiserboot Schutz finden soll, wenn es von der alten Kaiserstadt Tiberias herüberkommt nach der Stätte Kapernaums. Hier lagen zu Jesu Zeit die Fahrzeuge der Fischer und Schiffer, die auf dem See ihr Gewerbe trieben, am Strande. Hier sammelte Jesus die Volksmassen, die Zeuge jenes Auftritts im Hause Simons gewesen waren, wo er sich von den Seinen losgesagt und die Pharisäer der Verdammnis übergeben hatte. An diesem Ufer schaukelte der Nachen, in den er trat, um der nachdrängenden, erregten Menschenmenge die machtvolle Predigt zu halten, die wir in den Evange-

lien als seine Rede am See Genezareth lesen. In Simons kleiner Wohnung konnte er nicht so sprechen, daß alle ihn hörten; darum nahm er sie mit sich an den See hinunter, stieg in seines Jüngers Fahrzeug und bat ihn, das Schifflein ein wenig vom Lande zu fahren. Weithin am Gestade, so weit die Stimme des Sprechenden reichte, standen die Menschen, dichtgedrängt, um unter freiem Himmel seiner Rede zu lauschen. Viele von denen, die ihm folgten, waren sicher bloß neugierig, andere waren ergriffen und in ihren Herzen erschüttert von dem, was er sagte und that, noch andere endlich schon damals auf Tod und Leben sein eigen. Alle hatte der Vorfall mit den Schriftgelehrten gepackt, auf das Tiefste erregt und einen Sturm von Fragen bei ihnen wachgerufen. Was war es denn nun mit dem Gottesreich, wenn der Prophet, der es verkündete, und die Gesetzeslehrer, die ihre Lebensarbeit seinem Kommen widmeten, derart zusammenstießen, wie eben geschehen? Werden denn nun im Gottesreich die bösen Pharisäer und Schriftgelehrten, welche ihn verworfen haben, unter das Gericht des Messias fallen? Wird Jesus jetzt das Volk, von dem doch ein großer Teil unter der Last der pharisäischen Gebote seufzt und murrt oder unwillig abseits steht, zum Kampf gegen die Zwingherren der Gewissen aufrufen und ein Leben frei vom Gesetz verkünden? Andere wiederum schüttelten die Köpfe und tadelten ihn lebhaft, daß er mit denen, die doch Lehrer und Führer in Israel waren, so hart gebrochen hatte, statt in seinem Auftreten kluge und gebührende Rücksicht auf ihre Autorität zu nehmen. So hatte jeder das Seine zu meinen und zu fragen.

Da klang seine Stimme vom Wasser her über die Versammelten hin und tiefe Stille legte sich über die erregt

durcheinandersprechende Menge. Höret mir zu, rief er, was ich euch sage: Man hat doch nicht ein Licht, um es unters Bett oder unter einen Scheffel zu stellen! Vielmehr, um es auf den Leuchter zu setzen! Achtet auf das, was ihr hört. Mit dem Maß der Achtsamkeit, mit dem ihr meßt, wird euch Erkenntnis zugemessen, ja es wird euch noch zugelegt werden. Wer hat, dem wird gegeben werden, wer aber nicht hat, dem wird auch das Wenige noch genommen werden, das er hat. Weiter sprach er zu ihnen: Es ging ein Säemann aus zu säen, und als er säete, fiel etwas auf den Weg. Da kamen die Vögel und fraßen es weg. Anderes fiel an eine steinige Stelle im Acker, wo es zu wenig Erde hatte, und es ging schnell auf, weil es nicht tief in der Erde lag; aber als die Sonne heiß schien, wurde es versengt und vertrocknete, weil es keine rechte Wurzel hatte. Anderes fiel an eine dornige Stelle, und die Dorntriebe, die im Boden steckten, gingen auf und erstickten es, sodaß es keine Frucht gab. Anderes endlich fiel auf die gute Ackererde und ging auf und wuchs und gab Frucht, dieses dreißigfältig, jenes sechzigfältig, anderes hundertfältig. Wer Ohren hat, zu hören, der höre!

Abermals ist es mit dem Reiche Gottes wie mit einem Menschen, der Samen auf das Ackerland wirft und dann unbekümmert schläft und wacht Nacht und Tag, und der Same geht auf, ohne daß er es weiß. Von selbst bringt die Erde Frucht, erst grüne Hälmchen, dann Aehren, dann volles Korn in den Aehren. Wenn aber die Frucht sich neigt, dann schickt er alsbald die Sichel hin, denn die Erntezeit ist da!

Womit wollen wir das Reich Gottes vergleichen? Mit einem Senfkorn, das, wenn es aufs Land gesäet wird,

das kleinste ist unter allen Samen auf Erden, aber wenn es gesäet ist, so nimmt es zu und wird größer als alles Kraut im Garten und bekommt große Zweige, sodaß die Vögel unter dem Himmel in seinem Schatten wohnen können.

Das scheint merkwürdig. Als Antwort auf die unausgesprochenen Zweifel und Fragen der Menge hält ihnen Jesus eine Gleichnispredigt vom Reiche Gottes. Wenn man seine Worte hier aber recht erwägt, so passen sie wunderbar gerade in diese Situation.

In schnellem Laufe hatte sich die Entwickelung der Dinge vollzogen, seit Jesus hierher nach Kapernaum gekommen war. Mit dem Ruf vom Nahen des Gottesreichs an die versammelte Gemeinde im Synagogenhaus des frommen Hauptmanns beginnt sein Wirken. Noch in derselben Stunde setzt Gott durch die unerwartete Machtthat an dem Dämonischen ein kräftiges Siegel auf die Botschaft des Zimmermanns aus Nazareth vom Nahen des Reiches. Die Leute werden auf Jesus aufmerksam, durch Predigt und Wunderheilung gleichermaßen erregt. Rasch nacheinander folgen ähnliche Bezeugungen seiner Gewalt über die Menschen und über die Geister auch an andern Orten des Landes. Durch ganz Galiläa fliegt das Gerücht von ihm, wie kurz vorher im Süden die Rede von dem Täufer Johannes. Ein Prophet ist da, heißt es, und er sagt, das Reich Gottes komme! Merkwürdig nur, daß er nichts vom Messias spricht und nichts von Elia! Und wo sind denn die Wehen der Zeit, die dem Kommen des Reichs doch vorangehen sollen?

So groß der augenblickliche Erfolg Jesu auch war, so wenig war hiermit schon etwas über die Hauptfrage entschieden: Wie werden sich die Führer des Volkes, die

berufenen Gesetzeswächter, zu seinem Anspruch auf Vollmacht von Gott her stellen? Wieviel Verständnis wird sein Wort von der Umkehr finden, die notwendig ist? Binnen kurzem mußte es klar werden, daß seine Predigt die Verneinung der pharisäischen Lehre und des pharisäischen Lebens von Anfang bis zu Ende bedeutete. Gewann ein Schriftgelehrter Glauben daran, daß dieser im Namen Gottes kam, dann mußte er einen dicken Strich durch den Inhalt seines bisherigen Lebens machen und mußte bekennen: ein Blinder habe ich Blinde führen wollen. An der Sabbathfrage trat es besonders scharf zu Tage, daß Jesus zum Gesetz eine Stellung einnahm, die den Tod und die Verdammnis des Schriftgelehrtentums bedeutete, wie es damals bestand. Was Jesus lehrte, war die Herrschaft des Geistes über den Buchstaben — was die Pharisäer lehrten die Knechtschaft der freien menschlichen Seele gegenüber den versteinerten Schriftzügen eines auf Gottes Thron gesetzten Buches. Der Sabbath ist um des Menschen willen gemacht! Wenn das richtig war, dann war für das Volk vor Gott kein Heil zu erwarten, bevor der letzte Pharisäer dem letzten Stück der Ueberlieferung der Aeltesten abschwor und sich zu den Füßen Jesu setzte.

Aber der Zimmermann von Nazareth that große Zeichen! Wie konnte er das, wenn Gott nicht mit ihm war? Bekräftigte nicht Gott selbst durch diese Macht, die er ihm gegeben hatte, die unerhörte Lehre dieses Menschen? Unmöglich! Gott wird sein Reich erscheinen lassen, sobald wir sein Gesetz in allen Stücken erfüllt haben werden. Er ist uns das schuldig, er muß das thun. Zug um Zug; erhält Gott das Seine, so hat er keinen Grund mehr, uns das Unsere, das er doch selbst uns versprochen hat, vorzuenthalten. Gott hat am siebenten Tage geruht und ihn

geheiligt — lehrt einer anders, so beleidigt er Gott, so verzögert er das Kommen des Reiches und liefert das Volk von neuem dem Zorne Gottes aus. Also sind seine Wunder Teufelswerke!

Immer stärker wird das Interesse an der Wirksamkeit Jesu. In den Synagogen, auf den Märkten und in den Häusern disputiert man über ihn. Er ist ein Prophet, sagen die Einen, wie Johannes der Täufer war. Sollte er nicht am Ende selber Elia sein? fragten Andere. Sie wissen alle, daß nach der Lehre der Schriftkundigen ein großer Prophet vor dem Messias her auftreten soll, und die sanguinischeren erblickten in der Wirksamkeit Jesu die sichere Bestätigung für sein Wort: das Reich ist nahe! Da kommt der Tag des großen Konfliktes mit den Pharisäern und seiner Familie.

Ob Jesus geglaubt hat, daß er mit seinem Ruf zur Vorbereitung auf das Kommen des Gottesreiches ohne Kampf durchdringen würde? Ob er es allein der Macht seines Geistes, der göttlichen Hoheit seines Wesens und der innern Ueberzeugungskraft seiner Predigt zugetraut hat, daß sie die Menschen gewinnen würden, Führer wie Volk? Es ist eine wunderbare Eigenschaft aller reinen Seelen, daß sie fest an den Sieg des Guten glauben und nicht daran zweifeln, daß die Wahrheit, von der sie selber er- erfüllt sind, auch bei den andern Menschen dieselbe widerspruchslos überwältigende Macht erweisen müsse. Die Herrlichkeit der Gottesherrschaft auf Erden stand Jesus mit solcher Lebendigkeit und Glut vor den Augen, die Seligkeit des Menschengeschlechts, die sich verwirklichen mußte, sobald nichts mehr geschah, was dem Willen Gottes entgegen war, erfüllte so machtvoll als eine in sich selbst gewisse Thatsache seinen Geist, daß in der ersten Zeit seines Wir-

kens die Sorge darum sicher zurücktrat, sein Volk würde ihn am Ende zurückstoßen. Nun aber kam es doch so — wenigstens teilweise. Wie das Verhältnis zu den Massen werden würde, das blieb freilich noch eine Frage der Zukunft, mit den Führern aber war er fertig und sie mit ihm. Zwischen ihm und jenen konnte es von nun ab nur noch heißen: er — oder wir. Aus der Gemeinde der Rechtgläubigen, wie aus der geheiligten Gemeinschaft der Familie war er ausgestoßen; wer jetzt an ihn Glauben gewann, jetzt sich ihm anschloß, mußte wissen, daß er das Los eines Kämpfers wählte.

Noch wird diese Einsicht Jesus nicht geschreckt, noch wird sie ihn nicht in seinen Vorstellungen vom Kommen des Reiches irre gemacht haben. Wir würden uns doch wohl einer Täuschung hingeben, wenn wir glaubten, Jesus habe die Verwirklichung der Gottesherrschaft als eine Sache aufgefaßt, die rein auf dem Wege der Entwickelung vor sich gehen würde, als einen Prozeß, der gleichsam von selber, einmal eingeleitet, aus kleinsten Anfängen heraus zu einer großartigen Ausgestaltung der Weltverhältnisse im idealen Sinne führen würde. Die volle Aufrichtung der Gottesherrschaft auf Erden war und blieb wie für das Bewußtsein des Volkes, so auch für das seine, eine Machtthat Gottes. Möglich, ja wahrscheinlich, daß Jesus auch noch in anderer Beziehung hinsichtlich des Gottesreiches ähnliche Ideen gehabt hat wie seine Zeitgenossen: daß eine wunderbare Verwandlung aller irdischen Verhältnisse eintreten würde, unerhörte Fruchtbarkeit des Bodens, Langlebigkeit, ja Unsterblichkeit der Menschen, eine Versöhnung aller Disharmonieen in der gesamten Kreatur und Aehnliches mehr. Mit Sicherheit können wir das nicht wissen; es kommt auch nicht viel darauf an. Für unser Verständnis der Gedanken

Jesu, wie für die Aufnahme, welche sie damals bei seinem Volke fanden, ist nicht diese Frage entscheidend, sondern die andere: kommt die Gottesherrschaft auf die Erde, wenn die Menschen thun, wie die Pharisäer und Schriftgelehrten wollen — oder bedarf es einer Revolutionierung der Frömmigkeit? Das letztere war es, worauf Jesus hinaus wollte, indem er die Erneuerung des ganzen Menschen, des Wollens wie des Empfindens und Denkens, als die Vorbedeutung für das Eingehen in das nahende Reich hinstellte. Dann, sobald die Verkündigung Jesu diesen Erfolg bei den Menschen hatte, daß sie ihr Herz Gott zuwandten, statt mit ihm um Leistung und Gegenleistung zu rechnen und zu markten, dann würde vom Himmel her das neue, selige Weltalter der Gottesherrschaft aufleuchten, im Lande des Volkes Gottes und bis an die Enden der Erde!

Sowohl für die Jünger Jesu als auch für die Menge mußte das Zutrauen zu seiner Verkündigung ins Schwanken geraten, sobald der offene Konflikt zwischen ihm, dem Propheten, und den rechtgläubigen Gesetzeshütern da war. Darum beruft Jesus das Volk zu sich und spricht zu ihm in der großen Gleichnisrede am See von Wesen und Art des Gottesreiches. Vor allem rechtfertigt er seinen Bruch mit den Schriftgelehrten. Stellt man etwa das Licht im Hause unters Bett, oder unter das Scheffelmaß? Ebensoviel Sinn hätte es, mit der Wahrheit über das Gottesreich hinter dem Berge zu halten! *Es ist nun einmal so*, daß keine Vermittelung möglich ist zwischen der Lehre der Pharisäer und der Botschaft, die Jesus zu bringen hat. *Es ist so*, daß nur Verstockung gegen die eigene bessere Erkenntnis einen Menschen dazu bringen kann, offensichtliches Gotteswerk für Teufelswerk zu erklären.

Wie aber jetzt weiter? Jedermann mußte doch fragen:

was wird denn nun geschehen, was wird er thun, um zwischen sich und den Pharisäern eine Entscheidung herbeizuführen? Jesus antwortet darauf mit den berühmten drei Gleichnissen vom Säemann und mancherlei Acker, von der langsam der Ernte entgegenreifenden Saat und vom Senfkorn. Wir haben keinen Grund, die Darstellung des evangelischen Berichts zu bezweifeln, daß diese drei Stücke am Seeufer vom Boote aus unmittelbar hinter der Scene in der Stadt mit den Schriftgelehrten und den Verwandten gesprochen sind; sie gewähren uns klaren Einblick in die Auffassung, die Jesus in dieser Zeit seines Wirkens vom Wesen und von den Aussichten seines Vorhabens hatte. Jedes von ihnen beantwortet die Fragen der Menschen an Jesus von einer andern Seite her. Der Säemann streut seinen Samen, um Frucht von ihm zu haben. Da fällt ihm Einiges auf den Weg, Einiges unter die Steine, Einiges unter die Dornen. Dies Stück von seiner Arbeit ist verloren, weil das Korn auf einen Boden fiel, wo es nicht wachsen konnte. Das aber ist ja das Los aller menschlichen Thätigkeit. Es giebt gar keine Art von Arbeit, bei der die Summe der aufgewandten Mühe restlos in Ertrag sich umsetzte. Immer wird ein großer Teil von ihr neben den Boden fallen, der allein imstande ist, Frucht zu bringen. Ein anderes Beispiel aus dem Leben, wie das erste gemünzt auf einen Zuhörerkreis, dem die Arbeit auf den Aeckern und in den Gärten draußen vor der Stadt vertraut ist: Was kann der Mensch noch weiter thun, nachdem er den Samen der Erde anvertraut hat? Er säet ihn zur rechten Zeit aus; danach muß er ruhig darauf harren, daß nun die Erde das Ihrige thut. Er kann nicht eher schneiden, als bis die Frucht gereift ist.

So soll man auch Jesu Thun beurteilen. Er geht durchs Land, verkündet die Botschaft Gottes und thut die Werke, die Gott ihm gegeben hat zu thun. Nun muß das Wort in den Herzen der Hörer Wurzel schlagen, und die Früchte der Verkündigung unter den Menschen müssen wachsen, bis sie reif sind. Dann, wenn die Zeit zu ernten gekommen ist, nicht eher, wird Gott das Ende dieses Weltlaufs erscheinen lassen und die Herrlichkeit des Reiches wird aufleuchten. Dann, wenn es Zeit ist, wird auch mit Jenen abgerechnet werden, die jetzt die Kraft Gottes lästern. Und endlich: so gut wie die großen Gewächse in der Natur, so gut kann auch die Gottesherrschaft aus einem kleinen und unscheinbaren Ursprung entstehen. Wo giebt es einen Baum oder einen Strauch, der gleich zu Anfang mit all seinen Aesten und Zweigen fertig dasteht? Aus einem kleinen Samenkorn müssen sie alle kommen.

Diese Zeugnisse zeigen uns Jesus noch weit entfernt von der Erwägung der Möglichkeit, daß sein irdisches Wirken einen tragischen Ausgang nehmen könnte. Wohl aber tritt der Gedanke des Endgerichts in der Wendung von der Erntezeit und der Sichel bereits hervor. Damit klingt zum erstenmal der Ton an, der in der Predigt des Täufers von vorn herein die Grundlage der Verkündigung vom Nahen des Gottesreiches bildete: das kommende Gericht. Es kann kein Zweifel sein, daß Jesus dieses Gericht und die Entscheidung über den Ausgang seiner Arbeit nicht in einer fernen Zukunft erwartet hat, sondern bald; diese Generation, diese selben Leute, die ihn jetzt hörten, sollten mit ihm das Ende erleben!

* * *

Unsere Pferde waren uns vom Hof des Hospizes herab nachgeführt, und der Stand der Sonne mahnte zum

Aufbruch — sollte doch Nazareth noch am selben Tage erreicht werden. Wir schüttelten dem freundlichen Pater die Hand zum Abschied und saßen auf. Jetzt ging der Weg westwärts am Seestrande weiter. Nur schwer konnte ich mich von dieser Stelle trennen. Als Jesus jene Rede vom Gottesreich beendet hatte, fuhr er mit demselben Fahrzeug, von dem aus er gepredigt hatte, gegen Abend über den See hinüber auf das Ostufer, und eine Menge menschenerfüllter Böte gaben ihm das Geleit. Die Evangelien erzählen an dieser Stelle die Geschichte von der Stillung des Sturmes auf dem See. Wenn man bedenkt, daß es Petrus ist, der Jünger, in dessen Hause Jesus mit den Pharisäern abgerechnet, von dessen Kahn aus er gesprochen hatte, mit dem er dann hinüberfuhr, und wenn man weiter bedenkt, daß Markus, der Dolmetscher des Petrus, die Grundlage der evangelischen Erzählung über diesen Tag aus dem Leben Jesu bildet, so wird man wohl glauben dürfen, daß auch dieser Geschichte vom Sturm ein wirkliches Erlebnis der Jünger zu Grunde liegt. Jetzt war der See glatt und leuchtend; nur langsam und in regelmäßigen Pausen rollten breite, flache Wellenzüge mit spiegelnder Oberfläche an den Strand. Die Arbeiter beim Hafenbau hatten unser Erscheinen als eine willkommene Unterbrechung ihrer Aufgabe angesehen; jetzt, wo wir uns zum Abreiten wandten, nahmen sie ihr Werk wieder auf. Es war fast fertig. Eine zierliche Steintreppe führte vom Wasserspiegel zu dem sauber gepflasterten Uferrand empor; ein starker Wellenbrecher ließ nur eine schmale Einfahrt für das erwartete Kaiserschiff und schuf im Halbkreis geschwungen eine ruhige Zuflucht selbst gegen das stärkste Wehen der oft und plötzlich losbrechenden Seewinde. Unser Mönch in seiner braunen Kutte, den Strick um die Hüften, stieg langsam und

gebeugt wieder zu dem Garten empor, unter dessen Erde die Trümmer der Synagoge begraben lagen, wo Jesus sein erstes Werk gethan. Hier ging der Mönch — von dort drüben, wo das weiße Tiberias herüberglänzte, erwartet man den Kaiser. Mönch und Kaiser, Gottesreich und Weltreich! Ich bin ein Deutscher und will ein Christ sein, wem von den beiden soll ich folgen? Wie, wirst du sagen — wem folgen? Sind wir denn Katholiken, daß Vaterland und Reich Gottes für uns Gegensätze sein sollen? In dieser Frage sind wir es wohl. Mag uns ein Kaplan, ein Pastor oder ein Pope unterwiesen haben, als wir unsern Religionsunterricht empfingen und so oft wir hernach in der Kirche saßen, — es war doch immer dasselbe: wenn du ein rechter Christ sein willst, so müssen deine letzten Ideale im Jenseits liegen. Da ist es wieder, dies Jenseits! Dies Jenseits, von dem Jesus doch nichts gewußt hat! Längst ist die Voraussetzung, unter der dieses Wort einst einen verständlichen Sinn hatte, zerbröckelt. Längst glauben wir nicht mehr an die räumliche Trennung eines Diesseits und eines Jenseits. Trotzdem führt diese Begriffsmumie ihr benebelndes verderbliches Dasein weiter. Mit der Behauptung, des Christen Daseinsziel liege im Jenseits, irgendwo im Unbestimmten, in irgend etwas, das weder Ort noch Zustand, noch sonst eine faßbare Größe ist, wird jedes energische Einsetzen der Persönlichkeit, des Idealismus der praktischen Lebensarbeit, für ein auf Erden zu verwirklichendes Ziel von vornherein geknickt. Es geht nicht an, daß wir die Erbschaft Jesu in der Weise antreten, daß wir dabei Elemente, die zum Wesen seiner Verkündigung gehörten, deshalb fortlassen, weil sie uns jetzt nicht mehr passen. Man kann in der Bestimmung des Umfanges dessen, was bei Jesus bloß zeitgeschichtlich

bedingt ist, sehr weit gehen, ohne befürchten zu müssen, bei dieser Arbeit des Schalenentfernens in den Kern des Evangeliums einzuschneiden, aber man läuft Gefahr, den lebendigen Keim im Innern der Frucht zu treffen und seine fernere Triebkraft zu zerstören, wenn man sich nicht an einen *sicheren Maßstab* für das Unterscheiden zwischen der zeitlichen Form und dem ewigen Inhalt bindet. Es bildet eine der Grundvoraussetzungen der Predigt Jesu, daß durch die Aufrichtung der Gottesherrschaft die realen Lebensverhältnisse der Menschheit *auf Erden* umgestaltet werden sollen. Die Idee eines außerirdischen Daseinszieles, sei es für die Menschheit als Ganzes, sei es für die einzelne gerettete Seele, liegt überhaupt nicht im Gesichtskreise seiner Verkündigung, sondern stammt erst aus der Verschmelzung des Evangeliums mit dem Hellenismus. Jesus ging bei aller Absolutheit seines Verhältnisses zu Gott durchweg von den Voraussetzungen und dem Ertrage der religiösen Geschichte Israels aus. Diese aber boten keinerlei Anknüpfungspunkte für über- und außerweltliche Ideale. Das stärkste Zeugnis dafür liegt darin, daß gerade in der Zeit besonders energischer Beeinflussung des Judentums durch das hellenische Denken der Glaube an die Auferstehung der Toten aufkommt und von Generation zu Generation herrschender wird. Damit ist die Diesseitigkeit des Religionszieles entgegen dem griechischen Denken auf die allerschroffste Weise behauptet. Allerdings bleibt für Jesus unter der Gottesherrschaft die Welt nicht, wie sie war. Sie erfährt eine durchgreifende Veränderung, deren Wesen vielleicht am besten bezeichnet wird, indem man sagt: sie wird *verklärt*. Sie ist aber nach wie vor der Aufrichtung des Gottesreiches diese selbe Welt, diese Erde, auf der Gottes Ziele mit der Menschheit sich

verwirklichen. Wenn wir uns von dieser Voraussetzung der Predigt Jesu emanzipieren, so greifen wir seiner Botschaft ans Herz.

Ja, wird man sagen, wenn Gottes Absichten in der Geltung seines Willens innerhalb der irdischen Verhältnisse aufgehen — wo bleibt dann die ganze Unsterblichkeit der menschlichen Seele? Dann stecken wir ja in ähnlicher Not, wie die Juden in der letzten vorchristlichen Zeit! Die Menschen, die heut und morgen und weiter in den vielen Jahrtausenden sterben, die noch verfließen können, bis das von Jesus begonnene Werk der Errichtung der Gottesherrschaft seinem Ende zugeführt wird, die gelangen dann ja garnicht in den Besitz des wahren Heilsgutes, des vollen Ertrages der Religion! Wo bleiben da die Gerechtigkeit und Liebe Gottes? Wir können doch nicht wie die jüdischen Pharisäer unsere Zuflucht zu dem materialistischen Auferstehungsglauben der makkabäischen Religionskämpfer nehmen!

Allerdings nicht. Noch verkehrter aber, als selbst ein solcher Schritt, ist es, wenn man in der Religion das, was blos Folgerung und Hypothese ist, aufgestellt zur Hebung einer erkenntnismäßigen Schwierigkeit, als Norm und Ausgangspunkt für das prinzipielle Verständnis der Hauptfragen selber nimmt. Fest und sicher ist uns im Evangelium weiter nichts gegeben, als Klarheit über unser Verhältnis zu Gott. Uns ist gesagt, wie unsere Gesinnung und unsere Handlungen beschaffen sein müssen, damit wir uns als das fühlen können, was wir sein sollen: Kinder Gottes. Dabei hat Jesus nicht die einzelnen Individuen, jedes für sich, sondern sein Volk und weiterhin die Menschheit als einen sozialen Organismus im Auge gehabt, indem er dem rechten Verhalten gegen Gott ohne weiteres das rechte Verhalten gegen den Nächsten gleichsetzte. Beunruhigt

uns die Frage, welches unser Schicksal nach dem Tode sein wird, was Gott über alle diejenigen beschlossen hat, die das Kommen seines Reiches nicht erleben, ja dahingehen, ohne je etwas davon gehört zu haben — oder sonst Fragen ähnlicher Art, so haben wir volle Freiheit, uns darüber Gedanken zu machen und Vermutungen aufzustellen, welche und wieviel wir wollen. Wir dürfen uns dabei der Zuversicht getrösten, daß wir eine unsterbliche Seele besitzen und daß unser Gott die Gerechtigkeit und die Liebe ist, daß wir ihm daher unser und unserer Nächsten Schicksal im Leben wie im Sterben getrost und mit aller Zuversicht als unserm lieben Vater in die Hände legen dürfen. Damit aber ist unser Wissen am Ende. Wir müssen uns damit bescheiden, daß die Offenbarung Gottes durch Jesus an uns ihrem Wesen nach über diese Dinge keine Auskunft bringen kann, und daß wir gut daran thun, mit unserem praktischen religiösen Lebensziel dort zu bleiben, wohin uns Jesus gewiesen hat: auf der Erde.

Noch ein letzter Abschiedsblick über die Stelle der Predigt Jesu am Seeufer hin, hinauf zum Hospiz von Kapernaum und zu den grünen Bäumen des Gartens — dann mußte das Umwenden und Zögern um dieses Platzes willen ein Ende haben. Ein Schlag mit dem Zügel, ein kurzer Ruck im Sattel, und die Mukaris blieben hinter uns. Wir ritten am Seestrande bis hinter Ain et-Tabira, den Ort der sieben Quellen, im Altertum Heptapegon. Dort verläßt der Pfad den Meeresstrand, wendet sich etwas landeinwärts und läuft über einen niedrigen Felsrücken aus hartem, schwarzem Basalt bis nach Chan Minje, wo die Ebene Gennesar oder Genezareth beginnt, heute el-Ruwer. Allmählich wird die Richtung des Weges immer ausgesprochener südlich. Bei El-Medschdel, vielleicht dem

Heimatsort der Maria von Magdala, ist die Stelle erreicht, wo der See am breitesten ist — anderthalb deutsche Meilen. Von hier aus gesehen machte der leuchtende blaue Spiegel inmitten der hellen, gelblichen Berge den schönsten Eindruck. Das Herz wurde weit und die Stimmung ein Gebet des Dankes an Gott, daß er uns hierher hatte gelangen lassen. Aber während des Reitens durch das Oleandergebüsch, zwischen den Dornen und Tamarisken der Genezarethebene, über den Seestrand und das schwarze Gestein der Hügel spann sich jene Gedankenkette von Kapernaum her weiter: von der Weltmacht und vom Gottesreich. Bei Magdala sind Reste alter Hafendämme sichtbar, die wohl noch in die Zeit Jesu hinaufreichen. Zwei kurze, flache Zungen aus lose übereinanderliegenden Basaltsteinen faßten eine kleine künstliche Bucht ein. Einst waren es Mauern, aus Quadern getürmt, jetzt formlose Haufen, zum größeren Teile vom Wasser überspült. Hart am Ufer steht ein großer alter Baum; dort stiegen wir ab, ließen die Mukaris unsere Tiere anbinden und setzten uns auf ein paar einzelne, rundum vom Seewasser umspülte Steine des alten Dammes. Wenn doch das Kaiserpaar wirklich hierherkommen wollte! Es ist dann nichts aus dem Plane geworden. Schade! Ein Atemzug an diesem Ufer, ein Blick über dies Wasser, sind mehr, als Alles, was Palästina sonst noch bieten kann. Hierher muß man kommen, um die trostlosen Eindrücke Jerusalems zu vergessen. Damals wußten wir noch nichts davon, daß die Reise nach Galiläa vom Hofe aufgegeben war, und die Vorstellung freute uns, daß der Kaiser über den See Genezareth fahren und in dieser Landschaft weilen würde, der für alle Zeiten wie keinem anderen Stück Erde die Erinnerung an Jesus aufgeprägt ist.

Was ist es um unsere Weltpolitik, zu der uns der Kaiser führt, vom Standpunkt des Evangeliums aus? Liegt etwas für die Verwirklichung des Weltzieles Jesu daran, ob Deutschland eine Weltmacht wird oder nicht? Man kann die Frage deutlicher stellen: Liegt etwas für den Fortschritt des Evangeliums daran, daß deutsches Wesen und deutsche Art erhalten bleiben? Für unser Volk handelt es sich auf der neuen Bahn, auf der unser Kaiser uns voranschreitet, nicht etwa blos um ein Mehr oder Minder an Geltung unter den Nationen der Erde, sondern um sein Dasein. Wir haben keine andere Wahl, als Weltpolitik zu treiben oder auf unsere dauernde Selbstbehauptung, auf die Weiterentwicklung unserer besonderen nationalen Güter und Kräfte zu verzichten. Wir nehmen alljährlich um fast eine Million Seelen zu; keine drei Menschenalter werden vergehen, bis wir unsere Zahl verdoppelt haben, ein Hundertmillionenvolk geworden sind. Wird nicht in der Ferne jenseits des Meeres Raum für uns, unsere Kinder und Enkel geschafft, wird heute nicht Sorge dafür getragen, daß sich das Dasein der jetzt heranwachsenden Generation fest auf das begründen kann, was wir in der Fremde erwerben, so erdrückt uns in Kürze unsere eigene überquellende Vermehrung und der Wettbewerb der andern Weltvölker.

Es giebt Menschen bei uns, deren Glaubensbekenntnis ist damit erschöpft, daß sie reden und schreiben, am deutschen Wesen werde die Welt genesen. In dieser Form ist das eine Anmaßung. Wenn man aber darunter versteht, daß der deutsche Geist sich im Lauf der Geschichte als derjenige in der Welt erwiesen hat, der am tiefsten, am kräftigsten und am fruchtbarsten von der Macht des Evangeliums bewegt worden ist, so mag das Wort wohl gelten.

Daher bekenne ich frei und ohne Umschweife den Glauben, daß die Selbstbehauptung der Deutschen, soweit menschliche Erkenntnis ein Urteil erlaubt, für die endliche Lösung der Aufgabe, die das Evangelium der Menschheit stellt, förderlich ist. Wäre es richtig, daß es sich im Christentum nur um die Rettung der menschlichen Einzelseele aus dieser Welt hinaus in ein besseres Jenseits handelt, dann müßte der Christ vergessen, daß er ein Deutscher ist oder sonst einer Nationalität angehört; er müßte sich schwer davor hüten, daß nationales Selbstbewußtsein und Teilnahme an nationaler Interessenpolitik, indem sie ihn in die Händel dieser Welt verstricken, ihn von der notwendigen Sammlung aller seiner Kräfte auf das religiöse Ideal hin ablenken und so sein ewiges Heil in die schwerste Gefahr bringen. Ich glaube, daß dies die einzige Möglichkeit einer innern Verbindung zwischen Politik und Christentum ist; ich glaube auch, daß ein Christ sich nicht davon dispensieren darf, dieses schwere, große und brennende Problem solange durchzudenken, bis eine Antwort gefunden ist. Das bloße Nebeneinanderstellen des Anspruches auf persönliches Christentum und der bedingungslosen Entschlossenheit zur nationalen Weltpolitik ohne innere Verbindung, ohne Vereinigung der beiden Größen zu einer organischen Einheit im eigenen Bewußtsein, ist einfache Willkür und Gewaltsamkeit, die den Knoten zerhaut, statt ihn zu lösen.

Von Magdala führt die via maris durch das Taubenthal in das galiläische Oberland hinauf. Man hatte uns vor Räubern gewarnt, die dort ihr Wesen treiben sollten; daher ritten wir noch eine halbe Stunde weiter, um bei der palmumstandenen Quelle el-Fülije nach rechts abbiegend und durch das Wadi Ames hinaufreitend, die Fahrstraße von Tiberias nach Nazareth zu erreichen. Von Magdala

an führt der Weg über steile Felsen hoch über dem See. Man sieht unmittelbar von der Höhe in das Wasser hinab. An vielen Stellen sind alte Trümmermassen, Fundamente von Gebäuden, weit in den See hinausgerollte Werkstücke und selbst hier und da ein Stück von einer Mauerlinie unter dem Wasser zu erkennen. Nach Möglichkeit die Schritte der Pferde verzögernd, suchten wir die Minuten, die uns noch im Angesicht des Sees verblieben, doppelt und dreifach auszukosten. Jetzt schimmerten die Gebäude von Tell Hum und Tabira bereits weit in die Ferne gerückt vom Norduser herüber. Wie schwer war es doch, zu scheiden und die Landschaft Jesu aus dem Gesicht zu verlieren! Noch einmal vor dem Einbiegen in die steile Schlucht zur Rechten wandte ich mein Pferd zum Seespiegel um. Ich dachte daran, wie Jesus auch eines Tages von ihm Abschied genommen hatte, als er erkannte, daß seines Weilens und Wirkens nicht länger hier war. Seit jenem Zusammenstoß mit den Pharisäern über der Beelzebubfrage hatte er noch mehrere Monate lang seine Verkündigung in der Seelandschaft fortgesetzt. Wunderbare Krankenheilungen, ja, der Ruf, daß er Tote erwecken könne, vermehrten den Zulauf der Menge zu ihm. Zu Kapernaum wohnte er; dazwischen ging er mit den Seinen aus in die Städte und Dörfer von Galiläa, um zu predigen. Vielleicht ist er auch zu einem oder dem andern großen Fest, das in jene Zeit fiel, nach Jerusalem hinaufgegangen. Kein Anlaß blieb ungenutzt, um das Wort vom Reiche Gottes der herzuströmenden Menge faßlich zu machen, und immer stärker stellte Jesus dabei den Unterschied, ja den schroffen Gegensatz seiner Botschaft zu der Lehre der Pharisäer den Zuhörern vor Augen. Mit schneidender Deutlichkeit tritt das namentlich in der großen Rede hervor,

die wir erweitert durch vielfache Heranziehung zu anderen Zeiten gesprochener Worte im ersten Teil des Matthäus-evangeliums lesen.

Ihr habt gehört, daß zu den Alten gesagt ist: Du sollst nicht töten, und wer tötet, der soll des Gerichts schuldig sein. Ich aber sage euch: Schon wer mit seinem Bruder zürnet, der ist des Gerichts schuldig. Ihr habt gehört, daß zu den Alten gesagt ist: Du sollst nicht ehebrechen. Ich aber sage euch: Wer ein Weib begehrlich ansieht, der hat schon mit ihr die Ehe gebrochen in seinem Herzen. Mit solchen Sätzen stellte Jesus sein Wort bereits als eine eigene Autorität neben, ja über das Gesetz. Den alten Geboten des Dekalogs lag eine solche Auffassung, die nicht erst im Vollzug der That, sondern schon in der Gesinnung, gleichgültig, ob es zur That kam oder nicht, die Entscheidung über Schuld und Unschuld vor Gott sah, um eine Weltenweite fern. Es ist eine müßige Frage, ob Jesus hier das mosaische Gesetz durch ein neues habe ersetzen wollen oder ihm bloß diejenige Deutung geben, die er für die richtige hielt. Thatsächlich sind seine Worte gegen den Sinn wie gegen den Buchstaben der alttestamentlichen Gebote gerichtet. Prophetengeist ist es, der aus ihnen spricht, nicht Gesetzesgeist. In unnachahmlicher Kürze und Klarheit entrollt dieses Muster der Predigt Jesu vor uns die sittlich-soziale Seite der Frömmigkeit, die er brachte. Es ist das bürgerliche Gesetzbuch des Gottesreiches, das Jesus hier in Geltung setzt: mehr als diese kurzen Paragraphen braucht niemand, der unter der Gottesherrschaft lebt, zu kennen, um das Recht dieses Gemeinwesens voll zu erfüllen, und von den Tagen Jesu bis heute ist es die Aufgabe der Bekenner des Evangeliums geblieben, dafür zu arbeiten, daß alle andern Gesetzbücher der Welt neben

diesem einen kürzesten überflüssig werden, verschwinden.

Da machten die Feinde, die Pharisäer, einen letzten Ansturm auf Jesus und griffen zu einem verzweifelten Mittel, das wenn es gelang, ihn beseitigen, wenn es fehlschlug, sie ihm auf Gnade und Ungnade ausliefern mußte. Sie boten ihm ihre Unterwerfung an unter der Bedingung, daß er ein Zeichen vom Himmel herab thue: dann wollten sie seine göttliche Sendung anerkennen und ihm glauben. Sie dachten an etwas wie das Feuer Jahwehs, das Elias Opfer auf dem Karmel entzündete, an das Herbeirufen einer himmlischen Heerschaar aus der Luft oder ähnliches. Natürlich sorgten sie vorher dafür, daß ihr Ansinnen an Jesus im Volke verbreitet wurde; sie werden Stimmung dafür gemacht haben, daß der Zimmermann von Nazareth *jetzt* den endgültigen Beweis für seine Sendung von Gott her zu erbringen habe. Mögen es noch so große Zeichen sein, die er bisher gethan hat — etwas ganz Ueberwältigendes, Zweifelloses, hat er doch noch nicht geleistet. Er muß uns volle Klarheit geben, und ist er wirklich ein Prophet, so kann ihm das ja keine Schwierigkeiten machen. Thut er, was wir von ihm begehren — gut! macht er Ausflüchte, so ist es nichts mit seinen Ansprüchen!

Für Jesus stand die Sache jetzt nicht anders, als im Anfang in den Tagen seiner Versuchung in der Wüste, als er dem Gedanken widerstand: bist du Gottes Sohn, so tritt auf die Zinne des Tempels und laß dich herab vor allem Volk. Und er antwortete und sprach zu ihnen: Diese böse und ehebrecherische Art sucht ein Zeichen, aber es wird ihr kein Zeichen gegeben werden, denn das Zeichen des Propheten Jona. Und weiter sprach er zu ihnen:

Die Leute von Ninive werden auftreten am Tage des Gerichts mit diesem Geschlecht und werden es ver-

dammen, denn sie thaten Buße nach der Predigt Jonas. Und siehe, hier ist mehr denn Jona. Die Königin des Südlandes am Tage des Gerichts mit diesem Geschlecht wird es verdammen, denn sie kam vom Ende der Erde, Salomos Weisheit zu hören. Und siehe, hier ist mehr denn Salomo.

Jesus konnte nicht anders handeln als er's that, aber es war die Stunde, in der die Entscheidung über sein Schicksal fiel. Die Antwort, die er den Pharisäern gab, muß seine Stellung beim Volke auf das schwerste erschüttert haben, denn wir sehen, daß er alsbald nach diesem Vorgang die Landschaft am See, in der er solange gewirkt hatte, verläßt, um nie wieder dahin zu längerem Verweilen zurückzukehren. Von jetzt ab tritt ihm das Todesschicksal vor Augen, denn er sieht, daß nicht nur die Führer, sondern auch die Masse sich von ihm abwendet. Es ist ihm nicht gelungen, das materialistische Wesen, von dem die Reichserwartung, die religiösen Hoffnungen und Ideale der Menge durchdrungen waren, durch die Verkündigung seiner Offenbarung von der Art der Gottesherrschaft zu überwinden. Das Schwergewicht der lastenden Masse geistlicher Trägheit war zu groß, als daß es möglich gewesen wäre, sie mit einem einzigen Ruck zu heben. Die Feinde erzwangen die Entscheidung, bevor Jesus eine nennenswerte Zahl von Anhängern besaß, die ihn auch nur annähernd verstanden. Von nun ab war er darauf bedacht, wenigstens den engeren Kreis seiner Jünger soweit zu erziehen, daß er ihnen für die Zeit seines Scheidens die Fortsetzung seines Werkes übertragen konnte. Nicht, als ob er je hätte denken können, daß es mit der Aufgabe, die Gott auf ihn gelegt hatte, zu Ende wäre, oder daß andere als er sie zur Vollendung bringen

sollten! So furchtbar der Todesgedanke auch für Jesus gewesen ist, so unerklärlich ihm das Rätsel dieser Bestimmung Gottes zunächst auch erscheinen mußte — an der Gültigkeit seiner Berufung zum König des Gottesreiches hätte er nur von dem Moment an einen Zweifel fassen können, wo ihm sein Verhältnis zum Vater im Himmel selbst unsicher wurde.

So nahm er Abschied von Kapernaum, das seine Heimat geworden war, und zog mit seinen Jüngern in eine fremde Gegend fort, wo sie noch nie gewesen waren. Ueber den See hinüber fuhren sie nach Bethsaida im Gebiet des Tetrarchen Philippus, um von dort eine Wanderung in den äußersten Norden des Landes hinauf anzutreten.

Vom See her kam ein Hauch frischeren Windes herüber und der helle glatte Spiegel in der Tiefe färbte sich am Ufer vor dem darüber hineilenden raschen Stoß in dunkelblauem Gekräusel. Eins von unseren Tieren wieherte hell in die Luft und die anderen antworteten ihm. Madat, nimm die Spitze und sieh, wie der Weg ist! rief ich unserm Diener zu, und unser Zug bog in das trockene, felsige Bachthal ein, den See im Rücken lassend. Ich brachte es nicht über mich, noch einmal den Blick zurückzuwenden.

13.

Banijas

Wir waren ein Vierteljahr unterwegs gewesen. Von dort, wo die Ostsee rauscht, wo das helle Weiß der Birkenstämme weithin über die sattgrüne Tiefebene leuchtet und der dunkle Föhrenwald schweigsam den gelben Sand der breiten Dünen deckt — von Altlivlands geliebter Erde war ich mit der erwählten Gefährtin des Lebens fortgezogen ins Morgenland. Ueber die Kornebenen und Steppen des Ostens, über das Schneegebirge des Kaukasus waren wir gefahren, hatten unter den Platanen gesessen, die der schmelzende Schnee des Ararat nährt, hatten aus den Quellen des Euphrat getrunken und dem Rauschen der Urwälder auf dem Taurus gelauscht, an dessen Fuß das Mittelmeer in märchenhafter Bläue um die Quadertrümmer der alten Griechenstädte brandet. . . .

Ein anderes Bild! Die Köpfe unserer Pferde sind immer noch gen Süden gewendet, aber zur Rechten über uns steigt jetzt die kahle Flanke des gewaltigen Hermon zu Wolkenhöhe auf. Vor uns dehnt sich, von spitzen Vulkankegeln besetzt, die braune Ebene des Dscholan aus, mit den mächtigen kühngeformten Bergen des dunklen Haurangebirges im Hintergrunde. Damaskus liegt hinter uns;

seine weiten Baumgärten dehnen sich noch wie ein schmaler blaugrüner Streifen am Horizont. Die Wasserläufe, die vom Hermon kommen und unsern Weg kreuzen, geben diesem Paradies der Muhammedaner sein Dasein. In Hinn war das erste Quartier nach der Ommaijadenstadt. Ein syrisches Bauernhaus, wie soviele bisher; der einzige, niedrige Raum uns zum Schlafen überlassen, draußen in der Umfriedigung von Steinblöcken die Tiere, vor unserer Schwelle der treue Diener auf seinem Teppich ausgestreckt, auf dem Hofe die Mukaris beim Sternenschein rauchend und schwatzend; durch die offene Thüre dringt das monotone Geräusch, mit dem die Pferde ihre Maiskörner zerkauen; um uns der Estrich bedeckt mit Sattelzeug, Koffern, Kleidern, Waffen, dazwischen wie eine Insel unsere weißbedeckte Lagerstatt: Alles, wie nun schon seit Monaten im Morgenlande, und doch so anders, so ganz anders — wußten wir doch, daß es das letzte Nachtlager vor der Grenze Palästinas war!

Am Morgen wurde früh gesattelt. Graue Wolken jagten am Himmel und ein frischer Wind ging: die ersten Vorboten der herbstlichen Regenzeit. Einige Stunden hinter dem Dorf passierten wir ein meilenbreites Lavafeld. So weit das Auge reichte schwarzgrünes kantiges Steingetrümmer, eine Plage für Pferd und Reiter. Wir reiten eine Weile und wundern uns darüber, wie das Geröll scheinbar regelmäßig zu langen sich kreuzenden Wällen aufgehäuft ist, zwischen denen viereckige Felder liegen. Schließlich bleibt kein Zweifel mehr: Diese starrende Lavawüste ist wirklich einmal in früheren Zeiten angebaut gewesen! Die Leute haben die losen Brocken aufgesammelt und zu hohen Mauern geschichtet; in die Rechtecke dazwischen muß aus der Ferne etwas Erde hineinge-

bracht worden sein, die zusammen mit den braunen, geringen, aber unendlich fruchtbaren Verwitterungsprodukten der Lava die Nahrung für Korn und Gemüse hergab. Jetzt ist das alles schon seit Jahrhunderten vom Regen fortgewaschen. Wie unglaublich bewohnt muß damals das Land gewesen sein, daß die Ebenen und Abhänge der Berge den Menschen nicht genügten, sondern die Bevölkerung hierher in die vulkanische Wüstenei des Dscholan hinausquoll, um leben zu können!

Um Mittag Rast zwischen weißen Kalkklippen an einer Quelle. Im Süden blitzt ganz von Ferne der Wasserspiegel in dem länglichen Kraterbecken des Sees Phiala. Plötzlich zieht ein scharfer Regenschauer auf; der Südweststurm peitscht den Reitern die Tropfen ins Gesicht und die Mäntel um den Körper. Man traut seinen Sinnen noch nicht recht, denn die Vorstellung, daß der Himmel des Orients auch Regen von sich geben könne, ist unter der steten Sonnenglut inmitten der ausgedörrten Steppen und Wüsten fast abhanden gekommen. Im Regensturm ging den Mukaris der Weg verloren; als die Sonne schon nahe über dem Horizonte war, sahen wir uns plötzlich in einem rings geschlossenen Thal hart unter dem großen Hermon. Im Grunde wurde Mais geerntet; am Bergeshang lag eine Häusergruppe: das Drusendorf Medschd el-Schems. Südwärts führte eine enge Kluft, das Bett eines Wildbaches, aus dem Kessel hinaus; eine Stunde scharfen Reitens, so lautete die Auskunft, würde uns noch mit dem letzten Tageslicht nach Banijas bringen. Es blieb nichts übrig, als den Weg zu wagen: ein wilder Pfad zwischen Basalt- und verbrannten Kalksteinklippen, dem jäh abwärtsschießenden Wasserlauf auf dem Grunde der tiefen Spalte folgend. Endlich öffnete sich die Gegend; aus der Kluft

wurde ein Thal, dann tauchte über der Wand zur Rechten im Hintergrunde ein Gipfel auf, der graues Gemäuer trug, dann noch eine Biegung um einen bastionartig ins Thal hineinspringenden Rücken, und vor uns lag, durch eine breite Senke getrennt, der steile Schloßberg von Banijas mit Kalat es-Subebe, der Veste des Herodes und der Kreuzfahrer, auf seiner Höhe. Am Fuße gen Süden zeigten sich grüne Baumgruppen und dazwischen niedrige Bauten aus gelblichem Stein; im Näherreiten unterschieden wir einen massigen alten Thorbau und eine Brücke über den Bach vor dem Städtchen — dann versank die Sonne hinter einer langen, bläulich schimmernden Wand im Westen (der Rand des Hochlandes von Galiläa!), und wir waren vor Banijas, dem Cäsarea Philippi der Evangelien.

Bei Banijas entspringt die östlichste Jordanquelle. Am Fuße des langen steilen Rückens, der auf seiner Höhe das Schloß trägt, öffnet sich eine Höhle; ihr vorderer Teil ist jetzt eingestürzt und massenhafte Felstrümmer verdecken anfangs fast den Strom klaren Wassers, der aus dem finsteren Hintergrunde hervorbricht. Links über der Höhle steht am Abhang auf einer schmalen Stufe das kleine schneeweiße Weli des Schech Chidr — des Ritters St. Georg der Muhammedaner; rechts neben dem Eingang in den dunkeln Schoß des Berges sind alte Nischen im Felsen sichtbar und bei einer steht die heidnisch-griechische Inschrift: „Priester des Pan“. In diesen Nischen standen einst Votivbilder und neben der islamischen Kapelle ragte der glänzende Marmortempel, den Herodes dem großen Pan errichtet hatte, in die Höhe, denn Banijas ist das alte Paneion an der Jordanquelle und die Quellhöhle ein uraltes Heiligtum der semitischen und semitisch-griechischen Naturreligion.

Als wir angelangt waren, verschwand eben das letzte Tageslicht und Dämmerung umhüllte den Ort. Nur eine kurze Weile, dann blitzte im Wasser das Spiegelbild der hellsten Sterne auf; die dichten Baummassen am Fluß verschwammen gegen den Abendhimmel zu unbestimmten, dunkeln Silhouetten; vom Berge schimmerte das Weli nur noch wie ein undeutlicher heller Fleck herab und die Höhle erschien als ein furchtbarer schwarzer Schlund im grauen Massiv des Berges. Am Wasser lagen alte Quadern und Säulenstücke; ich ging hinab, tauchte die Hände in das krystallene, kühle Naß und trank lange davon. Laut und voll tönte das rauschende Hinströmen des Wassers über die Steine, zwischen denen es hervorbrach, durch das Dunkel des Abends; am Himmel traten die Sterne immer heller und zahlreicher hervor; vom Dorf her kam der verhallende Ruf einer Menschenstimme herübergeweht und fühlbar zog ein kalter Hauch aus der schwarzen Höhle hervor und strich an Haar und Wangen vorbei.

Dann gingen wir in den Ort zurück und fanden unser Quartier bereitet — im Obergemach eines guten Hauses. Die Häuser in Palästina sehen heute noch so aus, wie vor zweitausend und dreitausend Jahren. Auf dem flachen Dach ist, wie ein niedriger viereckiger Turm, an der einen Seite noch ein besonderer etwas leichterer Aufbau errichtet, der meist ein einziges Zimmer enthält. Namentlich in der guten Jahreszeit ist das der beste Platz im Hause, und Gäste, die man ehren will, bekommen ihn immer zum Schlafen eingeräumt. Unser Wirt trug uns Brot, Käse und Weintrauben auf; Madat hatte vor der Thür auf dem Dache zwischen zwei Steinen Feuer angemacht und kochte Eier; auf dem Hof standen die Pferde und daneben saßen die Mukaris und aßen ihren Reis, wie jeden Abend.

Es war ein besonderes, fast feierliches Gefühl diesmal bei der Abendmahlzeit, weil wir wußten, daß dies jetzt Boden war, den auch Jesus betreten hatte. An der Quellhöhle unterhalb des Pantempels wird er auch gestanden haben; auf den Nischen mit ihrer Inschrift, auf der marmornen Fassung des strömenden Borns, deren dürftige Ueberreste unter den Trümmermassen vor der Grotte liegen, auf dem leuchtenden Tempelbau am Berge hat sein Auge geruht. Gewohnt hat er freilich nicht in der glänzenden Heidenstadt, sondern draußen in den Dörfern weilte er mit seinen Jüngern, und dies Haus, in dem wir sind, ist genau solch eins, wie Jesus es fand, wenn er unterwegs zur Rast oder zur Nachtruhe an eine Thüre pochte und die Leute ihm mit den Seinen Herberge gewährten. Ihm, dem Meister, gab man das Obergemach, kehrte den Estrich und breitete Decken und Teppiche für die Nacht zum Schlafen aus, wie für uns; die Jünger legten sich unten im Hause oder auf dem Dache nieder und deckten sich mit ihren Mänteln zu.

Als Jesus in diese Gegend kam, wußte er schon, daß ihm bestimmt sei zu sterben. Seine Feinde lauerten ihm auf und dachten schon daran, ihn zu greifen und unschädlich zu machen. Herodes Antipas war mißtrauisch geworden, und er war der Landesherr Jesu, der Gewalt über sein Leben hatte. Von den pharisäischen Eiferern war es bekannt, daß unter ihnen genug solche waren, die vor einem Dolchstoß gegen einen Widersacher im Namen Gottes nicht zurückschreckten — und noch war sein Geheimnis überhaupt nicht kund geworden; das Wort: du bist der Messias, noch nicht gefallen!

Ob wohl seine Jünger jetzt so weit waren, daß sie erkannt hatten und wußten, mit wem sie lebten? Und

ahnten sie es — was würden sie sagen, wenn er von seinem Tode mit ihnen redete? Eins war klar: er mußte sich jetzt für eine Weile den Gefahren, die ihm drohten, entziehen und den Seinen ruhig und in der Stille eine rechte Gelegenheit dazu geben, daß sie Sicherheit und Klarheit über ihn gewannen und bei Zeiten eine Ahnung davon bekamen, welch ein Geschick ihm bevorstand. So zog er mit ihnen von Bethsaida am See Genezareth herauf. Hier an den Jordanquellen regierte Philippus, der Bruder des Tetrarchen Herodes von Galiläa; er hatte die prächtige Stadt an der Grotte des Pan gebaut und sie mit einem neuen Namen dem Cäsar in Rom geweiht. Die Gegend war ein Grenzland zwischen Palästina und den mittelsyrischen Kleinstaaten; von jeher mehr heidnisch als jüdisch, obwohl nur eine halbe Stunde nach Westen die nördlichste Stadt Altisraels lag, das uralte Dan an der größten der Jordanquellen. Weder Herodes mit der Angst seines bösen Gewissens, noch der Fanatismus der Pharisäer, noch die selbstsüchtige Sorge des Priesteradels von Jerusalem um Ruhe im Lande reichten in das Gebiet des Philippus; darum war Jesus sicher, solange er hier verweilte.

Funkelnde, tiefe, schweigende Sternennacht lag über Banijas; nur die Jordanquelle murmelte von ferne herüber und ein gedämpftes, flüsterndes Rauschen ging durch das Dickicht von Pappeln und Oleandergebüschen am Bett des davoneilenden Gewässers. Ich saß allein auf dem erhöhten Rande des Daches, sah ins Dunkel hinaus und dachte an Jesus. Des Menschen Sohn wird getötet werden! Mit der furchtbaren Erkenntnis in der Seele hat Jesus unter diesem Sternenhimmel gesessen, hat des

Nachts auf dem Dache des Hauses, darin er mit den Seinen eingekehrt war, gebetet, gerungen und gelitten, dies Wort zu verstehen, das ihm nun unentrinnbar sicher ins Herz gegraben stand: Des Menschen Sohn wird sterben! Gott wird ihn sterben lassen in Kürze! Sterben ihn, zu dem er doch am Jordan sprach: Du bist mein geliebter Sohn, an dir habe ich ein Wohlgefallen gefunden!

Am Himmel strahlten die Sterne in ihrer Pracht, leuchtend wie damals über der Wüste Juda, als Gottes Sohn sieghaft in Geisteskraft die Versuchung niederwarf. Unendliche Weichheit, Süße und Milde, schwebten, fluteten durch die Nacht; warm strich ein leiser Hauch aus dem Thal, in dem wir herabgekommen waren, wie geheimnisvolles Atmen des Luftmeers durch das schweigende Dunkel und wehte über das stille schlafende Dorf von heute samt den zerbrochenen Säulentrümmern und Mauerresten aus der alten Prachtstadt des Herodessohnes hin. Nur die Jordanquelle rauschte und rauschte und von der Höhle im Berge, wo sie hervorbrach, tönte es im Rauschen verklingend herüber: Sterben! Sterben!

Und Gedanken und Bilder kamen heran und zogen vorüber in der Finsternis, ein großes Heer. Johannes war ins Gefängnis geworfen, weil er den Herodes mit hartem Tadel gestraft hatte um des Weibes willen, das seinem Bruder Philippus gehörte und dennoch in dem goldenen Königsschlosse von Tiberias bei ihm lebte. Als Johannes verhaftet war, kam Jesus nach Galiläa und verkündete die Botschaft Gottes: *Die Zeit ist erfüllt und das Reich Gottes ist herbeigekommen; kehrt um und glaubt der Freudenkunde.* Das hörte Johannes und sandte aus dem Gefängnis zwei seiner Jünger zu Jesus und ließ ihn fragen: Bist du etwa der

da kommen soll, oder sollen wir noch eines Andern warten? Und Jesus antwortete ihnen: Gehet hin und berichtet dem Johannes, was ihr gesehen und gehört habt: Blinde sehen wieder, Lahme gehen, Aussätzige werden rein, Taube hören, Tote werden erweckt, Armen wird frohe Botschaft gebracht und selig ist, wer sich dabei an mir nicht stößt!

Aber die Mutter Jesu und seine Brüder glaubten nicht an ihn und gingen aus, ihn zu greifen und heimzubringen, denn sie meinten, er sei von Sinnen gekommen über seiner Predigt und dem Zulauf des Volks. Da sagte er sich von den Seinen los. Dazu kamen die Theologen von Jerusalem und sagten: Wohl, er treibt die Geister der Krankheit aus, aber er hat einen Bund gemacht mit Beelzebub, dem Obersten der Teufel, und darum gehorchen ihm die Dämonen! Und in seiner Vaterstadt sprachen die Leute: Was will dieser? Ist er nicht Josephs Sohn, des Mutter und Brüder wir kennen, und sind nicht seine Schwestern alle bei uns? und sie schleppten ihn an den Rand des Berges, auf den die Stadt gebaut war und wollten ihn zu Tode stürzen. Darnach entbrannte zwischen Jesus und den Pharisäern und Schriftgelehrten der Kampf um die Seele des Volks: Ob der Weg, auf dem diese Gesetzesmänner das Volk führten, der rechte Weg zum Gottesreich sei, oder ob sie alle umkehren müßten auf den Weg, dahin Jesus sie rief. Und die Pharisäer bedrängten Jesus und forderten von ihm ein Zeichen vom Himmel, damit er sich dadurch vor ihnen erwiese als einer, der Vollmacht hat so zu reden wie er that. Er aber antwortete ihnen: Ein böses und ehebrecherisches Geschlecht begehrt ein Zeichen, und soll ihm kein Zeichen gegeben

werden, als das Zeichen des Jona, d. i. die Predigt der Umkehr zu Gott.

Wenn aber die Vornehmen, die Gelehrten und die Männer des Gesetzes in ihrem Hochmut und ihrem Starrsinn sich diesem Rufe zur Umkehr versagten — blieb dann nicht noch der weite, große Kreis des ganzen Volkes, der breiten Masse, der Bauern, Fischer, Handwerker für Jesus übrig? Wandte er sich nicht mit seiner Predigt auch an die Ausgestoßenen, die Zöllner, Sünder und Fürstendiener? Wohl; er that es. Aber wenn er eins sicher voraussehen konnte, so war es dieses, daß seine Feinde ihm die Zeit nicht lassen würden, mit seiner Predigt in die Tiefe und in die Weite zu dringen, deren es bedurft hätte, um ans Ziel zu gelangen. Gewiß waren es nicht Wenige aus jenen Kreisen, die von der Predigt Jesu und dem Gedanken an seine Nachfolge tief ergriffen waren; aber die Massen selbst waren es noch lange nicht. Die liefen Jesus wohl nach, wohin er ging, aber seine Lehre erfaßten sie nicht in ihrem Innern, und die Pharisäer samt den Schriftgelehrten sprachen zu einander: Dieser Mensch muß getötet werden, denn er verführt das Volk und hält das Reich Gottes auf, indem er seine Worte höher stellt, als das Gesetz und die Ueberlieferungen der Aeltesten. Wir aber wissen, daß Gott sein Reich dann heraufführen wird, wenn alles Volk gelehrt ist, das Gesetz und die Ueberlieferung zu halten bis ins Kleinste, und uns, die wir um ihn eifern, hat er zu Wächtern darüber und zu Führern gesetzt. Desgleichen dachten die Sadducäer, die adligen Priester von Jerusalem: Was kann aus seinem Wesen Gutes kommen? Er regt das Volk auf und die römischen Herren machen uns noch am Ende verantwortlich dafür. Das Alles sah Jesus und erkannte daraus: des Menschen Sohn

wird sterben. Hätte er schweigen gekonnt — er hätte sein Leben behalten mögen! Wie aber sollte er schweigen, da Gottes Wort an ihn ergangen war: Mein Sohn bist du!

Mein Sohn bist du! Was das hieß, das hatte Jesus nach der Jordantaufe, während der Tage und Nächte in der Wüste Juda, erkannt, erlebt. Gottes Sohn hätte davon lassen sollen, den Willen des Vaters im Himmel zu verkündigen? Der vom Geist gesalbte König des Gottesreichs hätte aufhören sollen, dafür zu arbeiten, daß des Vaters Reich, sein Reich, komme? Erhebt sich wohl ein Feuer vor dem Winde her im dürren Gras der Steppe und spricht alsbald: Ich will wieder klein werden und auslöschen und meine Glut soll zu Asche werden, die der Sturm verweht? Zuckt wohl der Blitzstrahl am Himmel auf und hält an in den Wolken und besinnt sich, ob er herniederfahren soll? Also wäre es gewesen, wenn es Jesus hätte in den Sinn kommen sollen, heimzugehen und wiederum mit seines Vaters Axt und Richtmaß auf und ab im Lande sein und seiner Mutter Brot zu suchen. Und doch war die Probe schrecklich, auf die ihn sein Vater stellte. Die Schrift erzählt von Abraham, wie Gott ihm zugeschworen hatte, das Land Kanaan seinem Samen zu geben, wiewohl er schon alt war und keine Kinder hatte. Darnach ward ihm Isaak der Sohn der Verheißung geboren und wuchs heran und an ihm sah Abraham als an einem Pfande der Zukunft, daß Jahweh sein Wort wahr machen wolle. Gott aber wollte den Abraham versuchen und sprach zu ihm: Nimm deinen Sohn, den einzigen, den du lieb hast, Isaak, und bringe ihn mir als Brandopfer — und Isaak war doch das Unterpfand Gottes für seine Verheißung und Abrahams einzige Gewähr dafür, daß sein Same das

Land besitzen solle! Dennoch sollte Isaak sterben und sein Vater selbst sollte ihm die Seele nehmen, bevor Frucht aus seines Sohnes Lende hervorgegangen war. So war an Jesus das Wort ergangen: Mein Sohn bist du und mein Gesalbter; mein Reich sollst du aufrichten auf der Erde und König darin sein — und nun stand dieses andere Wort vor der Seele des Sohnes Gottes: Des Menschen Sohn wird sterben.

Des Menschen Sohn wird sterben! Ganz laut war es über meine Lippen gegangen und ich fuhr von dem Klang der eigenen Worte zusammen. Als ich aufblickte, sah ich, wie die Sterne sich geneigt hatten und die Zeit vorgeschritten war. Die eine vor allen funkelnde Leuchte am Himmel, die vorher hoch am Firmament gestanden hatte, war jetzt fast bis zu der mächtigen Baumkrone herabgesunken, deren schattenhafter Umriß dort jenseits des Nachbarhauses, hoch über das flache Dach emporragend, sich schwarz und massig abzeichnete, das Sternengewimmel verdeckend. Beim Einreiten in Banijas waren wir an dem Baum vorbeigekommen. Es war eine stattliche Eiche und unter ihr lag in einer steinernen Einfriedigung das weißgetünchte Grab eines heiligen Schechs. Mir war noch Jesu Wort von den geschmückten Prophetengräbern in den Sinn gekommen, als wir vorüberritten: diese Art Heiligtümer wird sich wohl seit jenen Tagen im Lande wenig verändert haben! Was man damals ein Prophetengrab nannte, wohin man wallfahrtete und wo man Schmuck und sonst allerlei Gaben anbrachte, das gilt dem Volke heute als die Begräbnisstätte eines frommen Mannes der Vorzeit, der den Ehrentitel eines Schechs bekommt — des „Alten“. Heute wie damals breitet meist ein heiliger Baum seine Zweige über solch einem Grabe aus, und es ist schwer

zu denken, daß diese Heiligtümer in den Jahrtausenden, die seit ihrem Aufkommen vergangen sind, ihren Ort gewechselt haben. Der heilige Baum von Banijas steht am Thore des alten Cäsarea Philippi, und dort hat sein Vorfahr sicher schon zur Zeit Jesu ein Adonisgärtchen oder sonst eine heidnisch-semitische Kultstätte minderen Ranges beschattet. Bunte Lappen und allerlei aufgerichtete Stangen mit Bändern und Tüchern daran schmücken das Grab, und der Baum ist, so hoch man an ihm hinaufreichen kann, behängt mit Fetzen und Fäden, die von den Besuchern des Ortes aus ihrer Kleidung gerissen und an die Zweige festgebunden sind, als Zeichen bleibender Gemeinschaft zwischen ihnen und dem Heiligen, dem Diener Gottes, der hier ruht. Die Beduinen aus der Wüste im Osten und die christlichen wie die muhammedanischen Syrer des angebauten Landes thun das in gleicher Weise an denselben Orten, und so wie sie thaten die Leute auch schon zu der Zeit, da Jesus mit seinen Jüngern am Thor von Cäsarea vorüberging.

Ich blickte auf, und der Stern war hinter der dunklen Baumkrone verschwunden.

Des Menschen Sohn wird sterben! Sterben wird er, muß er, damit das Reich erbaut werde, das er zu gründen gekommen ist! Kein Zweifel, daß es in den Tod geht, wenn er diese Stätte der Zuflucht wieder verläßt und mit den Seinen hinaufzieht gen Jerusalem zum letzten Kampf mit den Machthabern, die ihm seine Krone vorenthielten. Dort zu Jerusalem mußten die Würfel fallen über sein Königsrecht zwischen ihm und seinen Feinden, den Priestern und Gesetzesmännern, den blinden und heuchlerischen Verderbern des Volks; dort galt es die Entscheidung über das persönlichste Recht, den höchsten Anspruch, an dem ein

König erweisen muß, ob er wirklich ein König ist: den Anspruch auf die Führung seines Volkes, der Zukunft, dem Endziel entgegen. Und ob er es jetzt auch wußte, daß er sterben würde, so blieb es trotzdem dabei: Du bist mein Sohn, mein geliebter; bei deinem Namen habe ich dich gerufen; das Reich kommt durch dich, es kommt, es kommt!

Gottes Reich durch den Tod seines Sohnes — wie soll dies Wunder geschehen? Sonnenhelle aus dunkler Nacht? Wohl! Harre dem Licht entgegen!

Morgengrauen! Ich reite hinauf auf das Schloß, unsere Leute mit mir. Der Pfad führt bald aus dem Ort hinaus und über ein breites, unebenes Feld. Allerlei Hügel, lange Wälle, verwischte Konturen alter Fundamente, zusammengestürzte Mauerlinien verschwundener Gebäude, Stein- und Säulentrümmer, felsenharte Mörtelbrocken und dazwischen ein altes Kanalbett ließen erkennen, daß die Stadt sich einst hier ausgedehnt hatte. Wir kamen wieder an dem alten Thor mit der Brücke davor, über die man in die Stadt reitet, vorbei. Die Steine des Fundaments, das den Bogen über dem Bache trägt, haben schon an ihrem Platz gelegen, als Jesus diese Straße ging; das Thor ist zusammengemauert aus allerlei alten Werkstücken: granitene Säulenschäfte und Quadern von Tuff, Lava, Kalkstein und Marmor durcheinander. Araber, Seldschuken und Kreuzfahrer haben es mit den Trümmern der Stadt des Philippus gebaut. Ein paar Türme aus alter Zeit zeigen sich noch teilweise erhalten. Unser Pfad fing an zu steigen und schlängelte sich durch einen weitläufigen Hain von grauen, knorrigen, früchtebeladenen Olivenbäumen. Bald ging es steil und steiler in die Höhe; unsere Pferde unter uns kletterten und sprangen wie die Ziegen, um auf

dem trümmerbedeckten Boden voll Löcher, Spalten und kantigen Rillen sich vorwärts in die Höhe zu arbeiten. Immer noch dräute die gewaltige Masse der Burgmauer hoch über uns herab und schien wenig näher rücken zu wollen. Der ganze Berg ist auf der Südseite vom Fuß bis unter die Umfassungsmauern des Schlosses mit prächtigen Oelbäumen bewachsen. Nach beinahe einer Stunde schweren Kletterns waren wir endlich am Fuß der Mauer, die hier eine Strecke weit eingestürzt ist. Jetzt mußte abgesessen werden. Mit Händen und Füßen über die losen Steintrümmer aufwärts klimmend, zeigten die Araber den Weg. Jeder von uns wickelte die Zügel seines Pferdes um die Hand und zog sein Tier nach sich in die Höhe; dann noch ein Sprung hinunter und wir standen im Burghof.

Kalat es-Subebe heißt diese Festung auf dem Berge über Banijas bei den Arabern. Aber schon lange bevor Palästina arabisch wurde, ja selbst bevor es römisch war, stand hier an der Straße vom Meere, von Sidon und Tyrus nach Damaskus, eine Burg. Sie ist wohl der Turm auf dem Libanon, der gen Damaskus schaut, im Hohenliede, und ihre Grundmauern zeigen heute noch dieselben in der Mitte rauhen, an den Fugen breit und glatt geränderten römischen Quadern, wie die Türme des Herodes in Jerusalem und die anderen Festungsbauten der Imperatorenzeit vom Euphrat bis zur Nordsee. Auf denselben Fundamenten wie heute erhob sich schon zur Zeit Jesu ein mächtiges Schloß hoch über Cäsarea Philippi.

Der lange Rücken des Burgberges ist in der Mitte etwas eingesenkt: ostwärts steigt er höher an und trug dort noch eine besondere Citadelle; das Westende ist ein wenig niedriger, aber die Bauten sind hier besser erhalten.

Der Raum zwischen den beiden Hauptwerken ist ein durch gewaltige Längsmauern eingeschlossener Hof von mächtiger Ausdehnung. Durch halbverschüttete Oeffnungen sieht man in große wassergefüllte Gewölbe hinab; wahre Hallen sind hier als Cisternen in den trockenen Fels gehauen. Dumpf klatschen hinabgeworfene Steine auf der Wasserfläche tief unten auf, und wie rollender Donner hallen die hineingerufenen Worte an den Wänden der finstern Höhlungen wieder. Ein Ziegenhirt im zottigen Mantel, eine lange, alte Steinschloßflinte auf dem Rücken, stand auf seinen Hakenstock gelehnt, einen großen Wolfshund neben sich, zwischen den Trümmern und machte uns einen Salaam; seine Tiere weideten draußen am Berge. Wir gaben ihm die Pferde zu bewachen und machten uns daran, die große, westliche Ruine zu erklettern. Arabische Schriftzüge waren allethalben in den Stein gemeißelt und gaben Kunde von den einstigen Herren der Festung. Am Fuße eines Turmes führte ein dunkler, ausgemauerter Gang steil abwärts ins Innere des Berges hinein; wir folgten ihm mit Licht eine Weile, dann aber wurde die Luft so dumpf und mein Vertrauen zu den beiden schwarzbärtigen Begleitern so gering, daß ich umkehrte. Die Leute schworen, daß der Gang bis in die Quellhöhle reiche, aus der das Wasser des Jordan hervorfließt, aber tief drunten hausten heulende Dschinnen! Es wird wohl der alte Pan sein, dessen Schrecken noch heute dort in der Tiefe wohnt.

Durch alte Thür- und Fensteröffnungen, über geborstene Schwellen und Treppentrümmer gelangt man auf die Höhe der Außenmauer, wo am äußersten Westende des Bergrückens die Masse des Kastells, gleichsam mit der Felswand selber zusammengewachsen, aus der steilen Tiefe emporsteigt. Dort oben setzte ich mich auf einen Quader-

stein und schaute von der Höhe ins Land. Auf der Nordseite trennte eine tiefe Thalschlucht den langen schroffen Rücken des Schloßberges vollständig von dem gewaltigen Massiv des majestätisch sich emportürmenden Hermon ab; im Osten sah man ein weites braun verbranntes Hügelland, gen Westen erhob sich jenseits der breiteingesunkenen Thalebene das bläulich schimmernde Hochland von Obergaliläa — nach Süden aber lag die große grüne Jordanaue und an ihrem Ende ein weißblauer See: Bahrat el-Hule, das von hellem Papyrusschilf umsäumte Sammelbecken der Jordanquellen. Scharf wie mit dem Messer eingeschnitten zeichnete sich dahinter am südlichen Horizont, in zwei Stufen absetzend, die tiefe Einsturzspalte ab, durch die der Fluß das Hulebecken verläßt und zum See von Tiberias weiter eilt: das Ghor. Der ganze Boden von Banijas an bis zum See im Süden und dem hohen Rand von Galiläa im Westen ist quellig, von Wasserläufen durchzogen, heute nichts, als eine große morastige Wiese, zur Frühlingszeit sogar ein pfadloser Sumpf, im Altertum aber eine fruchtbare Flur, üppig bebaut wie ein Garten. Einige wenige Dörfer sind noch da; hohe Pappelgruppen lassen ihre Lage erkennen, aber die Siedlungen sind ärmlich, klein, kaum geduldet, denn die Beduinen, die Söhne der Wüste im Osten, halten ihre schwere Hand über dem grasreichen Gebiet, das ihnen Weide für ihre Herden bietet.

Das war die Landschaft, in die Jesus mit seinen Jüngern von Bethsaida her gewandert kam. Nun saß ich auf der Mauer des alten Herodäerschlosses und gedachte der Dinge und Zeiten, von denen die Evangelien reden, wie eben des Nachts vorher auf dem Dache des Hauses unten zu Banijas — aber noch wollte es heute bei der Blässe des bloßen Gedenkens bleiben. Ich sah den See

und die Ebene, die Dörfer im Grün und den blitzenden Lauf des Jordan — aber es war der Fluß von heute und es waren die Berge von heute. War ich denn über Länder und Meere gezogen, um die zu sehen? War ich hierher gekommen, um mir sagen zu können: Zu dieser Burg hat Jesus emporgeblickt, bei jenem Dorf hat Petrus sich zu ihm bekannt? Was sollte mir das Sicherinnern, wo ich eine Kraft zu erleben gedachte?

So saß ich voll Sehnsucht und grübelte. Da fiel mein Blick auf einen weißen Punkt drüben am dunkeln Bergrand von Galiläa. Es war die Ruine von Hunin, einem großen Schlosse der Kreuzfahrer. Hunin war in den Kriegen der Franken um Palästina ein wichtiger Platz, das Gegenstück zu dem Schloß von Banijas auf der anderen Seite der Niederung. Dort führte der Weg gen Tyrus, zur Küste, von dort herüber kamen die Ritter mit dem Kreuz gezogen, wenn sie hierher an die Jordanquelle und weiter ins Ostland wollten — und wie ich so dasaß, Fuß über Fuß gelegt, das Kinn in die Hand gestützt und jener Tage des Kampfes zwischen Abend- und Morgenland um die Erde hier gedenkend, da fiel mir Herr Walther von der Vogelweide ein, der deutsche Mann, der sich so beweglich darnach gesehnt hat, seinen Fuß auf diesen Boden zu setzen:

Die Welt ist außen lieblich, weiß und grün und rot,
Doch innen schwarzer Farbe, finster wie der Tod!
Wen sie verleitet hat, der suche Trost und Heil,
Für kleine Buße wird ihm Gnade noch zu Teil.
Daran gedenket, Ritter; es ist euer Ding:
Ihr tragt die lichten Helme und manchen harten Ring,
Dazu den festen Schild und das geweihte Schwert.
Wollt Gott, ich wär für ihn zu streiten wert,
So wollt' ich armer Mann verdienen reichen Sold;

Nicht mein' ich Hufen Landes, noch der Fürsten Gold:
Ich trüge Krone selber in der Engel Heer!
Die mag ein Söldner wohl erwerben mit dem Speer.
Dürft' ich die liebe Reise fahren über See,
So wollt' ich ewig singen Heil und nimmermehr o weh!
nimmermehr o weh!

Und über den so innig ergreifenden Versen wandelte sich die Reflexion in Stimmung und das Grübeln löste sich auf in inneres Erleben und Schauen. Aus der Tiefe stieg ein anderer Zustand des Bewußtseins herauf, und wie ich wieder aufblicke und ausschaue, da sind das Licht und die Luft, die über dem Lande liegen, anders geworden — anders, als vordem. Der Luftkreis leuchtet, der Seespiegel in der Ferne leuchtet und flimmert wie flüssiges Silber, auf die zarten Nebelschleier, die von ihm her über die grüne Ebene schweben, ist weißes, leuchtendes Licht in Strömen ausgeschüttet, und um das Schloß samt dem Berge ergießt sich Helle, als ob am Himmel ein Lichtquell aufgebrochen wäre, der dieses Stück der Welt in einem Augenblick von der Erde bis zum Firmament hin überflutete. Ueber der hohen Dunstschicht, die scharfbegrenzt im Osten auf der Hochebene und den Vulkanbergen Basans liegt, ist die Sonne emporgestiegen! Das deutsche Lied und die Sonne des Morgenlandes haben miteinander das Thor aufgeschlossen, an dem ich stand und klopfte: das Thor, das aus der nur überlegenden geschichtslosen Anschauung dessen was heute vor Augen ist, hinausführt in die Welt des lebendigen Wiedererlebens großer Geschehnisse der Vorzeit. In der wollte ich Zwiesprache halten mit den Zeugen jener Stunde, da die Religion des Christentums geboren ward!

Die tiefgesenkte grüne Jordanflur und der helle Fluß, der sie durcheilt, der blitzende See und die sonnenüber-

strahlten Flanken des alten Hermon, die Steine und Säulenschäfte der Cäsarstadt und die Höhle des großen Pan tief drunten im Berge: alles was mir jetzt zu Füßen liegt und diese Höhe selber samt den Grundmauern des großen Schlosses, darauf ich stehe — damals haben sie zugehört, als Jesus in schweigender Einsamkeit im Dunkel der Sternennacht zu seiner Seele sprach: Des Menschen Sohn wird sterben! Und abermals haben sie zugehört, als er seine Jünger fragte: wer bin ich? und Petrus ihm antwortete: Gottes Sohn! Und nun war der Augenblick da, daß sie mir ein Zeugnis gaben von allem, was sie gesehen und gehört hatten.

Gerade in dem Augenblick, da Jesus zu der Erkenntnis hindurchgedrungen ist, daß sein Reich erst durch seinen Tod hindurch kommt, erlebt er das Bekenntnis der Jünger: der Messias bist du, der Bringer des Reichs! Er hatte sich nie vor ihnen mit diesem Namen genannt; er hatte diesen Glauben durch nichts herausgefordert, was dem landläufigen Messiasideal entsprach. Man mag einen Menschen noch so sehr verehren, vergöttern — der Ueberschwang der Begeisterung wird immer gedämpft, die Anbetung wird immer ernüchtert werden, wenn man sein Hausgenosse wird. Es ist etwas Anderes, einmal einen zündenden Redner, einen gewaltigen Prediger zu hören, einem Fürsten oder Feldherrn auf den Höhepunkten seines Daseins nahe zu sein, wo Geist und Kraft in ihm mächtig sind — und etwas Anderes ist es, eines Menschen Begleiter zu sein wo er geht und steht, Tag um Tag, auf der Wanderschaft und im Hause, in Frische und Müdigkeit, beim Mahle und wenn es Entbehrung gilt: Durst, Hitze und Regen. So aber hatten die Jünger mit Jesus

gelebt, und als es aus dem Frühling Sommer und Herbst geworden war, seit er lehrte, und der Winter nahte, da wußten die Massen, die ihn nur hin und her zu sehen bekamen, zwar allerlei Großes von ihm zu sagen: die einen, er sei Johannes der Täufer, die anderen er sei Elias, Jeremias oder sonst ein großer Prophet der alten Zeit, aber der Größte war er doch für die geworden, die mit ihm aßen und tranken: der Sohn, der Gesalbte des lebendigen Gottes, auf den sie und ihre Väter seit so vielen Jahrhunderten warteten.

Woher sie das wußten, da er es ihnen doch nicht gesagt hatte? Waren etwa vor ihm keine Aussätzigen in Israel rein geworden? Hatte es nie Gottesmänner gegeben, die Blinden das Gesicht, Lahmen die Kraft ihrer Glieder wieder schenkten? Oder war es das erstemal, daß Totgeglaubte kraft einer Machtthat im Namen Gottes von ihrer Bahre wieder aufstanden? Wer dergleichen vollbrachte, bewies damit zwar, daß Gott mit ihm war, aber er that doch nichts Unerhörtes, nichts das ihn in den Augen eines Israeliten hinaushob über Elia oder Elisa und ihresgleichen!

Sie kamen von Bethsaida das Jordanthal herauf, wanderten dann durch den Dscholan nordwärts, im Lande des Philippus, und sprachen unterwegs miteinander vom Meister. Auf dem Wege, in der Herberge, des Nachts auf ihrem Lager, wenn er die Sprechenden nicht hörte, beschäftigte sie jetzt die eine Frage: Ist er etwa der Messias oder ist er es nicht? Was hatte er dem Johannes antworten lassen auf seine Frage, ob er es sei oder ob sie eines anderen warten sollten? Gehet hin und berichtet dem Johannes, was ihr gesehen und gehört habt! Was denn? Die Wunderthaten, die doch auch ein Prophet thun kann,

wie in Israel schon welche waren? Aber er hat damals noch etwas Anderes gesagt: Die Niedrigen und Armen, denen, für die niemand etwas übrig hatte — ihnen wird frohe Botschaft gebracht: Das Gottesreich ist euer, Gott entbietet es euch, für euch ist es da, ihr Beladenen und Mühseligen, ihr Sünder und Unwissenden, ihr Gedrückten und Hoffnungslosen! Steht nicht vom Messias geschrieben, daß der Geist Gottes ihn salben wird, Armen frohe Botschaft zu bringen, zu verkündigen Gefangenen Befreiung und Blinden Gesicht, zu verkünden ein glückliches Jahr des Herrn? Hat er uns nicht herausgeführt aus dem Gefängnis der Pharisäer und Schriftgelehrten, die das Volk gefangen halten mit den Zäunen und Fußangeln und Fallgruben ihrer Lehre, die nichts ist, als unnützes Menschengebot? Sprachen jene nicht zu der Menge: Verflucht seid ihr, so ihr nichts vom Gesetz wißt! — er aber, that er uns nicht die Augen auf, da er sagte: Selig seid ihr, so euch hungert und dürstet nach Gerechtigkeit? Und was ist es, daß er sagte: Selig ist, wer an mir keinen Anstoß nimmt? An ihm, so wie er ist, keinen Anstoß nehmen? Heißt das nicht: Ich weiß wohl, daß euch Vieles an mir befremdlich vorkommt, aber habt nur Vertrauen, am letzten Ende werdet ihr Alles begreifen? Wartet er nicht am Ende schon lange darauf, daß wir ihn als den Gesalbten Gottes begrüßen und laut ausrufen: Wir haben den Messias gefunden, Jesus, Josephs Sohn, von Nazareth?

Ja — aber Elia ist noch nicht gekommen und beim Propheten Maleachi steht geschrieben: Fürwahr, ich werde euch den Propheten Elia senden ehe der Tag des Herrn hereinbricht, der große und furchtbare! Er kann doch nicht der Messias sein, denn wo ist denn Elia? Und warum ist

er mit uns auf Fluchtwegen im Heidenlande vor seinen Feinden, wenn er wirklich Gottes Gesalbter ist?

Aber die Dämonen sind ihm unterthan! Wie könnte er den Dienern des Satans befehlen, wenn er nicht zuvor ihren Herrn und Meister besiegt hätte? Hat er aber Satan besiegt, den Widersacher des Herrn — wer kann er dann sein, wenn nicht der Heilige Gottes?

Da sprach zu ihnen Petrus: Ihr denkt nicht an das Größte! Wer kann Sünden vergeben, außer der einige Gott? Redet der Meister aber nicht von des Menschen Sünde und von der Gnade Gottes wie einer, der Vollmacht hat zu lösen und zu binden? Gedenket wie er sprach: Ihr habt gehört, daß zu den Alten gesagt ist: das und das sollt ihr! Ich aber sage euch, so ihr nicht nach dem thut, was ich euch sage, werdet ihr das Reich Gottes nicht sehen! Seht, wie er mit dem Worte Gottes umgeht! Schaltet er nicht mit ihm wie ein Sohn, der Vollmacht hat, mit dem Gut seines Vaters? Wenn er nun so thut, alle die Tage, die wir ihm nachgefolgt sind von da an, wo er einen jeden von uns berief bis auf diese Stunde, und Gott ist mit ihm, wie wir doch sehen — wer kann er anders sein, als der Messias, der Sohn Gottes, des Hochgelobten?

Es war im Spätherbst, wie heute; ein heißer Tag im Anzuge. Hell leuchtete im Sonnenlicht der weiße Marmorbau des Pantempels von der Höhe beim Jordanquell herüber und auf dem Gipfel des Berges ragten die grauen Quadermauern und Türme der mächtigen Festung empor. Drinnen in der Stadt war unruhiges Treiben; Bestürzung und Sorge um das was nun kommen würde:

Philippus der Fürst war oben auf dem Schlosse verschieden und der Rat der Stadt Cäsarea nahm die Bürger in Eid und Pflicht für den Kaiser Tiberius, bis dieser über das Land verfügt haben würde. Nun war nur noch Antipas von den Söhnen des Herodes übrig; auch ihm wankte der Boden unter den Füßen. Judäa unter dem schlechten Regiment des Pontius Pilatus war in wilder Gährung; vom Hermon bis zum Edomiterlande, vom Jordan bis zum Mittelmeer glimmte vulkanisches Feuer unter der Asche, und Hoch und Niedrig bebte in zitternder Erwartung der Zukunft, die einen voll Grauen, die andern in wilder Hoffnung und Zuversicht. Unter dem großen Platanenbaum dort unten im Bachthal, das von der Phiala zur Stadt des Philippus hinunterführt, saßen sie; sie hatten das einfache Mahl gehalten und sprachen wovon man damals sprechen mußte: von der Hoffnung Israels. Ein einziger unausgesprochener Gedanke, eine einzige stumme Frage beherrschte ihren Sinn bei allem was sie sagten. Nur der Meister schwieg. Zuletzt waren auch sie alle am Ende: Wozu reden, wenn doch niemand das zu fragen wagte, was allem Denken und Sprechen erst Ziel und Inhalt gegeben hätte! Verhaltene Befangenheit, gedrückte Stille im Kreise. Plötzlich fragte sie Jesus: Was sagen wohl die Leute von mir, wer ich sei? Welch eine Erlösung brachten die Worte! Endlich war sie in Bewegung gebracht — die Last, die mit ihrem ruhenden Schwergewicht ihnen das Herz hatte abdrücken wollen — die Frage: Wer ist er? Wer ist er?

Beklommen brachten sie die Antworten heraus und berichteten: Elias, sagen die Einen! Andere Johannes der Täufer! Andere Jeremias! Da sah er sie voll und ruhig an: Was sagt denn ihr,

wer ich sei? Und mit einem Herzen zum Zerspringen voll sprang Petrus auf und stieß hervor, was er glaubte, was er den Gefährten schon lange gesagt hatte: Der Messias bist du, des lebendigen Gottes Sohn!!

Jesus von Nazareth, der Zimmermann, Josephs Sohn, ihr Meister, der verheißene König, den Gott gesalbt hatte, das Reich seiner Herrlichkeit aufzurichten zu Juda und Jerusalem und bis an die Enden der Erde! Welche Worte reichen aus, die überschwengliche, himmelstürmende Kühnheit dieses Bekenntnisses, das einem Fischer vom See Genezareth hier zum erstenmale über die Lippen ging, zu ermessen! Eine Flüchtlingsschar, die nichts im Beutel hatte, als was ihr Gastfreundschaft und gute Herzen unterwegs gespendet hatten, ohne Dach über ihrem Haupt, im fremden, heidnischen Lande, kleine Leute; ihr Führer ein Handwerker und eines Handwerkers Sohn — ihn, ihn rufen sie zum König der Welt aus!

Und Jesu Antwort auf diesen Ruf? Selig bist du, Simon Barjona, denn Fleisch und Blut hat dir das nicht geoffenbart, sondern mein Vater im Himmel! Darnach gebot er ihnen: Schweigt und sagt es niemandem, wer des Menschen Sohn sei, denn die Zeit ist noch nicht gekommen, daß er sich den Menschen offenbare.

Nun war es heraus, nun wußten sie es, er selbst hatte es gesagt: er ist der Messias, er ist es! Den zwölf Männern, die um ihn saßen, versank in diesem Augenblick die Welt, die sie sahen, in den Nebel und Abgrund des Nichtseins, und eine neue Welt stieg als die wirkliche vor ihren Augen empor. Der Herodäer drüben in Tiberias in dem goldenen Schlosse am See, der Kaiser in Rom

mit seinen Prokuratoren und Soldaten, die stolzen Hohenpriester und Rabbinen von Jerusalem — alles, was groß und mächtig und geehrt war in der Welt ihres Gesichtskreises, es wurde in dieser Minute zu Rauch und Schall, zu weniger als einem Namen, dessen Andenken erlosch, und an die Stelle alles dessen trat das Bild des Gottesreiches, wie sie es verstanden: ihr Meister auf goldenem Throne im Königspalast zu Jerusalem als Herrscher der Welt, unendlich viel mächtiger als der Greis, vor dessen Stirnrunzeln heute die Könige am Euphrat und die Völker des Atlas bebten: sie selbst als seine Gewaltigen auf Stühlen zu seiner Rechten und Linken, die Nationen richtend und seine Befehle ans Ende der Welt tragend! Jerusalem und der Tempelberg der Mittelpunkt der Erde, Völker über Völker zu den Opfern und Festen des Allmächtigen, des Gottes Israels, herzuströmend und das Köstlichste ihrer Habe zu den Füßen seines Gesalbten darbringend; ihr Land überfließend von der Fülle alles Reichtums, aller guten Gabe Gottes, in Friede und Freude und Seligkeit; die stolzen Feinde und Bedränger hinabgestoßen in die Finsternis, wo Heulen und Zähneklappen ist, und Satan, der Widersacher, gebunden auf tausend Jahre samt seinen Dienern, den Dämonen, und den bösen Geistern jeglicher Krankheit, die den Menschen plagen!

Jesus wußte, was jetzt in seinen Jüngern vorging. Vernehmt, sprach er, was ich euch zu sagen habe! Der Sohn des Menschen wird viel leiden müssen und verworfen werden von den Aeltesten des Volks, von den Priestern und Regenten und Schriftgelehrten, ja, er wird getötet werden, doch wird ihn Gott nicht im Tode lassen!

Fragende, verständnislose Blicke, betretenes Staunen! Was will der Meister damit sagen? Der Messias wird getötet werden? Unwillig trat Petrus auf ihn zu: Herr, das verhüte Gott! so etwas kann nicht geschehen! Er aber wandte sich und fuhr den Petrus herbe an: Hinter mich, Satan, du bist mir ein Aergernis, du denkst nicht, was Gott ansteht, sondern den Menschen! Und er sah seine Jünger an und sprach zu ihnen: Wohl habt ihr euch zu mir bekannt als zum Gesalbten Gottes. Aber wer meinen Weg mit mir gehen will, der verleugne sich selbst und nehme sein Kreuz auf sich und folge mir. Wer sein Leben retten will, der wird es verlieren, wer aber sein Leben verliert um meinetwillen, der wird es gewinnen. Was hülfe es denn dem Menschen, wenn er wirklich die ganze Welt gewönne, er käme aber dabei um seine Seele? Und er verbot ihnen streng, auch nur ein Wort davon im Volke verlauten zu lassen, daß er der Messias sei.

Sie standen vor einem Rätsel, dessen Lösung sie nicht faßten. Selig bist du Simon — mein Vater im Himmel hat dir das selber offenbart! Das hatte er ihnen auf das Messiasbekenntnis geantwortet. Konnte er es voller, bündiger bestätigen, was sie gefunden hatten? Konnte er sich noch unzweideutiger zu dem Anspruch auf die Krone des Gesalbten Gottes bekennen? An seinem Wort war nicht zu rütteln und zu deuteln; er hatte es gesagt: Ich bin es! Aber wozu dann Schweigen? Und was ist es vollends mit dem Sterben?

Zündet man wohl ein Licht an und stellt es unter einen Scheffel? hatte er sie doch selbst gefragt! An ihren Früchten sollt ihr eine Sache erkennen! Was ist denn das für ein Messiastum, dem Leiden, Tod und Verwerfung

als Frucht bestimmt sind? Solch einen Messias giebt es ja garnicht!

Sie brachen auf und wanderten weiter in ein neues Dorf, wohin man ihnen geraten hatte, zu gehen: Dort wohnen jüdische Leute, die sind gottesfürchtig; sie werden euch beherbergen und gerne das Wort Gottes von euch hören. Schweigend, ernst geht Jesus in der Mitte; die Jünger unruhig, aufgeregt; halblaut befragen sie sich untereinander und schütteln die Köpfe: Wie sollen wir seine Rätsel verstehen! Warum redet er nicht offen mit uns? So war es aber Jesu Art: wenn er sah, daß den Seinen die Tiefe eines Wortes noch dunkel blieb, so enthüllte er es ihnen nicht lehrhaft, sondern sie mußten selber suchen und finden. Nicht anders hatte er sie zu der Erkenntnis gebracht, wer er sei; so und nicht anders sollten sie auch das Geheimnis seines Todes verstehen lernen.

Drei Dinge waren es, die standen jetzt für Jesus fest, und sie traten ihm in ihrem Zusammenhange immer klarer und durchsichtiger vor Augen. Das Eine war, daß er seinen sicheren Tod in Kürze voraussah. Er wußte, daß sein Vater ihm keine Legionen von Engeln zu Hülfe senden würde, wenn sie in Jerusalem ihn greifen und steinigen oder sonstwie zu Tode bringen würden, und er kannte jetzt seine Gegner: daß sie vor nichts zurückschrecken würden, um ihn beiseite zu räumen, wenn ihr Streit erst noch schärfer entbrannt und der Haß gegen ihn noch rücksichtsloser entflammt sein würde. Auf die Volksmassen hoffen, die zum Fest in Jerusalem waren, daß sie seine Partei ergreifen würden? Ja, wenn er den Messiasruf von der Tempelzinne herab hätte erheben wollen, so wie jene die Sache verstanden; dazu ein Wunder vor aller Welt Augen thun, die Römer hinausstoßen und Führerstellen verteilen!

Dann hätte das Hosianna der Galiläer den Hierarchen und Rabbinen bald in die Ohren gedröhnt wie die Posaune des Gerichts, und sie wären klein vor ihm geworden. Aber so wie er zu ihnen kam — was hätte sie wohl bewegen sollen, ihn zu verschonen? Etwa daß er sie im Wortstreit vor allem Volke überwand? Oder daß er in seines Vaters Haus kam wie in sein Eigentum?

Das Zweite war seines Vaters Ruf an ihn: Du bist mein Sohn, an dem ich Wohlgefallen habe. Ja, könnte einer sagen, blieb ihm denn das so unerschüttert sicher, daß er es war? Mußte ihm denn die Gottessohnschaft nicht zweifelhaft werden, wenn er sah, daß er sterben mußte? Wie paßt das zu einander: Sohn Gottes und sterben? Seltsame Frage! Zweifelt wohl das Kind im Elternhause daran, daß es bei Vater und Mutter ist? Fragt wohl ein Sohn, der da fühlt, wie sich aus dem Geist und dem Herzen des Vaters in innigem Zusammenleben Gottesfurcht, Rechtschaffenheit und was sonst noch eines Mannes Tugend ist, in seine junge Seele hinübergießen: Solltest du wohl in Wahrheit mein Vater sein? Wo ist der Mensch, der an dem zweifelte, was er erlebt und wovon er lebt? Der da fragt: Ist es Speise, was mich nährt? Ist es der Erdboden auf dem ich wandle? Ist es Luft, was ich atme? Wohl! Ebenso gut hätte in Jesus sich ein Zweifel daran regen können, ob es dabei bleibe, daß ihn sein Vater mit dem Sohnesnamen gerufen hatte. Daß er der Sohn Gottes war, das erlebte er als etwas unmittelbar Wirkliches, als eine durch sich selbst gewisse Sache. An der Fortdauer dieses inneren Erlebens erschütterte die Einsicht in das von seinem Vater ihm bestimmte Todeslos nichts, ebensowenig wie an der Ueber-

zeugung, daß er und kein anderer der Bringer und Gründer des Gottesreiches sei.

Das Gottesreich! Das war das Dritte, was im Bewußtsein Jesu unverrückbar feststand. Es konnte auch garnicht anders sein. Sohn Gottes und Messias, Gesalbter Gottes, waren ja Dasselbe: eben mit dem Sohnesnamen salbte ihn der Vater zum König des Reiches, gerade hiermit legte er den Beruf auf ihn, daß er seines Vaters Herrschaft in der Welt verwirkliche! Der Gottessohn auch der König des Gottesreiches! — welcher Sinn wäre sonst bei dem Namen gewesen?

Sohnschaft — Reichsgründung — Todeslos! Diese Dreiheit erfüllte das Bewußtsein Jesu als eine innere Einheit: Eins so gewiß wie das Andere und Eins im Anderen gegeben. Ist es dem Sohne Gottes bestimmt das Gottesreich zu gründen und ist ihm doch von Gott gesetzt in Kurzem zu sterben, dann mußte sich für Jesus Beides in dem Ratschluß einen: So kommt das Reich durch meinen Tod! Wie das zugehen sollte, das blieb Gottes Sache. Gott mußte es also beschlossen haben und im Gehorsam gegen seinen Vater nahm Jesus willig und demütig diese Weisung Gottes hin, sobald er sie erkannt hatte und offenbarte seinen Jüngern den Willen des Vaters: Des Menschen Sohn wird getödtet werden.

In unsern Evangelien lesen wir, daß Jesus seiner Todesweissagung zu Cäsarea Philippi noch hinzugefügt habe, nach drei Tagen werde er auferstehen. So hat er sicher nicht gesprochen; wie hätte sonst seine Auferstehung am dritten Tage den Seinen so ganz und gar unerwartet kommen können wie es geschah? Ganz bestimmt aber hat er an das Wort vom Sterben des Menschensohnes schon da-

mals einen starken Ausdruck des Vertrauens geknüpft, daß Gott ihn nicht im Tode lassen werde.

War auch sein Tod ein unabwendbarer Ratschluß des Vaters, so stand es ihm doch gerade darum mit der zwingenden Gewalt einer Naturwendigkeit fest und in die Seele geschrieben: Gott hat mich berufen — so ist mein Tod kein Ende, sondern nur ein Durchgang von der Finsternis zum Licht, und jenseits dieser dunklen Pforte liegt der Triumph des Ueberwinders, liegt die sieghafte Herrschaft des Menschensohnes. Wohl werde ich des Sterbens Bitternis schmecken, aber Gott wird die Pforten der Unterwelt sprengen, daß sie mich nicht behalten, und die Fesseln des Todes, daß ich nicht bei den Schatten bleibe, sondern lebe und herrsche.

Die Jünger aber verstanden auch dies nicht und wußten nicht, was sie aus seiner Rede machen sollten. Nach jenen Tagen ist Jesus mit ihnen nicht wieder in diese Gegend gekommen. Nachdem sie eine Woche hier zugebracht hatten, kehrten sie nach Galiläa zurück und Jesus begann sich zur letzten Reise nach Jerusalem zu rüsten. Nur des Hermon gewaltiges Haupt grüßte sie auch fernerhin bis in die Landschaft am See und bis weit auf der Straße nach dem Süden hinüber und erinnerte sie an den Ort und die Stunde, da sie an seinem Fuße in dem Meister den Messias gefunden hatten.

Hell glänzten die nackten Abhänge des mächtigen Berges im vollen, strahlenden Licht der Morgensonne, und zarte, weiße Wölkchen zogen um den hoch zum Himmel emporgebauten Gipfel. Langsam und schweren Herzens riß ich mich von meinem Sitz auf der Höhe los; als ob ich ein Stück von meiner Seele fortan hier zurücklassen müßte, war mir zu Muthe. Wie unendlich schwer ist es

doch, das in Worte zu fassen, was das innere Auge schaut! Ein Strahl von dieser Sonne, die über Basan emporsteigt — ein Hauch von diesem Winde, der um den Hermon weht — ein Blick auf diese Stätte, da die Wasser des Jordan dem Felsenschoß entquellen: wie sinkt dir doch der Mut, noch weiter nach Worten zu suchen für das, was sich doch nicht sagen läßt!

Unten im Burghof schnauben die Pferde — schon wird das erste wieder durch die Mauerbresche, wo wir eindrangen, hinausgezogen und setzt zum Sprunge nach unten an. Geheimnisvoll erzählt uns der Führer, daß unermeßliche Schätze hier in den tiefen Gewölben unter dem Schlosse ruhen, aber Geister bewachten sie und tödteten jeden, der sie heben wolle. Vielleicht würde es einem Franken gelingen! meint der braune Geselle, und begehrlich leuchteten seine schwarzen Augen bei dem Gedanken an das Gold, von dem er träumt.

14.

Golgatha

Frühmorgens Aufbruch von Betin — noch drei und eine halbe Stunde von Jerusalem. Von der Höhe nördlich über dem Dorfe, wo jener alte Steinkreis liegt, der Israels Opfer vor Jahweh sah, ist südwärts zwischen den Bergen ein weißlicher Streifen erkennbar: der erste, noch halb zweifelhafte Anblick von Jerusalem. Gleich hinter Betin liegt el-Bire, das alte Beeroth (die Brunnen) mit mehreren Quellen und Rinnen dabei aus alter Zeit. Hier waren früher große Wasserbehälter angelegt, um das Land in der Nähe zu bewässern; jetzt ist alles zerfallen. Der ganze Weg bis Jerusalem dehnt sich öde und schattenlos. Hier nimmt das staubige, wasserarme Kalkhochland von Judäa seinen Anfang. Im Altertum waren die kahlen Berge durch Kanäle und Reservoire bewässert, mit Weinstöcken, Feigen- und Olivenbäumen bepflanzt. Jetzt ist kaum eine Spur zu entdecken, daß hier und da dem Boden noch ein Weniges an Frucht abgenommen wird. Nur die große Verkehrsstraße von Jerusalem nach Sichem und weiter nach Galiläa und Damaskus läuft heute noch wie damals durch dieselbe Gegend. Auch Jesus ist sie wenigstens einmal, wahrscheinlich öfters in seinem Leben gezogen.

Es ging bergauf, bergab; jedesmal auf einer neuen Bodenwelle hofften wir den Ausblick auf Jerusalem zu haben, aber jedesmal zeigte sich unmittelbar vor uns wieder irgend ein langer Felsrücken. Madat war am aufgeregtesten von uns allen: „Herr", sagte er — „wenn ich das heilige Jerusalem zuerst erblicke und dir und der Herrin Glück dazu wünsche, dann weiß ich, was du mir thun wirst!" Wir ritten schon drei Stunden, da erschienen endlich zur Rechten einige große Oelbäume und ein Stück gepflügten Feldes mitten in der steinigen Oede, als sichere Anzeichen für die Nähe der Stadt. Es war so heiß, daß wir trotz aller Ungeduld eine Rast auf dem Felde unter den Oliven machten, schon um den Pferden etwas Schatten zu gönnen. Die armen Tiere schlugen schon seit der Frühe verzweifelt mit Kopf und Schweif um sich, um die großen Bremsen zu verscheuchen, die sie plagten, aber von dem fruchtlosen Bemühen wurden sie nur um so aufgeregter. Zwei Minuten, nachdem wir wieder aufgebrochen waren, erblickte ich plötzlich die Kuppeln der Stadt in solcher Nähe und Ausdehnung unmittelbar vorwärts von uns, daß ich im Augenblick gar nicht begriff, daß ich das Bild jetzt erst gewahr wurde. Da ist Jerusalem! rief ich aus. Die Mukaris nickten gleichgültig; Madat stieg vom Pferde, neigte sich dreimal und bekreuzte sich, dann offenbarte er freimütig seinen Aerger, daß ich die Stadt zuerst gesehen hatte und er so um das erhoffte Geschenk gekommen war. Warum hat Gott mir das geschehen lassen! rief er und schüttelte unwillig mit dem Kopf. Daß ich auch gerade in dieser Minute nach links hinübersehen mußte — auf die Teufelsseite!

Jetzt erschien schon zur Linken am Wege das große, palastähnliche Gebäude des englischen Bischofs von Jeru-

salem; rechts in der Ferne der Komplex des evangelischen, syrischen Waisenhauses. Hier lag ein Teil des römischen Belagerungsheeres unter Titus, seitdem die Einschließung enger geworden war. Dann kam das Dominikanerkloster, auf dem Platz, wo nach der ältesten Ueberlieferung Stephanus gesteinigt worden ist, der erste Blutzeuge des Christentums. Gleich hinter dem Kloster erblickt man deutlich das zinnengekrönte Damaskusthor in einiger Entfernung vor sich, und zur Linken die flache Wölbung des Felshügels, der über der Jeremiasgrotte lagert, mit dem dunkeln Eingang in die Höhlung. Kaum fünfzig Schritt seitwärts von der Straße liegen einige offene, in den Fels gehauene Gräber aus alter Zeit frei unter dem Himmel.

Hier ist der Ort, wo Jesus aller Wahrscheinlichkeit nach gestorben ist! Allerdings steht das im Widerspruch mit der kirchlichen Ueberlieferung von mehr als anderthalb Jahrtausenden, die den Hinrichtungs- und Auferstehungsplatz weit innerhalb der Mauern des heutigen Jerusalems zu zeigen weiß, aber diese Tradition steht auf sehr schwachen Füßen, und in Betreff des Ortes, an dem sie seit der Zeit Konstantins des Großen das Grab Jesu sucht, kann nicht einmal die Wahrscheinlichkeit, daß er echt sei, mit haltbaren Gründen für das unvoreingenommene Urteil nachgewiesen werden.

Aus dem neuen Testament geht hervor, daß Jesus außerhalb der Stadt getötet worden ist; auch kann kaum ein Zweifel darüber bestehen, daß die Stelle der Hinrichtung im Norden der Umfassungsmauer lag, da nach Süden, Osten und Westen tiefe Schluchten die Stadt umgeben und ein Platz für die Exekution sich erst in weiterer Entfernung auf den jenseitigen Hügeln hätte finden lassen. Es fragt sich nun, ob die Stelle der heutigen Grabeskirche zur Zeit Jesu außer-

halb oder innerhalb des Mauerringes von Jerusalem gelegen hat. Mit Sicherheit ließe sich eine Entscheidung erst durch umfassende Ausgrabungen herbeiführen; bis solche vielleicht einmal möglich werden, muß man sich auf allgemeine Erwägungen beschränken. Falls die Mauer zur Zeit Jesu das heute so genannte Golgatha noch außerhalb gen Norden ließ, so könnte Jerusalem damals höchstens so groß gewesen sein, wie es jetzt ist — eine Annahme, die immer ihre Schwierigkeiten behalten wird. Selbst aber wenn man die Möglichkeit setzen wollte, daß die alte Befestigungslinie wirklich noch diesseits des jetzigen Golgatha lief, so muß der Platz alsdann ganz hart unter der Mauer gelegen haben und ist dann aller Wahrscheinlichkeit nach dicht mit Häusern bebaut gewesen, denn an Jerusalem lehnte sich auf der Nordseite eine große und stark bevölkerte Vorstadt, die so wichtig war, daß sie schon bald nach dem Tode Jesu mit in die Befestigungen einbezogen und durch eine sehr starke Ringmauer geschützt wurde.

Wir haben uns den Ort der Kreuzigung als einen Felshügel zu denken. Er hieß auf aramäisch Gulgolta, d. h. der Schädel, und zwar wegen seiner Gestalt, nicht etwa deshalb, weil er die übliche Schädelstätte von Jerusalem gewesen wäre. Daß ein solcher Platz für die Hinrichtung gewählt wurde, stimmt mit der auch sonst bekannten römischen Sitte überein, Verbrecher an weithin sichtbaren Orten abzuthun, womöglich an einer Landstraße. Unmittelbar unter der Stadtmauer, der man übrigens gerade an dieser Stelle einen einspringenden Winkel geben müßte, wenn der Ort noch außerhalb bleiben soll, wäre die Exekution eher eine verborgene als eine möglichst öffentliche gewesen.

Zu diesen Erwägungen kommt noch ein anderer Grund.

Der bekannte General Gordon soll zuerst darauf aufmerksam gemacht haben, daß der Hügel über der Jeremiasgrotte von Süden und namentlich vom Damaskusthor her gesehen eine unverkennbare Aehnlichkeit mit der gewölbten Decke eines Schädels hat. Diese Aehnlichkeit wird dadurch noch augenfälliger, daß die breite dunkle Oeffnung, die in das weithin ausgehöhlte Innere hineinführt, von ferne zwei zusammenfließenden, finstern Augenhöhlen von gewaltiger Größe gleicht. Gordon hat daraufhin die Vermutung ausgesprochen, daß hier Gulgolta oder Golgatha zu suchen sei. Die ganze Oertlichkeit, vor allem der rückwärtige Abfall des Hügels selbst, ist voll alter Gräber aus jüdischer Zeit, von denen viele offen daliegen, andere verschüttet sind. Zur Zeit Jesu hat man sich diese Gegend als eine Art Gartenvorstadt mit Landhäusern zu denken, deren eines dem Joseph von Arimathia gehört haben könnte. Das Familiengrab auf dem eigenen Grundstück beim Hause zu haben, war eine alte jüdische Sitte, die namentlich bei den Wohlhabenderen sehr lange innegehalten wurde. Gartenanlagen in nächster Nähe der Stadt sind überhaupt nur in dieser Gegend vorauszusetzen — daß aber Jesus in einem Garten begraben wurde, ist sowohl im Johannes- als auch im nichtkanonischen Petrusevangelium überliefert.

Gordon ist so weit gegangen, eines der Gräber auf dem Hügel geradezu als das Grab Jesu zu bezeichnen. Das ist ein müßiger Einfall, der höchstens geeignet ist, den Wert jener ersten Beobachtung geringer erscheinen zu lassen als er wirklich ist. Bei den Engländern gilt die Echtheit des Platzes als Golgatha beinahe für eine ausgemachte Sache; Griechen und Lateiner halten das freilich für eine ganz besonders pietätlose Ketzerei, indem sie sich auf das Alter der Ueberlieferung für das konstantinische

Golgatha und die Heilighaltung dieses Ortes durch die vielhundertjährige Verehrung der Pilger berufen. In Wirklichkeit ist die historische Begründung für die Echtheit des Platzes der Grabes- und Auferstehungskirche noch viel schlechter als die topographische.

Bischof Eusebius von Cäsarea bezeugt aus dem Anfang des 4. Jahrhunderts n. Chr., daß Kaiser Konstantin Nachforschungen nach dem Grabe Christi anstellen ließ, und daß man die Stelle wider alles Erwarten gefunden habe. Das besagt also, daß in den dreihundert Jahren seit dem Tode Jesu die Erinnerung an den Ort des Begräbnisses so gut wie der Kreuzigung verschwunden war, und daß man beim Beginn der Nachgrabungen vor einer eigentlich hoffnungslosen Aufgabe zu stehen glaubte. Welches die Kennzeichen gewesen sein sollen, an denen man das Grab Christi angeblich erkannte, wird uns nicht erzählt; dagegen taucht etwas später die Legende auf, Konstantins Mutter Helena habe durch ein göttliches Wunder in einer Höhle unter der Kreuzigungsstätte das noch unversehrte Kreuz selber entdeckt. Damit ist das Gebiet der baren Fabel betreten. Im Jahre 336 n. Chr. wurde die erste über dem Grabe erbaute Kirche eingeweiht; seitdem haben hier in fortwährendem Wechsel Zerstörung und Wiederaufbau einander abgelöst. Die jetzige Kirche geht selbst in ihren ältesten sichtbaren Teilen nicht über die Zeit der Kreuzfahrer zurück.

Die sog. Grabeskirche umschließt sowohl das Grab Jesu als auch Golgatha, und zwar beides in nächster Nähe von einander. Das angebliche Golgatha ist eine über den Boden der Hauptkirche um zwanzig Stufen erhöhte Kapelle von mäßiger Größe; zwei Treppen führen zu ihr hinauf. Ob unter dem Marmorfußboden ein wirklicher Fels steckt,

ist zweifelhaft; es kann sein, aber in jedem Falle wäre die Erhebung nach allen Abmessungen hin so klein, daß man sie sich, zumal hart unter der Stadtmauer, nur sehr schwer als Ort der Hinrichtung denken kann. Namentlich wäre es auffallend, daß sie schon zur Zeit Jesu bei den Bewohnern Jerusalems unter einem besonderen Namen bekannt gewesen sein soll. Alles in allem: Es steht um die Zuverlässigkeit der Tradition so schlecht, wie es bis auf den bündigen Beweis der Unechtheit nur stehen kann. Unter der Kirche befinden sich verschiedene Höhlungen in dem Felsboden und auch zweifellos alte jüdische Gräber; die Ueberlieferung will darin die des Joseph von Arimathia und des Nikodemus erkennen. Natürlich könnte man mit demselben Recht hier beliebige andere Personen des Neuen Testaments begraben sein lassen. Das Einzige, was aus den Grabanlagen vielleicht folgt, ist, daß sich die Gegend irgend einmal außerhalb vor der Stadtmauer befunden hat; aber wann das der Fall war, darüber läßt sich nichts sagen.

Wir ritten weiter bis auf den Platz, wo vier Straßen, von Gaza, Jaffa, Sichem und Anathot, unmittelbar vor dem Damaskusthor zusammenlaufen. An der Stelle des heutigen Thores befand sich, wie die antiken Unterbauten zeigen, schon in alter Zeit ein befestigter Stadteingang, und das ist auch nicht anders zu erwarten, denn hier mußte die große Straße nach Damaskus damals wie heute die Stadt verlassen, um zwischen den Hügeln, deren Lage ihr die natürliche Richtung anweist, nach Norden weiterzulaufen. Hier wird sich auch der Zug zur Hinrichtung aus dem Stadtthor hervorbewegt und alsbald die Richtung etwas ostwärts genommen haben, auf den Golgathahügel hinauf, wo die Kreuze, weithin für alle Vorübergehenden

sichtbar, aufgerichtet werden, die Exekution erfolgen sollte.

Welch ein Gedanke für den Pilger, der dieses Weges kommt! Hier ist Jesus zum Tode geführt worden! Hier hat er das Kreuz getragen, das ihm die Henkersknechte auf die Schultern gelegt hatten! Die Nacht der Gefangennehmung, das Verhör, die Mißhandlungen und das Urteil lagen hinter ihm — langsame, qualvolle Erschöpfung seiner Kräfte! Als er hier unter der Last des Kreuzes zusammenbrach, wußte er, daß ihn nur noch eine halbe, eine Viertelstunde von der furchtbaren Todesmarter trennte. Als ich am Damaskusthor war, dachte ich an die Nacht, in der ich auf dem Dache des Hauses in Cäsarea Philippi gesessen hatte, wo Jesus es zum erstenmale den Seinen gesagt hat: des Menschen Sohn wird sterben! Was hat er über den Tod gedacht und empfunden, den Tod, der ihm bevorstand, als er nun wirklich unter seinem Kreuze diese Straße ging, jetzt, wo das eine harte, unausweichliche Thatsache geworden war, was seine Gedanken schon so lange als etwas Bevorstehendes erfüllt hatte? In einem Dinge ist er so unerschüttert gewesen, wie am ersten Tage seines Auftretens: in dem Glauben, daß er doch der Sohn Gottes sei und daß Gott ihm doch die Herrschaft in seinem Reiche geben werde. Sein Königtum im Gottesreich war ihm unter dem Kreuze nicht zweifelhafter geworden, als in Kapernaum. Wie hätte es auch anders sein können! Die Gottessohnschaft war ja für Jesus kein Glaube in unserem Sinne, sondern ein ununterbrochenes Erleben, von jener Stunde am Jordan an, da der Vater ihn zum erstenmale bei seinem Namen gerufen hatte. Daß er sterben würde, wußte er seit den Tagen von Cäsarea Philippi; er hatte es seinen Jüngern mehr als einmal gesagt. Freilich — jene begriffen ihn

nicht, aber er hatte sich schon lange in den Ratschluß seines Vaters gefunden und Gehorsam gegen Gott gelernt, indem er aus der Wendung seines Lebens erkannte, Gott habe beschlossen, das Reich durch den Tod seines Sohnes zu verwirklichen.

Bin ich der Sohn Gottes und läßt Gott mich sterben, so kommt also das Gottesreich durch meinen Tod hindurch! Anders vermochte Jesus nicht zu denken, nachdem er sein Schicksal erkannt hatte. Aber was für Einzelzüge nahm diese Idee, diese Erkenntnis des Vaterwillens in Jesus an? Unmöglich konnte er es bei dem einen lediglich prinzipiellen Gedanken bewenden lassen: Gottes Wille geschieht durch meinen Tod! Vielmehr mußte sein Geist alsbald seit der Einsicht in das Todeslos auch mit aller Kraft darnach streben, das Wie der Verwirklichung dieses Ratschlusses greifbar sich vorzustellen. —

Wir hielten stille und wandten uns noch einmal nach dem Golgathahügel um. Unwillkürlich sucht der Blick, indem er über den Felsboden, über den Staub der Straße, über die lange Mauerflucht der Stadtbefestigung und die Bauwerke der Vorstadt hinfliegt, nach irgend einem Zeugen, der vielleicht aus jenen Tagen noch übrig geblieben sein könnte. Umsonst! Es ist nichts da, als allein die platte, flache Wölbung über dem ausgehöhlten Innern jenes Kalkfelsens dort, der zweihundert Schritte nach Nordosten mit seiner graugelben, von verborgenen Gräbern durchsetzten Oberfläche vor uns liegt! Ich bin weder willens noch wäre ich imstande, die stürmende Flucht der Gefühle, die sich an diesem Orte in einen kurzen Augenblick zusammendrängten, mit Worten wiederzugeben. Es war nichts weiter als der eine Gedanke: Hier ist Jesus zum Tode gegangen — aber dies kurze Wort „hier" wirkte auf

die Seele mit einer Kraft, die den ganzen Inhalt des religiösen Empfindens bis in seine letzten Tiefen dermaßen aufwühlte und in Schwingung versetzte, wie es mir kein zweitesmal, weder vorher, noch nachher, geschehen ist.

Die Erzählung der Evangelien malt uns mit ihren schlichten Worten ein ergreifendes Bild des Kontrastes zwischen dem Leiden und dem Elend der äußeren Erscheinung Jesu in diesen letzten Augenblicken seines Lebens auf der einen, und der machtvollen Höhe seines Selbstbewußtseins auf der andern Seite, vor Augen. Ihr Töchter von Jerusalem, weinet nicht über mich, sondern über euch selbst und über eure Kinder — werdet ihr doch um dieser Stunde willen die Zeit erleben, da man zu jenen Bergen sprechen wird: Fallet über uns! und zu den Hügeln: Decket uns! Denn so man das thut am grünen Holz, was will dann am dürren werden? So sprach er zu der Schar der klagenden Frauen, die ihm voll Mitleid über sein Geschick das Geleit vor die Stadtmauer hinaus gaben. Hier konnte er, aufs äußerste erschöpft von der schrecklichen Nacht, die er durchlebt hatte, nicht mehr weiter, und sie mußten das Kreuz jenem Kyrenäer Simon aufladen, der eben von seinem Grundstück draußen jenseits der Vorstadt heimkehrte und ihnen vor dem Thore begegnete. Der fremde Jude kam den begleitenden römischen Soldaten gerade recht, um ihn ohne viel zu fragen das Kreuz schleppen zu lassen, das der Verurteilte selber nicht mehr weiter tragen konnte. Und eine kleine Weile später vergiebt dieser selbe, arme, abgethane Mensch an seinen Mitgekreuzigten den Platz neben sich im Paradiese!

Wenn wir uns darum bemühen, uns Jesu Gedanken in seiner Todesstunde zu vergegenwärtigen, so müssen wir, um nicht von vornherein in die Irre zu gehen, mit aller

Bestimmtheit davon ausgehen, daß Jesus seinen Tod überhaupt nicht anders hat denken können, als im engsten und unmittelbarsten Zusammenhange *mit dem, was jenseits des Todes für ihn kommen mußte.* Das felsenfest und unbeweglich ruhende Fundament des Selbstbewußtseins Jesu war vom ersten Augenblicke seines öffentlichen Wirkens an die innere Einheit seines Daseins mit dem Vater im Himmel und die unabänderliche Gewißheit über seinen, des Gottessohnes, Beruf. Er hatte sich den Weg an das von Gott ihm gesetzte Ziel wohl kürzer, gerader und freudiger gedacht, als es nun kam, mehr im Sonnenlicht und auf der Höhe. Das Todesschicksal war ein dunkles und schauriges Thal, und er hatte nicht erwartet, daß seine Straße hier hindurch führen würde, aber daran, daß der Weg hier zu Ende sein könnte, hätte er ja nur in dem Falle denken können, daß er sein ganzes Verhältnis zu Gott, den Ruf in der Taufstunde und das stete Erleben der Gemeinschaft mit dem Vater, als eine einzige große Täuschung erkannte! Ein Jesus aber, der an sich selbst irre wird und sich fragt: Bin ich der, der da kommen soll oder soll die Welt noch eines Andern warten? — ein solcher Jesus ist nach dem, was die Evangelien uns sonst von ihm erzählen, etwas geschichtlich wie psychologisch gleichermaßen in sich Widerspruchsvolles, Unmögliches.

Wir sind vor allen Dingen *deshalb* auf den Weg bloßen Vermutens und Folgerns über die letzten Gedanken Jesu angewiesen, weil seine Jünger bis zu der Stunde selbst, da sein Todesschicksal sich erfüllte, anscheinend nichts von dem wahren Stand der Dinge gewußt und sich vollkommen trügerischen Hoffnungen über das Bevorstehende hingegeben haben. Schon ihr Streit um die Plätze im

Gottesreich auf dem Wege nach Jerusalem zeigt uns das. Noch deutlicher wird es beim Abschiedsmahl, wo ihr Fragen: Bin ich es? bin ich es? nur unter der Voraussetzung verständlich ist, daß sie glauben, Jesus spreche von einem Fall, der erst in irgendwelcher Zukunft eintreten würde, nicht von der nächsten Stunde. Am unzweideutigsten aber ist die Thatsache, daß nach dem Tode Jesu niemand im Kreise seiner Anhänger darauf gefaßt war, daß nun überhaupt noch eine Fortsetzung kommen solle, ein Wiederhervorgehen aus dem Tode oder etwas dem Aehnliches. Fast alle Auferstehungsberichte, so zweifelhaft und widerspruchsvoll sie auch in ihren Einzelheiten sein mögen, weisen darin einen einheitlichen Zug auf, daß sie den Zweifel, ja den Unglauben der Jünger in betreff der Auferstehungsbotschaft stark hervorhoben; es kostet Jesus Mühe, sie davon zu überzeugen, daß er lebt. Vollends daß die Frauen am Morgen nach Ablauf des Sabbaths zum Grabe gehen, um den Leichnam einzubalsamieren, beweist, daß sie an keine baldige Auferstehung dieses Leibes gedacht haben, an dem sie ihr Werk verrichten wollten. Als nun das Unerwartete geschah und der Gestorbene und Begrabene sich den Seinen als lebend erwies, da begann man natürlich unter den Worten, die man aus der Zeit des Zusammenseins mit ihm besaß, zu suchen und zu forschen, ob sich nicht Andeutungen dessen, was geschehen würde, darin fänden. Unter diesen Umständen aber konnte es nicht ausbleiben, daß die größte Unsicherheit darüber entstand, was Jesus wirklich in dieser Beziehung gesagt hat. Die Evangelien lassen ihn einfach und klar verkünden, daß er „am dritten Tage" auferstehen werde. So bestimmt kann er sich natürlich nicht ausgedrückt haben; woher sonst das Benehmen der Frauen und der Jünger am Grabe

und angesichts der Botschaft, er sei auferstanden? Wohl aber hat sich eine Erinnerung daran, daß Jesus im Anschluß an die Verkündigung seines Leidens sich in dunklen und für die Jünger damals unverständlichen Worten über sein Schicksal jenseits des Todes ausgesprochen hat, in einer Bemerkung des Lukasevangeliums erhalten. Dort heißt es, seine Schüler hätten nicht begriffen, was er mit dem Geißeln und Töten und dem Auferstehen am dritten Tage habe sagen wollen. Dies Nichtverstehen der Jünger wäre begreiflich, wenn vorher ein dunkles und schwieriges Wort Jesu stände. Das ist aber garnicht der Fall; ja, der Gedanke einer Auferstehung war allen frommen Juden jener Zeit sogar besonders vertraut und tröstlich, und es ist schlechterdings unglaublich, daß sich die Anhänger Jesu, falls ein klarer Ausspruch nach dieser Richtung von ihm vorlag, zumal mit der bestimmten Frist „drei Tage", nicht sofort darauf hätten besinnen sollen. Also bleibt nur der Schluß übrig, daß die ursprünglich dunklen Worte Jesu nachträglich von der Ueberlieferung, um zu verdeutlichen, vergröbert und bestimmter gefaßt worden sind, als sie in Wirklichkeit lauteten. Daß dann dazu der Jünger Nichtverstehen nicht mehr paßte, wurde hier so gut übersehen wie an einer ähnlichen Stelle bei Markus, wo es im Anschluß an die Weissagung von Tod und Auferstehung ähnlich heißt, sie hätten ihn nicht verstanden und sich sogar gefürchtet, ihn zu fragen.

Es bleibt also für uns dabei: Jesus hat den Tod, der ihm bevorstand, nie anders angeschaut, denn als den von Gott gewollten Durchgang zu seiner Herrlichkeit — aber es ist uns nicht mehr möglich zu ergründen, in welcher Weise er dieser Zuversicht, daß Gott ihn nicht im Tode lassen, sondern ihm durch den Tod den Sieg bereiten

werde, seinen Jüngern gegenüber Ausdruck gegeben hat. Von dieser Voraussetzung aus dürfen wir aber doch wagen, in dem Nachdenken der Gedanken Jesu noch einen Schritt weiter zu gehen und den Schluß zu machen: Wußte Jesus, daß er trotz seines Todes und gerade durch ihn der Bringer und Vollender des Gottesreiches sei, so wird er sich den Triumph dieser seiner Sache naturgemäß als eine direkte Folge des Triumphes gedacht haben, den Gott ihm über den Tod und über die Anschläge seiner Feinde zu bereiten vorhatte!

Eine dreifache Verkettung widerstrebender Gewalten war es, der Jesus in dem Kampfe um sein Reich zunächst erlag: die unbeweglich lastende, träge Wucht des massiven Glaubens der Menge an das nationalistisch-sinnliche Zukunftsideal, die Feindschaft der offiziellen pharisäischen Rechtgläubigkeit und die Besorgnis des regierenden Priesteradels wegen der drohenden Gefährdung seines legitimen Einflusses und seiner Machtstellung im Lande durch eine religiöse Bewegung, die den Römern nach den gemachten Erfahrungen politisch verdächtig erscheinen konnte. Diese drei Faktoren blieben zunächst stets dieselben und fielen, wie für diesen gegenwärtigen und durch sie zum Scheitern gebrachten, so auch für jeden zukünftigen Versuch, das Gottesreich gemäß den Vorstellungen Jesu zu errichten, mit derselben Widerstandskraft ins Gewicht. War Jesus also überzeugt, daß Gott ihn aus dem Tode zurückrufen würde, so wußte er auch, daß es bei seiner Wiederkunft abermals gelten würde, den Sieg über dieselben Mächte zu erringen, die das erstemal scheinbar die Oberhand behalten hatten. Ohne innere Umwandlung aber, ohne geistige Umkehr und Wiedergeburt,

würden die Menschen in Zukunft sowenig wie in der Gegenwart in das Gottesreich eingehen können — gerade diese Ueberzeugung war es ja, die Jesus als Ergebnis seines Sieges über den Versucher und als feste, bleibende Grundlage und Voraussetzung für sein ganzes Wirken in den Tagen seines Aufenthaltes in der Wüste vor seinem öffentlichen Auftreten errungen hatte! Folglich wird er als die Frucht seines Todes und seiner Wiederkehr aus dem Tode das erwartet haben, daß die Welt zum Glauben an ihn gelangte. Konnte es eine erschütterndere Predigt, einen überwältigenderen Ruf zur Selbstbesinnung und Umkehr an diejenigen geben, die ihn getötet oder doch seine Worte überhört und sein Sterben mitangesehen hatten, als die Wiederkehr des Gekreuzigten und Begrabenen in der Kraft Gottes! Zwar hat es Jesus selbst gesagt: Hören sie Mose und die Propheten nicht, so werden sie auch nicht glauben, selbst wenn jemand von den Toten auferstände — aber an ihn, Jesus, hat die Welt doch aus keinem andern Grunde Glauben gewonnen, als weil er gestorben und auferstanden ist.

Hätte Jesus damals nicht, indem er den Weg und Willen Gottes erkannte und dem Vater Gehorsam leistete, den Tod auf sich genommen, so wüßten wir heute entweder nichts von ihm oder es ständen vielleicht ein paar verlorene Worte aus seinem Leben im Talmud, wie von Rabbi Hillel und Gamaliel oder anderen Lehrern jener Zeit. Wäre er vollends gestorben, begraben und im Tode geblieben wie jeder andere Mensch, so wären vermutlich bei Josephus einige Sätze über ihn zu lesen, ähnlich wie über den Galiläer Judas oder Johannes den Täufer. Nun aber starb er und ward von Gott auf-

erweckt — darum ist sein Name bis auf den heutigen Tag das Zeichen geblieben, in dem allein die Menschen selig werden können. Wie er selbst sich das Ereignis gedacht hat, von dem in der Folge den Völkern gepredigt ward als von seiner Auferstehung, das wissen wir nicht. Die letzten Kapitel der Evangelien sind angefüllt mit vielen Reden und Gesprächen zwischen Jesus und seinen Jüngern über seine Wiederkunft. Aber es wird wohl für immer eine zum größeren Teile hoffnungslose Aufgabe bleiben, hier mit einiger Sicherheit zwischen dem zu scheiden, was Jesus wirklich gesagt hat und dem, was ihn die erste und zweite Generation seiner Bekenner aus ihrem Glauben, ihren Hoffnungen und ihren Erwartungen heraus hat sagen lassen wollen. Sicher ist doch wohl nur das eine Wort der Parusia, der Wiederkehr oder Ankunft. Es ist durchaus wahrscheinlich, daß Jesus sich gedacht hat, er würde vom Himmel her wiederkehren, um sein Reich einzunehmen und die Welt zu richten. Es ist auch sehr wahrscheinlich, daß er geglaubt hat, noch während derselben Generation, noch bei Lebzeiten der Jünger, von denen er jetzt hinweggenommen wurde, wiederzukehren, denn die Zeugnisse dafür in den Evangelien sind, nach den Maßstäben gemessen, an die menschliches Urteil sich zu halten hat, so gut wie unwidersprechlich.

Kein Abschnitt des Wirkens Jesu nötigt uns so bestimmt wie die letzte Zeit seines Lebens dazu, entschlossen die Frage durchzudenken, inwiefern seine Persönlichkeit eine zeitgeschichtlich bedingte und begrenzte Größe ist und inwiefern eine absolute. Des Menschen Sohn wird kommen in der Herrlichkeit seines Vaters mit seinen Engeln, und alsdann wird er einem jeglichen vergelten nach seinen Werken. Wahrlich ich sage euch: es stehen Einige hier, die den

Tod nicht schmecken werden, bis daß sie des Menschen Sohn kommen sehen in seinem Königtum! Es denkt sich anders über ein solches Wort nach und über die vielen, die ihm ähnlich sind, wenn du vor der Mauer von Jerusalem stehst, im Sonnenbrand auf der staubigen Straße, die Jesus unter seinem Kreuz gegangen ist, im Angesicht von Golgatha, als zu Hause am Schreibtisch oder auf dem Katheder. Sie sind zu aufrichtige Zeugen der Wirklichkeit, das Gestein und die Hügel, die Landschaft und diese graue, niedrige Felskuppe vor uns, als daß vor ihnen alle die Ausflüchte und künstlichen Gedankenwendungen noch verfingen, mit denen man es je und je versucht, das was Gott hat geschehen lassen wie er es wollte, nachträglich so zu korrigieren, wie wir meinen, daß er es hätte wollen und geschehen lassen sollen. Alle jene Worte Jesu, die sich auf Weltgericht, Wiederkunft und die ganze Vorstellungssphäre beziehen, der diese Gedanken entstammen, hängen enge und wesenhaft zusammen mit dem ganzen Weltbilde Jesu, und dieses Weltbild war kein anderes, als das seiner Zeit- und Volksgenossen. Der Himmel als ein Ort über der Erde, in dem Gottes Thron steht, die Hölle als der Abgrund in der Tiefe, die Engel und Teufel und Dämonen, die ganze Geisterwelt mit ihren Kämpfen untereinander, das alles war für Jesus unbestrittene und ungebrochene Wirklichkeit, und es ist nichts Anderes als eine unerlaubte Korrektur, ja eine Unterschlagung seiner Vorstellungen, wenn wir Worte wie diese, er habe den Himmel offen gesehen, oder er werde seinen Platz zur Rechten Gottes einnehmen, ihres ganz realistisch gedachten Inhalts entleeren und sie nachträglich den Voraussetzungen unseres modernen Welt- und Geschichtsbildes, ebenso unglücklich wie gewaltsam, anpassen wollen. Wohl magst du

zunächst darüber erschrecken, wieweit du kommst, sobald du erst anfängst dir die Konsequenzen zu vergegenwärtigen, welche sich aus der rückhaltlosen Anwendung der Erkenntnis ergeben, daß Jesus inbezug auf sein Wissen von der Welt ein Kind seiner Zeit gewesen ist. Er hat die Erde für den Mittelpunkt des Universums gehalten und weder von der Menge der Menschen und Völker noch von der Weite der Länder auf ihr eine auch nur annähernd richtige Vorstellung gehabt! Himmel und Erde und der vermeintliche Raum zwischen ihnen waren ihm die Bühne, auf der sich in allen Teilen gleichermaßen die Vorgänge der Welt- und Menschengeschichte abspielten, aber die Enden der Erde, von der er wußte, lagen bei den Römern und Parthern, und bis an den Himml reichte schon einer Wolke Flug. Mag es ungewiß sein, ob Jesus wirklich geglaubt und gesagt hat, daß er auf den Wolken des Himmels wiederkehren und daß nach dem Weltgericht und dem Weltuntergang ein neuer Himmel und eine neue Erde kommen würden — fremd waren diese Gedanken seinem Vorstellungskreise sicher nicht. Dann aber müssen wir uns sagen, daß mit dem Kommen unserer heutigen Erkenntnis über den Bau des Universums und den Lauf historischen Geschehens auch Alles das hinfällt, was man aus den Worten Jesu und vollends der neutestamentlichen Autoren selbst über jene vermeintliche Endzeit, über die Wiederkunft Jesu, die sogenannten letzten Dinge und was damit zusammenhängt, sagen und lehren zu können geglaubt hat.

Nie habe ich eine so eindringliche Predigt über den Unterschied zwischen religiöser Erkenntnis und Welterkenntnis erlebt, wie vor dem Hügel Golgatha! Wahrlich, es könnte als ein leichtes Unterfangen erscheinen, wenn einer das Christentum mit diesem einzigen Argument versuchen

wollte aus den Angeln zu heben, daß er ausführt, Jesu Lehre sei schon aus dem einen Grunde von vorneherein diskreditiert, weil er sich in seinen letzten feierlichen Verkündigungen über Gottes Absichten mit der Welt, mit den Menschen und mit ihm, seinem Sohne, selber so vollständig geirrt habe. Und doch könnte so nur ein Mensch urteilen, dem es an allem Unterscheidungsvermögen dafür fehlt, was geschichtliche und was religiöse Autorität ist. Einzig und allein in der Frage sind wir an Jesus gewiesen: Was soll ich thun, daß ich das ewige Leben ererbe? oder, was dasselbe ist: Was soll ich thun, daß meine Seele zur Gemeinschaft mit Gott gelangt? Das ist die Grundfrage unseres Daseins, die Axe, um die sich das Rad des Lebens drehen soll, und diese Frage kann uns niemand beantworten, als Gott selbst. Niemand von uns aber ist je bei Gott gewesen, die Antwort zu holen, sondern der eingeborene Sohn Gottes, den der Vater ausgesandt hat, daß er der Welt seinen Willen verkünde, der hat sie uns von Gott gebracht. Jesu innere Einheit mit Gott war — es kann nicht oft genug gesagt werden! — auf die vollkommene Hingabe seines Willens an den Willen Gottes begründet, nicht auf die Teilnahme an Gottes Allwissenheit. Weil aber des Menschen Wille sein Wesen ausmacht, darum ist ja die Willenseinheit die Wesenseinheit und alles Andere Nebensache. Wer Gott für uns ist, was Gott uns zugedacht hat und was Gott von uns begehrt — dafür ist Jesus kraft seines einzigartigen Verhältnisses zu Gott unsere absolute und schlechthin maßgebende Autorität, denn niemand von uns ist imstande, selbständig, ohne sich an ihn zu wenden, zu einer hinreichenden Erkenntnis in diesen Fragen zu gelangen. Was aber die Welt ist und was

Gott mit der Welt vorhat, darüber können wir von Jesus nichts erfahren. Wer ihm mehr geben zu müssen glaubt, als Gott ihm gegeben hat, der thut nichts Anderes, als Gott meistern.

* * *

Langsam wandten wir unsere Pferde um und ritten westwärts an der Stadtmauer entlang, um das Jaffathor zu erreichen — die Jeremiasgrotte und den Hügel nunmehr im Rücken. Am Jaffathor fanden wir ein ganzes Stück der Mauer niedergelegt, um dem deutschen Kaiser eine breitere, bequemere Einfahrt zu schaffen, als sie der im Winkel angelegte Thordurchgang bot. Dann ritten wir in die innere Stadt ein. Nirgends war ein Unterkommen zu finden; innerhalb wie außerhalb der Mauer Alles vergeben mit Rücksicht auf den bevorstehenden Besuch. Endlich fand sich im großen Russenbau in der nördlichen Vorstadt doch noch etwas Platz und eine zwar erst zögernde, dann aber um so freundlichere Aufnahme. Nun sind wir also in Jerusalem! Das Ziel der langen Reise über Meer und Land ist erreicht! Ein Gruß geht in die ferne Heimat — es schreibt sich eigen, dies Datum: Jerusalem! Ein Augenblick Ausruhen, dann geht es zur Mahlzeit — nach einer Reihe von Tagen im Fellachenquartier wieder auf gesittete Weise, an gedeckter Tafel, mit allem Gerät unserer europäischen Kultur. Im ersten Augenblick ist man ja wohlthuend davon berührt; vielleicht wäre es aber doch besser und auf die Dauer der Stimmung zuträglicher, wenn in Jerusalem nicht dies Gemisch von Barbarei und Kultur nebeneinander bestände, sondern lieber schon der reine und unverfälschte Orient!

Jerusalem besteht aus der inneren ummauerten Stadt, in der fast nur Orientalen hausen, und den überwiegend

europäisch angelegten, meist von Franken und jüdischen Kolonisten bewohnten Vorstädten. Den Moslems gilt das Damaskusthor auf der Nordseite, den Christen und namentlich den Fremden das Jaffathor im Westen als der Hauptzugang zur Stadt. Will man das Innere kurz charakterisieren, so geschieht das am einfachsten durch einen Hinweis auf jenes neuerdings bekannt gewordene Wort, daß in diese Stadt seit Jahrtausenden Speise für viele Zehntausende von Menschen hineingekommen ist, aber nichts davon wieder hinaus. Der Unrat und der Schutt ungezählter Generationen bilden in ihrem Gemisch eine mächtige Decke, auf der die Häuser und die Menschen von heute stehen und leben.

Wer nach Jerusalem kommt, lenkt natürlich seine Schritte zu allererst zur Grabeskirche. Vielleicht wäre es für den gebildeten und evangelischen Reisenden besser, er überwände seine Neugier und beträte das Bauwerk nicht. Entweder — und das ist das Wahrscheinlichere — ist die Tradition falsch, die das Grab Christi und die Stätte, seiner Kreuzigung hierher verlegt, und dann steht diese Kirche für die Wertung vom Standpunkt der religiösen Pietät aus nicht höher, als die Zimmermannsstube Josephs, die in Nazareth gezeigt wird, und andere „Heiligtümer“ dieser Art — oder es ist möglicherweise doch der richtige Ort, und dann ist die Vorstellung, daß die Stelle, wo Jesus gelitten hat, in der greulichen Weise geschändet wird, wie es hier geschieht, nur um so schrecklicher. Trotzdem aber wird sich kaum jemand von dem Besuche abhalten lassen; auch wir, obschon wir wußten, was wir zu erwarten hatten, standen bald auf dem engen Vorplatz vor dem Hauptportal auf der Südseite, wo jetzt der einzige Eingang hineinführt. Dieses Portal ist eigentlich doppelt; aber die rechte Hälfte ist schon seit langer Zeit ziemlich

roh vermauert. Von der Straße steigt man jetzt mehrere Stufen zu dem Vorplatz hinab, denn das Niveau der Umgebung hat sich seit der Kreuzfahrerzeit, zu der die Portale angelegt worden sind, ein Stück erhöht. Bettler und Verkäufer von allerhand Kleinigkeiten für die Pilger sitzen an den Mauern umher oder laufen mit ihren Rosenkränzen, Bildern und Schnitzereien aus Perlmutter und Olivenholz dem Besucher nach. Die Bauwerke, die an drei Seiten den Platz umgeben, machen einen kümmerlichen, geflickten und ruinenhaften Eindruck; an der vierten, der Straße zugekehrten Seite sieht man sechs, hart über dem Boden abgebrochene Säulenstümpfe über das Pflaster emporragen. Gleich hinter der Kirchenthür sitzen links auf einem erhöhten Podium in einer großen Mauernische die rauchenden, aber sonst sich würdig und schweigsam verhaltenden muslinischen Wächter. Das Amt besitzt schon seit lange eine Jerusalemer Familie erblich; sie hat auch die Schlüssel der Kirche in ihrem Verwahr. Dieser eine Zug kennzeichnet die Sachlage zur Genüge. Es ist unmöglich, die Schlüssel den „christlichen" Konfessionen anzuvertrauen, die sich in den Besitz dieses Heiligtums teilen; Mord und Totschlag unter ihnen würden die Folge sein.

Kaum hatten wir das Innere betreten, so machte sich ein alter griechischer Priester, der lange Jahre in Rußland gelebt hatte, an uns heran und erbot sich Führerdienste zu leisten. Ohne eine solche Führung ist es unmöglich, sich in dem Labyrinth zurecht zu finden, in das die fortgesetzten An- und Umbauten der Jahrhunderte die Kirche verwandelt haben. Ursprünglich sollen zwei Kirchen auf dem Platze gestanden haben, eine säulengetragene Rotunde über dem Grabe selbst, und eine Basilika östlich davon über der Stätte der Kreuzfindung. Von

jenen ersten Anlagen, die in der konstantinischen Zeit errichtet wurden, steht fast nichts mehr; einige Reste sind in den dreischiffigen Dom verbaut, den die Kreuzfahrer nach Osten hin unmittelbar an die schon öfters vorher zerstörte und wieder aufgebaute Grabrotunde ansetzten. Nur an wenigen Stellen kann man aber heute noch den Grundplan erkennen. Vor allen Dingen ist die Anlage dadurch vollständig verwischt worden, daß die Griechen vermittelst hoher und starker Mauern den größten Teil des Mittelschiffs der Kreuzfahrer zu einer besonderen Kirche in der Kirche umgewandelt haben, dem sogenannten Katholikon oder der Kathedrale des griechischen Patriarchen von Jerusalem. Ganz dieselbe Barbarei hat bekanntlich die wundervolle Basilika zu Bethlehem, die älteste Kirche der Christenheit, verunstaltet, indem eine hohe Mauer gezogen worden ist, um das Querschiff und die Apsis als geschlossenen Sonderraum von dem übrigen Teil der Kirche zu scheiden.

Es ist nicht leicht, den Eindruck richtig wiederzugeben, den der Besuch der Grabeskirche im Innern auf den gebildeten evangelischen Christen macht. Das Erste, was wir empfanden, war ungemischter Abscheu. Wäre es ein Buddhatempel oder übten die Verehrer des Melek Taus aus den Jesidenbergen in Kurdistan hier ihren Kultus aus, so wären die Uebungen der Frömmigkeit, die hier vor sich gehen, vom Standpunkt des objektiven Beobachters religionsgeschichtlicher Erscheinungen ja sicher höchst interessant. Leider aber kann man zunächst doch lange nicht das Gefühl los werden: du bist mit einem Stück deines eigenen religiösen Lebens an dem beteiligt, was an diesem Orte vorgeht, denn der Kultus, der hier geübt wird, beansprucht Christentum zu sein — ja jede der vielerlei Religionspar-

teien, die ihren größeren oder kleineren Anteil an der Grabeskirche hat, behauptet, in sich die einzig wahre und Gott allein gefällige Form des Christentums zum Ausdruck zu bringen! So lange man sich nicht dazu aufschwingt, ganz und gar von der Frage abzusehen, wieviel Recht oder Unrecht die einzelnen Kirchen mit ihrem Anspruch haben, Christen oder gar die Christen zu sein, so lange wird deshalb der Zorn über die namenlose Herabwürdigung dieses Namens, die hier jahraus, jahrein begangen wird, jede andere Stimmung ersticken.

An sich ist ja der römische, griechische, armenische, syrische, koptische oder abessynische Kultus hier am heiligen Grabe seinem Wesen und seiner Form nach derselbe, wie sonst auf der Welt. Das menschliche Empfinden wird aber in der Religion nicht minder als auf anderen Gebieten durch die tägliche Gewöhnung so sehr in abstumpfendem Sinne beeinflußt, daß es jedesmal erst besonderer Kontrastwirkungen bedarf, um die Dinge so zu sehen, wie sie wirklich sind, nicht wie sie durch den Nebel des Herkömmlichen hindurch erscheinen. Mir wenigstens ist es nirgends in so überwältigender Weise und mit solcher Plötzlichkeit klar geworden, welch eine Menge von nur leicht überfirnißtem, innerlich noch kaum zersetztem Heidentum sich mit dem Christennamen deckt, wie in der Grabeskirche zu Jerusalem. Von der wissenschaftlichen Dogmatik, von dem inneren rein theologischen Betrieb der Kirchen, sehe ich hier ab und richte mein Augenmerk nur auf diejenigen Erscheinungen, die vor Augen sind. Was ich da als Centralpunkt des wirklichen religiösen Lebens in der Menge der Gläubigen sehe, das ist voll und ganz und ungebrochen der altheidnische Begriff der dinglichen, an Orte, Sachen und Personen gebundenen Heiligkeit. Ich sagte es schon: das ist

in Bezug auf alle die nicht von der Reformation berührten Konfessionen nichts Neues, aber weil ich es *hier* sehe, deshalb überwältigt es mich. Von all den Tausenden und Abertausenden, die von den Enden der Erde an diesen Ort gepilgert kommen, um anzubeten, weiß es niemand anders, als daß in diesen Steinen und Mosaiken, in diesem schreienden, beklemmenden Durcheinander von Brokat und Moder, von Gold, Silber und vielhundertjährigem Unrat, von Weihrauchqualm, Kerzenduft und menschlicher Ausdünstung — leibhaftige *Heiligkeit* steckt, und daß wer hierherkommt, durch die bloße Anwesenheit seines Körpers auch innerlich Teil erhält an dem wunderwirkenden, sühnenden Heiligkeitsgehalt des Ortes.

Es ist schrecklich zu beobachten, aber es ist wiederum ein Beleg für das ungebrochen heidnische Wesen dieser Religiosität, wenn man sieht, wie völlig unberührt sie ist von der Erkenntnis, daß es Gott nicht auf den Kultus ankommt, sondern auf die Gesinnung. Jede von diesen „christlichen" Religionsgemeinschaften duldet die andere in dem „Heiligtum" überhaupt nur deshalb, weil der türkische Säbel in dem Augenblick dazwischen fahren würde, wo sie den Versuch machte, jene zu verdrängen. Die Zeit, die Griechen, Armenier, Kopten u. s. w. vor den einzelnen besonders heiligen Punkten in der Kirche, wie dem Grabe selbst, dem Salbungsstein, der Kreuzfindungsstelle u. s. w. zubringen und ihre Riten zelebrieren dürfen, ist auf Stunde und Minute bestimmt. Der große Haufe der Gläubigen und Pilger und mitunter selbst Mitglieder des Klerus sind aber fest überzeugt, für die Sache Gottes zu streiten, wenn es ihnen gelingt, sich einen Augenblick länger vor dem betreffenden Altar zu behaupten, als eigentlich Recht ist, oder wenn es glückt, dem ungläubigen, ketzerischen, verdammten

Nebenbuhler, der Gott schon durch sein Dasein, geschweige denn durch seine Gebete, doch nur verdrießt, einen Moment vor Ablauf der eigentlichen Frist hinwegzuärgern oder bei günstiger Gelegenheit mit Gewalt fortzustoßen! In der Geburtsgrotte in Bethlehem brennen über dem berühmten silbernen Stern im Boden fünfzehn Lampen: vier gehören den römischen Katholiken, fünf den Armeniern, sechs den Griechen. Während die Pilger vom Ararat, vom Ebro und vom Taygetos hier neben einander am Boden liegen und den Stern küssen, der die angebliche Stelle der Geburt Jesu bezeichnet, sieht jeder von ihnen heimlich zu, ob er nicht vielleicht dabei dem lieben Gott für eine Minute dazu verhelfen könnte, daß er eine Ketzerlampe weniger in seinem Heiligtum brennend zu ertragen braucht! Drei Schritte dahinter steht denn auch in der Höhle ein türkischer Posten mit geladenem Gewehr, um für Ruhe zu sorgen. In der Regel genügt dazu der Kolben.

Unsagbar widerwärtig — aber warum denn als evangelischer Christ diese Orte überhaupt besuchen? So kann man wohl fragen, aber bist du einmal in Jerusalem, so kommt schließlich nicht soviel darauf an, ob man den ganzen Jammer der Zustände noch einmal in konzentrierter Form über sich ergehen läßt — ist doch der ganze christliche Teil der Stadt, wenn man einige wenige Oasen in der Wüste abrechnet, nichts als eine einzige schauderhafte Fratze des Christentums. In Neapel und an der Wolga kann man, wie gesagt, alle Tage dasselbe zu sehen bekommen, aber dort überwiegt der kulturgeschichtliche, hier der religiöse Eindruck.

Auf dem vermeintlichen Golgatha in der Grabeskirche steht ein schmaler marmorner Altar in Gestalt eines Tisches,

ohne Decke, damit unten das in Silber gefaßte Loch zu sehen bleibt, in dem der Stamm des Kreuzes gesteckt haben soll. Daneben zur Rechten liegt eine metallene bewegliche Leiste auf einem schmalen Schlitz in dem Marmorfußboden. Wenn man sie wegschiebt, zeigt der Führer darunter den Riß, der angeblich im Augenblick des Todes Jesu den Felsen von Golgatha spaltete. Von der Decke der Kapelle hängen zahllose Lampen herab; die Wand hinter dem Altar ist über und über mit goldenem und vergoldetem Schmuck bedeckt; goldene Strahlen schießen im Halbkreise aus ihr hervor und dazwischen ist ganz im Hintergrund in Lebensgröße der Crucifixus sichtbar — aus Pappe hergestellt und mit koloriertem Papier überzogen. Es ist schauderhaft! Man denke sich einen Charfreitagsgottesdienst in diesem Raum, der mit buntem Tand ausgestattet ist wie die Schieß- und Würfelbuden auf einem Jahrmarkt! Auf diesem Golgatha machten wir bei unserer Wanderung durch das dunkle Labyrinth der Kirche eine Weile Halt, um uns vorerst etwas zu sammeln. Kopf und Augen schmerzten; alle Sinne waren betäubt und verwirrt und das Bewußtsein benommen wie von einem häßlichen Traum. Was zunächst in der Seele haftete, war ein wirrer Allgemeineindruck von Weihrauchduft, Verwesung, geschmacklosem, barbarisch prunkendem Ausputz und starrendem Schmutz. Ich schloß die Augen und suchte mich innerlich mit einem Ruck von dem ganzen Wirrwar zu befreien. — Was geht es dich an, wie dies Zerrbild von Religion sich nennt! In seinem Wesen hat es doch keinen Anteil an dem, was dir heilig ist!

Es war vergeblich. Ich mußte mir gestehen, daß doch eine innere Verbindungslinie vorhanden ist, auf der etwas gerade vom Wesen dieser Art Christentum

auch in unser religiöses Besitztum hineinreicht. Es ist nicht der Weihrauch, es sind nicht die Bilder, nicht die Schmutzhaufen und die Prügeleien unter den „Gläubigen", aber es ist immerhin ein Stück von der Grundlage, auf der all diese Dinge erwachsen sind, wenn auch als eine Summe von Entartungen: Die Hinüberzerrung des Christusbildes aus dem Licht geschichtlichen Verständnisses in jenes verschwommene Halbdunkel, darin man das Leben Jesu uns zu zeigen gewohnt ist und das sich aus Resten überwundener Gottesvorstellungen, aus spekulativer Mystik und Bruchstücken versunkener philosophischer Systeme im Laufe von Jahrhunderten zusammengebraut hat. Bis auf unsere Tage lagert es über weiten Gebieten der Christenlehre — an keiner Stelle aber so dicht und so verhängnisvoll, wie auf den Vorstellungen von der Bedeutung des Todes Jesu.

Man muß es gerade heraus sagen: diejenige Art von Unterweisung im Christentum, die heute der heranwachsenden Generation im Durchschnitt zu teil wird, ist direkt geeignet, nicht nur die Unterrichteten selbst dem Evangelium zu entfremden, sondern auch ein voll gerütteltes Maß dazu beizutragen, daß die Religion Jesu in dem Gesamtbewußtsein unseres Volks noch auf lange hinaus dieselbe wirkungsschwache Größe bleibt, die sie heute ist — und das liegt mit an der Menge der abgestorbenen, verdorrten Gedankengebilde, die der Unterricht im Christentum mit sich fortschleppen muß. Damit soll nicht die Arbeit der eigentlichen theologischen Wissenschaft getroffen werden, sondern die religiöse Heranbildung der Jugend, der breiten Masse so gut wie der Gebildeten. Was ihr von Jesus erzählt wird, das packt sie nicht und kann sie nicht packen, denn es ist ein Jesus, den sich längst vermoderte Geschlechter und

eine seit Jahrhunderten gestorbene Weltanschauung zurechtgemacht haben, nicht der Jesus, der wirklich gelebt hat. Als den Menschen der alten Welt von Jesus gepredigt wurde und sie Glauben an ihn gewannen, da erfuhren zwar ihre religiösen Erkenntnisse und Ideeen eine mächtige Beeinflussung, aber sie wurden keineswegs von Grund auf verwandelt. Wenn Juden, Römer oder Griechen Christusgläubige wurden, so behielten sie deshalb doch die ganze eigentümliche Bildung ihres Geistes, die Schulung ihres Denkens, ihre Art der methodischen Fragestellung in den Problemen des geistigen und religiösen Lebens; sie behielten unwillkürlich auch die Grundlagen und Voraussetzungen, von denen sie im Prinzip bei ihren Vorstellungen vom Wesen der Gottheit, von der Natur des Menschen, vom Verhältnis Gottes zur Welt und ähnlichen Gegenständen des religiösen, überhaupt des metaphysischen Denkens ausgingen. Wir beobachten daher, wie sich im Laufe der ersten Jahrhunderte nach der Berührung des Evangeliums mit den Völkern der alten Welt der Zustand herausbildet, daß sie alle, namentlich aber Griechen und Römer, das Christentum ihrem eigenen Wesen so weit wie möglich zu assimilieren suchen: auf der einen Seite tragen sie alles, was ihnen von ihrem eigenen geistigen Besitz wertvoll dünkt, in dasselbe hinein, und auf der andern sind sie bestrebt, ihm die Antwort auf alle die Probleme abzugewinnen, die ihnen kraft ihrer bisherigen Entwickelung als die grundlegenden Fragen des Lebens erscheinen. Beides führte zu offensichtlichen Gewaltsamkeiten, zu Verbiegungen und Verrenkungen des ursprünglichen Gehaltes der Predigt Jesu, wie sie teilweise stärker kaum gedacht werden können. Vollends als seit der konstantinischen Zeit große heidnische Massen aus rein äußeren Gründen in die Kirche einström=

ten, wuchs die Menge des heidnischen, innerlich überhaupt nicht mehr amalgamierten, sondern nur notdürftig mit christlichen Flittern überklebten Stoffes mächtig in die Höhe. Der ganze Katholizismus, namentlich aber die orientalischen Kirchen, haben so viel davon in sich aufgenommen, daß überall in ihren Herrschaftsgebieten, wo nicht durch den allgemeinen Stand der Bildung ein hinreichendes Gegengewicht gegeben ist, das Christentum endgültig seines Gehalts entleert wird, daß es von der Stufe einer geistigen Religion herabsinkend, in Ritus, Aberglaube und Dogma erstarrt.

Die Reformationskirchen haben es seinerzeit versucht, aus der Bahn dieser verhängnisvollen Entwickelung herauszukommen und sich wieder an dem geschichtlichen Urbilde des Christentums neu zu orientieren. Das ist ihnen aber nur teilweise gelungen, weil sie vielfach für Urchristentum gehalten haben, was in Wirklichkeit selbst schon eine Legierung evangelischer Ideeen mit antiken, sei es jüdischen, sei es hellenistisch-römischen Vorstellungen war. So kommt es, daß wir, selbst wenn krasse Beispiele von Religion und Religiosität niederer Ordnung innerhalb eines angeblichen Christentums uns vor Augen treten, doch nicht von ganzem Herzen und mit gutem Gewissen sprechen dürfen: Ich danke dir Gott, daß ich nicht so bin, wie jene da! Allerdings besteht ein gewaltiger Unterschied zwischen uns und den Orientalen darin, daß bei diesen der Quell des geschichtlichen Evangeliums so tief verschüttet liegt, daß nur noch spärliche Tropfen des Lebenswassers an die Oberfläche des Trümmerfeldes dringen, während bei uns die offene Strömuug immerhin so stark ist, daß wir hoffen können, sie wird noch aus eigener Kraft dereinst die Sand- und Schlammbänke, die sich abgesetzt haben, fort-

reißen, ehe es zu spät ist und die Stagnation in dauernd verderblichem Maße begonnen hat. Vorbedingung für einen solchen glücklichen Ausgang ist aber vor allen Dingen die volle und aufrichtige Erkenntnis, wie gefährlich die Dinge in Wahrheit auch unter uns schon stehen.

* * *

Von Golgatha wieder herabsteigend gelangt man durch das südliche Seitenschiff der Kreuzfahrerkirche in die Kuppelrotunde über dem geschmacklosen Tabernakel, das in seinem Innern das heilige Grab selber birgt. Madat begleitete uns; wir gingen zu Dreien in das enge Gelaß, das höchstens noch für einen vierten Menschen Raum geboten hätte. Wie man sich die Anlage eigentlich denken soll, ist nicht recht klar. Man hat, sobald die kleine Vorkapelle durchschritten und das „Grab" selbst betreten ist, etwa den Eindruck, in einem großen, nach oben zu sich verengernden Kamin zu stehen. Von der Decke herab hängen dreiundvierzig stets brennende Lampen, dreizehn griechische, ebenso viele lateinische und armenische und vier koptische. Der Rauch entweicht nach oben und dringt durch eine Oeffnung im Dach des Tabernakels in den freien Raum unter der Hauptkuppel. Wäre die Ueberlieferung richtig, die hier das Grab Jesu sucht, dann müßte man sich vorstellen, daß diese Kapelle die in einen freistehenden Felsen hineingehauene Grabkammer selbst ist, und daß der Leichnam in einer sarkophagähnlichen in den Boden oder eine Wand hineingehauenen Nische beigesetzt war. Davon kann aber in Wirklichkeit hier schwerlich die Rede sein, denn die Kapelle steht rundum frei über dem Boden und ist anscheinend durchweg aus Mauerwerk errichtet. Von der nur wenige Quadratmeter betragenden Grundfläche des Raumes nimmt der Grabstein ein Drittel ein. Er ist

von schlechtem Marmor und sieht aus wie eine geschlossene Truhe; die obere Platte ist gesprungen. Auf den ersten Anblick ist man versucht zu glauben, daß es ein innen hohler Behälter ist — es soll aber nicht der Fall sein. Die Pilger knieen vor dem Stein nieder und küssen ihn; viele lassen nach orientalischer Sitte auch ihre Schuhe draußen vor dem Eingange stehn. Die Luft drinnen ist schlecht, der Atem beengt durch die mangelhafte Ventilation und die Masse der brennenden Oeldochte. Im allgemeinen hat man den Eindruck, in irgend einen muhammedanischen oder sonst nichtchristlichen Heiligtum zu stehen; nur das Relief über dem Grabstein, das den aus dem Grabe erstehenden Christus darstellt, mutet abendländisch-christlich an. Vor der Thüre ist ein großes Bruchstück von einer Steinplatte in den Fußboden eingelassen und mit Marmor eingefaßt: Dies soll ein Teil des Steines sein, den die Bestatter Jesu vor die Thür des Grabes wälzten und den die Juden versiegelten.

Ich kann auch hier nur dasselbe wiederholen: die Idee, daß hier der Ort des Begräbnisses Jesu sein soll, ist so widerwärtig, daß man das Ganze lieber vom Erdboden verschlungen sehen möchte, als sich von der Echtheit der Tradition überzeugen lassen. Alljährlich am Sonnabend vor Ostern geht der griechische Patriarch mit einigen Geistlichen in das Grab, und alle Lampen werden vor den Augen des Volkes, das in dichtgedrängter Menge die ganze Kirche erfüllt, ausgelöscht. Um die Kapelle herum beten die Priester um Herabsendung des neuen heiligen Feuers vom Himmel für dieses Jahr. Wenn die Komödie draußen lange genug gedauert hat, zünden die Kleriker drinnen mit einem Streichholz die Himmelsflamme an und reichen das Feuer aus dem Grabe hinaus. Nun beginnt

ein wüstes Raufen unter den Pilgern. Alle haben Kerzen in der Hand, und jeder sucht die seine so schnell wie möglich zu entzünden, sei es direkt an dem Feuer, das aus dem Grabe gekommen ist, sei es an einer der von dorther übertragenen Flammen. Das Volk ist fest davon überzeugt, daß die Priester das Feuer von Gott selbst herabgebetet haben. Die Katholiken des lateinischen Ritus halten sich jetzt von diesem empörenden Mißbrauch fern; früher aber nahmen alle Konfessionen daran Teil, und schon zur Zeit der Chalifen wurde von den Priestern ein ähnlicher Betrug verübt, wie heute. Damals soll vom Dach der Kirche her an einem langen Draht ein Leuchter in die Grabkapelle hineingehangen haben; der Draht wurde mit Balsamöl befeuchtet und vom Dache aus angezündet, ohne daß die Leute in der Kirche es merkten. Dann lief das Feuer von oben längs der geölten Metallstange herab und brachte die heilige Lampe in der Grabkammer zum Aufflammen. Niemand aber findet sich unter jenen orientalischen Christen, der von sich aus den Mund gegen dieses gotteslästerliche Treiben an der Stätte aufthäte, von der sie doch glauben, daß ihr Heiland hier gestorben und auferstanden ist. Es heißt, das Volk würde an seinem Glauben irre werden, wenn das Wunder mit einem Male fortbliebe; so bedarf es der tausendmal wiederholten Lüge, um die einmal geschehene zu beschönigen.

Unser Madat zerfloß in Andacht; um keinen Anstoß zu geben, hatten auch wir vor dem Grabstein gekniet. Als wir aus der Kapelle heraustraten, dunkelte es draußen bereits etwas, und tiefe Schatten begannen die ohnehin an den meisten Stellen düstere Kirche zu erfüllen. Diese Mauern umschließen nun für den bei weitem größten Teil aller christlich Getauften das tiefste Heiligtum, das sie

kennen! Sie bergen ihnen die verkörperte Erinnerung an das wunderbarste Geheimnis ihres Glaubens: die Erlösung der Menschheit durch Jesu Tod und Auferstehung. Fragst du sie freilich darnach, was die beiden Dinge denn heute für einen jeden von ihnen und uns bedeuten, so vermögen sie keine Rechenschaft zu geben. Ihr Wissen reicht nicht weiter als bis zu der Ueberzeugung, daß sie Jesus Christus jedenfalls am besten dadurch für das Werk unserer Erlösung danken, daß sie dem Andersgläubigen die Andacht hier verleiden.

Erlösung! Ich hatte das Wort oben in der Golgathakapelle fort und fort im Sinne gehabt vor dem Kreuz und dem Christus aus buntglänzendem Kartonpapier hinter dem vergoldeten Strahlenhalbkreis, und es war mir in der Grabkapelle vor der gesprungenen Marmortafel, wo sie den Leib Jesu zur Erde bestattet haben sollen, immer wieder auf die Lippen getreten: Erlösung — Erlösung! Jetzt unter der Kuppel im Hindurchschreiten durch die weite Rotunde zwang es mich förmlich, mir in Gedanken die Luthersche Erklärung zum zweiten Artikel herzusagen: Ich glaube, daß Jesus Christus, wahrhaftiger Gott, vom Vater in Ewigkeit geboren, und auch wahrhaftiger Mensch, von der Jungfrau Maria geboren, sei mein Herr, der mich verlorenen und verdammten Menschen erlöset hat, erworben, gewonnen von allen Sünden, vom Tode und von der Gewalt des Teufels, nicht mit Gold oder Silber, sondern mit seinem heiligen teuren Blute und mit seinem unschuldigen Leiden und Sterben! Wer könnte der Worte dieser Formel wohl ohne Pietät gedenken, so trübe auch die Erinnerungen sein mögen, die durch ihren Klang öfters wohl mit ihr heraufbeschworen werden — Erinnerungen

an die Stunden geistiger Marter und religiöser Verwüstung, die der Katechismusunterricht in uns und unsern Schulgefährten einst angerichtet hat. Aber von der Pietät führt hier keine Brücke hinüber zum Bewahren und Behalten. Keine, auch die stärkste Anstrengung des Willens nicht, vermag für sich oder für andere religiöse Nahrung zu ziehen aus einer Sache, die man bereits geistig überwunden hat. Der Tod Jesu ist eine von denjenigen Thatsachen der evangelischen Geschichte, bei deren Behandlung wir die Wirkung jener inneren Assimilation des Christentums durch die geistigen, religiös geringwertigeren Kräfte der alten Welt am deutlichsten wahrnehmen, und gerade hier haben wir noch heute besonders schwer daran zu tragen.

Jede Erzählung von Dingen, die in die Sphäre Gottes oder der Beziehungen zwischen Gott und den Menschen hineingehören, sei es, daß es sich um Ratschlüsse und Erwägungen, sei es, daß es sich um Thaten der Gottheit handelt, erhält mit Notwendigkeit etwas vom Charakter des Mythus, sobald sie sich nicht lediglich als Ausdruck einer innern religiösen Erfahrung giebt, sondern im Ton des Berichts über ein historisches oder episches Geschehnis auftritt. Im Unterschied von der Darstellung der Geburt Jesu ist dieser ungeschichtliche und religiös einen tiefern Standpunkt der Erkenntnis repräsentierende Zug bei der Erzählung von seinem Tode zwar nicht bis in die *evangelische* Darstellung des Herganges selbst vorgedrungen, aber er ragt doch bereits im Neuen Testament und vollends in den Denkmälern der späteren kirchlichen Entwicklung auf das stärkste in die Ausdeutung und in das Verständnis des Geschehenen hinein.

Jeder von uns kennt die Erklärung der Notwendigkeit des Todes Jesu, die in Predigt und Katechismus die

landläufige und kirchlich approbierte ist. Von Adam her sind alle Menschen mit Sündenschuld beladen, weil jener Erstling unseres Geschlechts im Garten Eden Gott nicht gehorcht hat. Was soll Gott nun thun? Weil er gerecht ist, muß er strafen; weil er liebt, möchte er helfen. Um seiner verletzten Majestät willen kann er nicht bedingungslos verzeihen, er muß eine Genugthuung haben. So schickt er seinen Sohn. Der erfüllt für die Gesamtheit des Menschengeschlechts die Summe der Gebote Gottes und nimmt als Stellvertreter die von uns verwirkte Strafe auf sich. Nun ist Gott nach der Seite seiner Gerechtigkeit und seines Zornes hin Genüge geschehen. Einmal wenigstens ist sein Wille voll und ganz erfüllt und so das Prinzip gewahrt worden. Dazu ist seine Forderung an die Menschheit, der er um seiner absoluten Gerechtigkeit willen nicht einfach entsagen konnte, für uns von einem Dritten für alle Vergangenheit und Zukunft beglichen worden. Jetzt kann er die andere Seite seines Wesens, die Gnade, frei walten lassen.

Man kann dies Gebäude von Folgerungen und Voraussetzungen darüber was Gott kann und nicht kann, was er muß, was er darf und braucht, ansehen von welcher Seite man will: von der des natürlichen sittlichen Empfindens, von den logisch kritischen, von der religionsgeschichtlichen her — überall erscheint es gleich haltlos und verkehrt konstruiert. Die Bestandteile, aus denen es erbaut ist, sind erstens ein Gottesbegriff, der noch tief in der vorchristlichen Hülle der Vermenschlichung des Göttlichen steckt, ferner die grobe Uebertragung juristischer Kategorieen des Denkens auf religiöses Gebiet; endlich eine rücksichtslose Vergewaltigung der einfachsten formalen Logik, insofern mindestens an einem der beiden entscheidenden Punkte des Systems,

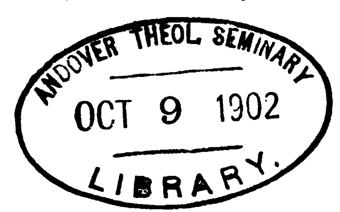
dem stellvertretenden Strafleiden Jesu, von einer wirklich vollgültigen Uebernahme des uns angedrohten Schicksals durch den Mittler doch garnicht die Rede sein kann.

Der ganze Aufbau ist schon aus dem Grunde von vornherein und im Kern verfehlt, weil er nicht von der Grundlage des uns Menschen religiös allein Erfahrbaren aus gedacht ist, sondern eine Konstruktion vom Standpunkte Gottes aus darstellt, der — fälschlicherweise — als für unsere Erkenntnis zugänglich angenommen wird. Es ist ein Versuch, den die alten Völker mit den ihnen erschwinglichen Mitteln und Methoden der Erkenntnis gemacht haben, um sich die in Jesus Christus erlebte Thatsache der Erlösung innerhalb des Rahmens eines großen, Gott und die Menschheit umfassenden Gesamtbildes begrifflich klar zu machen. Weil wir aber, wie wir jetzt wissen oder doch wissen könnten, gemäß den Schranken unserer Erkenntnis kein Recht haben, andere Aussagen von Gott zu machen als solche, die auf unserem inneren Erleben beruhen, so ist im Prinzip kein Unterschied zwischen dieser Theorie der Erlösung und den buddhistischen oder masdajasnischen Versuchen, sich das Verhältnis zwischen Gott und der Menschheit zu konstruieren. Die Offenbarung Gottes in Jesus ändert doch nichts an dem für alle gesunde und fruchtbare religiöse Entwicklung grundlegenden Satze, daß Gotteserkenntnis auf keine andere Weise zustande kommt, als auf dem Wege innerer Erfahrung und innerer Erlebnisse. Die Autorität, die Jesus in religiösen Fragen für uns ist, beruht ja gerade darauf, daß ihm aus seinem einzigartigen Verhältnis zu Gott eine so große und tiefe Gotteserfahrung erwuchs, wie sie nie einem andern vor ihm zu teil geworden ist oder werden wird. Jeder aber, der an ihn glaubt, ist Teilhaber und Erbe des von ihm hinterlassenen

Schatzes. Die in Paulus wurzelnde, nach ihm noch durch mancherlei hinzugekommene Elemente bereicherte Kirchenlehre von der Bedeutung des Todes Jesu war für die alte Zeit sicher ein wertvoller, mit vieler und schwerer Gedankenarbeit errungener, lebendiger Besitz. Heut aber ist sie nicht mehr lebendig, sondern gestorben. Nie und nimmer wird sich unser in der Schule des Evangeliums entwickeltes Empfinden im Ernst dazu bewegen lassen, Fragen sittlicher Verschuldung und Begnadigung mit einem Maße zu messen, das der Regelung von Darlehensverpflichtungen und ähnlichen Rechtsgeschäften entnommen ist. Der Gedanke, daß Gott sich seine Genugthuung für unsere Sünden gegen ihn nicht bei uns, sondern bei einem Dritten verschafft, ist in seiner Nacktheit so absurd, daß er durch keinerlei Hilfskonstruktionen erträglich gemacht werden kann; vielmehr führen solche nur immer tiefer und rettungsloser in das Gewirr klügelnder und phantastischer Spitzfindigkeiten eines überwundenen Weltalters hinein.

Mir haben die beiden Golgathas, das draußen vor dem Damaskusthor und das drinnen in der Grabeskirche, die letzten Fäden des grauen Netzes, in dem mein religiöses Verständnis des Lebens Jesu von den Tagen des Kindheitsunterrichts her noch befangen geblieben war, nachdem sich schon langsam Jahr um Jahr eine Masche nach der andern gelöst hatte, endgültig zerrissen, indem mir in jenen zwei Stätten die Geschichte und das mythologisierende Dogma, jedes im Kern seines Wesens, verkörpert und klar, einander gegenüber traten.

Noch etwas Anderes habe ich in jener Stunde unter den drückenden, finsteren Gewölben inmitten des Wustes von Heiligenbildern, Dogmatik, Schmutz und Pfaffengezänk erlebt: Das brennende Bewußtsein der heiligen Ver-



pflichtung, nach dem Maße der von Gott erhaltenen Kräfte daran mitzuarbeiten, daß der schreckliche Bann der alten, innerlich schon seit Jahrhunderten abgestorbenen Erlösungslehre endlich von uns genommen und wenigstens aus der religiösen Unterweisung der heranwachsenden Geschlechter beseitigt werde. Sicher ist der Satz, daß wir durch den Tod Jesu erlöst sind, der Eckstein des Christentums und jeder Gedanke, der mit dem Anspruch auftritt, etwas Wesentliches zum Verständnis der christlichen Religion beizutragen, muß daran gemessen werden, ob und wie weit er der zentralen Stellung jener Glaubensthatsache Rechnung trägt. Wer mit dem Tode Jesu nichts Rechtes anzufangen weiß — die alte griechische Kirche hat in der klassischen Periode ihrer Entwicklung ihre Ratlosigkeit in diesem Punkte eingestanden — oder wem er überhaupt nicht von selber in den Mittelpunkt der systematischen Erfassung des evangelischen Heilsgutes tritt, bei dem muß notwendigerweise irgendwo schon im Ansatz der Rechnung ein Fehler stecken. Was aber bedeutet die Herrschaft der alten Lehre in Schule und Predigt? Nichts Anderes, als die systematische Verbauung des Zugangs zu der Person Jesu für die Menschen!

Entweder wird der Mensch, an den diese verdorrte Art von Unterricht im Christentum herantritt, überhaupt zurückgestoßen, um so entschiedener, je länger er den Zumutungen seiner Lehrer, Schale für Kern zu nehmen, ausgesetzt ist — oder er bringt es durch eine Art von „frommer" Selbsteinschläferung dahin, daß sein normales Denken und Empfinden unter dem Einfluß der immerwährenden autoritativen Wiederholung des Absurden schließlich auf diesem Punkte gleichsam zu funktionieren aufhört.

Nur die wenigsten Menschen werden Zeit, Kraft und Gelegenheit finden, sich noch nachträglich, nachdem der Gang ihrer Bildung abgeschlossen ist, aus jenem Nebel des religiösen Denkens oder aus der Wüste der einmal erzeugten Gleichgültigkeit herauszuarbeiten und unter schweren Kämpfen das zu erreichen, was ihnen von vornherein als das Selbstverständliche hätte geboten werden sollen.

Wir sind durch Jesu Tod erlöst. Das heißt nicht, daß Gott unter Vermittelung Jesu aus irgend welchen Motiven mit sich selber ein Rechtsgeschäft in betreff unserer abgeschlossen hätte, sondern das heißt, daß Jesus in den schwersten Stunden seines Lebens, da er den Willen des Vaters erkannte, Gehorsam und Hingabe sieghaft bewährt und damit das Evangelium, das Gott ihm zu verkünden gab, als ein unverlierbares Gut für alle Menschen und Zeiten gerettet hat. Jesus hatte uns Botschaft gebracht von Gott. Nicht länger sollten die Menschen in die Irre gehen wie Schafe, die keinen Hirten haben; nicht länger dahingegeben bleiben an die verderbliche, seelenmordende Knechtschaft des Irrtums und der Sünde. Erlösung sollte uns werden von dem Fluch, der auf uns lastete, weil wir in schicksalsvoller Verstrickung von Schuld, Verhängnis und Strafe unseren Wandel entgegen Gottes ungeschriebenem, aber ewigem und unverbrüchlichem Gesetze führten. Da offenbarte uns Jesus aus der Tiefe der Hingebung seiner Seele an Gott hervor den wahren Weg zum ewigen Ziel unseres Daseins: zur Gemeinschaft mit Gott. So endlose Mühe sich auch die Menschen von den ersten Augenblicken des Empordämmerns religiöser Gefühle

an bis auf den Tag, da die Zeit erfüllet war, um dieses Endziel aller Religion gegeben hatten, auf hundert und aberhundert verschiedene Arten — ohne das Evangelium, das Jesus uns brachte, wäre die volle Wahrheit auf immer vor unseren Augen verborgen geblieben. Leuchtend in Schöne und Größe entrollte Jesus vor seinen Hörern das machtvolle strahlende Bild der Hingabe des menschlichen Herzens an Gott im Geist und in der Wahrheit.

Da stieg alsbald, dunkel und schreckhaft, die Todeswolke vor ihm aus dem Abgrunde auf und verdüsterte seinen Weg. Wohl vermochte das finstere Rätsel die Höhe und Kraft seines Gottesbewußtseins nicht zu erschüttern, aber er hat namenlos unter dieser für ihn so unerwarteten Wendung seines Schicksals gelitten. Meine Seele ist betrübt bis an den Tod, betete er — mein Vater, es ist dir Alles möglich, überhebe mich doch dieses Kelches! Doch nicht, was ich will, sondern was du willst. Und es kam, daß er mit dem Tode rang, und er betete heftiger. Es ward aber sein Schweiß wie Blutstropfen, die fielen auf die Erde!

Aber er wankte nicht und wich vor dem Grauen der Todesnacht nicht zurück, obwohl er sich hätte retten können. Vor der mordschnaubenden Versammlung seiner Todfeinde im hohen Rat bekennt er sich laut und unumwunden zur Gottessohnschaft und zum Messiastum — sein Schicksal besiegelnd. Der heidnische Richter bietet ihm die Hand, ihn zu retten, aber er hat den Willen des Vaters erkannt, der ihm zu sterben bestimmt; so läßt er den zweifelnden Römer stehen und geht in den Tod. Es gab für ihn kein zurück, denn das Leben hätte er sich auf keine andere Weise erkaufen können, als indem er beschloß, jetzt seinen eigenen Willen dem Willen des Vaters entgegenzusetzen. Da-

mit hätte er aufgehört, zu sein, der er war: Gottes Sohn.

Jesus gehorchte, und sein Auge brach im Tode am Kreuz. Hätte er zu leben gewählt, statt zu sterben, so wäre er selbst und sein Evangelium heute verschollen und vergessen. Bis heute und in Ewigkeit würde Gott für uns Menschenkinder in der Ferne wohnen, da niemand hinkommen kann; der Weg zu ihm wäre uns verborgen; ihn und seinen Willen würden wir nicht kennen. Jetzt, da wir das Evangelium haben, *können* wir erlöst werden, wir *können* dazu gelangen, uns als Gottes Kinder zu wissen. Durch das Evangelium sind wir befreit von dem Fluch, daß unvergebene Sünde uns in die Ferne hinwegstößt, fort von Gott, fort vom Herzen des Vaters. Weil wir das Evangelium haben, so wissen wir, daß Gott Sünde vergiebt, wissen wir, wie wir zu sein uns bestreben müssen, damit Gott uns unsere Schuld gegen ihn vergebe und uns an sein Herz nehme. *Ohne Evangelium kein Weg zur Vergebung der Sünden, kein Weg zur Gemeinschaft mit Gott — ohne Jesu Tod aber kein Evangelium!* Um den Preis seines Leidens und Sterbens hat er der um Versöhnung mit Gott sich bangenden und sehnenden, sich verzehrenden verlorenen Welt die Botschaft Gottes gerettet: *Kommet und nehmet Vergebung!*

Er starb, aber Gott rief ihn aus dem Tode hervor. Da wurden die Menschen, die erst an ihn geglaubt und dann an ihm verzweifelt hatten, wieder fest im Glauben an ihn und seine Sache. Sie gingen aus in alle Welt und predigten das Evangelium aller Kreatur, denn indem Gott es sie hatte erleben lassen, daß Jesus *nicht* im Tode geblieben war, hatte er selber ein machtvolles und

unwidersprechliches Siegel auf das Vermächtnis seines Sohnes gedrückt. Jesu Todesentschluß barg in sich den Triumph der Auferstehung von den Toten. So ist sein Evangelium zu uns gekommen — so sind wir erlöst durch seinen Tod.

Ist nun die Sache hiermit für dich zu Ende? Mit nichten! Du glaubst, daß Gott es dir hat gelingen lassen, einen Weg zum geschichtlichen Verständnis der Grundlagen zu finden, auf denen der christliche Glaube erwachsen ist — dir und vielen anderen, die klüger, größer und geehrter sind, als du. Nun freut ihr euch eures Besitzes, dankt Gott um ihn und sucht euer Gut noch zu bessern und zu mehren. Wohl — siehe die Menge deiner Brüder und Schwestern, die gleich dir auf dem Wege sind, auf dem Wege durch die Welt zu Gott — aber menschlicher Unverstand und menschliche Kurzsichtigkeit laden ihnen auf dem schmalen, steilen Pfade noch den nutzlos gewordenen Schutt vergangener Jahrhunderte auf die Schultern und binden ihnen tote Bürden auf, daß sie matt werden und straucheln; oder wenn sie erkannt haben, was man ihnen zu schleppen zumutet, so werfen sie es zornig fort und wenden sich ab von dem Wege, den ihnen die als den richtigen gezeigt haben, von denen sie ihre Last empfingen. Wahrlich — wenn du das ansiehst und setzst nicht all dein Wollen und Vermögen daran, hier zu helfen und zu bessern, so wird Gott die Seele derer von dir fordern, denen du hättest helfen können, wenn du sie laut hättest rufen wollen und ihnen ein Zeichen am Wege aufstecken, das sie sehen, um das sie sich sammeln mußten. Je höher du stehst, je weitere Kreise auf dich hören, je größer menschlicher Voraussicht nach die Bewegung werden muß, die dein Wort entfesselt, desto verantwortungsvoller

und unabweislicher lastet diese Verpflichtung auf dir. Es ist nicht deine, es ist Jesu Sache, die du hier führst. Bedenklichkeiten gelten nicht, wo die Steine schreien, und will hier einer sagen: Wer weiß, ob nicht mehr Schlimmes als Gutes aus der einmal entfachten Bewegung kommen wird? — so weiß ich darauf nur zu erwidern, daß hier das Uebel und die Schuld durch nichts größer werden können, als dadurch, daß man die Dinge bleiben läßt wie sie sind. Zu den Kennzeichen religiöser Kraft gehört es nun einmal, daß die eigene Ueberzeugung, mag sie geartet sein wie sie wolle, den Menschen mit Naturnotwendigkeit zu irgend einem Thun gegen das Versteinerte und Erstarrte treibt, zu einem Thun, das gegen den toten Fels der bloßen lebenzerstörenden, erstickenden Tradition in der Kirche anbrandet, sich an ihm bricht, aber ihn schließlich zertrümmert!

Heute und immer giebt sich freilich angesichts solcher Tendenzen die Abneigung der führenden und verantwortlichen Persönlichkeiten gegen allen „Radikalismus" übereinstimmend als überlegendes und überlegenes Abwägen des Für und Wider zur Sache — und den Schluß macht in der Regel das Argument, die gewaltsame Ueberstürzung müsse und würde statt zu dem gewünschten Ziele hin nur noch weiter von ihm abführen. Wenn man bloß auf die nächsten Folgen des Bruches mit dem regierenden und hochmögenden Schlendrian in der Kirche sieht: möglich! ja höchst möglich und wahrscheinlich! Darum bleibt es aber doch dabei, daß die großen Bahnbrecher niemals gefragt haben: Was kommt darnach, wenn wir so und so reden? Man kann auch dabei ein treuer Arbeiter sein und sich billig Verehrung und Liebe vieler Schüler erwerben — aber man macht allein mit der Entstehungs-

geschichte der Evangelien, mit der Analyse des Urchristentums, mit der Kunde, daß Amos und Jesaia älter sind als Mose, noch keine Menschen warm, so warm, daß sie es bei Büchern und Papier nicht mehr aushalten, sondern hingehen, ein Stück Welt anders zu machen: gleich, eilends, heute! Das aber haben die großen Rufer der alten Tage gethan, und das thut die Rechtgläubigkeit, das thut selbst der Katholizismus von heute immer noch. Bei uns aber fehlt es! Von den Stellen, da unserem Wissen die Nahrung zufließt, hören wir keinen deutlichen Ton, der unser Wollen ruft, zum Thun ruft, und daher kommt es, daß soviele von uns schließlich einen Strich unter das Gelernte machen und anderswohin gehen, sei es überhaupt weg von Religion und Theologie, sei es an Orte, wo irgendwie zur Arbeit gerufen wird auf der Grundlage des Wortes: Alles was ihr wollt daß euch die Leute thun, das thut ihr ihnen! Nur kein unweises Drängen! heißt es. Warte ab, die Wahrheit wird siegen. Jawohl, sie wird siegen, und wir Glücklichen sollen dabeistehen dürfen und zusehen, versteinerte Symbole recitiren, Papyri aus den ägyptischen Gräbern flicken und wenn die Conduite gut bleibt als Superintendent oder Geheimerat sterben!

Gehet hin in alle Welt und prediget das Evangelium aller Kreatur! Alles was du an deinem Bruder nicht gethan hast, das hast du mir nicht gethan! Indes wenn ich anfangen will vom Evangelium zu reden, da heißt es: Ja das und das von der Ueberlieferung und von den Aufsätzen der Aeltesten steht aber auch dabei. Ich bin zwar gelehrt, daß es nicht dazu gehört, aber sobald ich damit Ernst machen wollte, fiele man mir in den Arm, und sähe ich mich dann nach Hilfe um, so hieße es sicher, wie es schon so oft geheißen hat: Ja da siehe du zu! Und

wie steht es mit dem Wort Jesu über das was ich dem Nächsten, dem Bruder schuldig bin? Zwar war es auch damals als es gesprochen wurde, fast über des Menschen Vermögen schwer, aber seinem Wesen nach einfach und faßlich. Wie anders heute! Welches soll sein Sinn sein, sein Verständnis, welches die Möglichkeit, es zu befolgen, wo doch auf der Hand liegt, daß es für uns nicht mehr ausreicht, Hungrige zu speisen und wenn man zwei Röcke besitzt, einen davon dem zu geben, der keinen hat! Wir können nicht mehr wie die Leute zur Zeit Jesu damit rechnen, daß in Kürze dieser Weltlauf aufhört. Ob wir die Hilfe, die wir dem Bruder schuldig sind, dem Bruder in dem uns Jesus entgegentritt, ihm schaffen können, und wie wir sie ihm schaffen können, das hängt, öfter als von unserm Wollen und Können, von Getreideernten, Kohlenpreisen, Volksvermehrung und ähnlichen Dingen bei uns sowohl als auch in Ländern und Erdteilen ab, von deren Dasein noch niemand eine Ahnung besaß, als Jesus lebte. Wer schafft uns aus den ewigen Prinzipien der Botschaft Jesu vom Willen Gottes heraus die praktische Ethik für unser Zeitalter der Weltwirtschaft, der Weltkrisen, des politischen und ökonomischen Kampfes der Nationen, Klassen und Stände?

Wer es thun will, muß ein Prophet sein, muß Prophetengeist, muß Vollmacht von Gott her haben. Er braucht uns kein neues Evangelium zu bringen, aber er muß aus dem alten Evangelium neue Erkenntnis und neue Kraft schaffen, denn wir sind am Erliegen. Wo wir auch hinsehen, wohin wir uns auch wenden: gegenüber den Aufgaben unserer Zeit sind wir am Ende unserer Weisheit. An Wissen fehlt es nicht, aber an der Kraft, am Wollen und am Können. Vielleicht arbeitet schon irgendwo in der

Tiefe der Quell, der uns das Lebenswasser wiederbringen soll, an der toten Gesteinsdecke über sich. Solches Wasser ist immer von dort unten gekommen. Bis du aber eines Tages von ihm trinken kannst, da geh hin und sieh zu, ob dich nicht jemand für eine Sache dinge, von der es nicht so gar weit ist zur täglichen Arbeit für das worum wir bitten sollen, wenn wir beten: Unser Vater — es komme ja komme dein Reich!

Druck von H. Laupp jr in Tübingen.

